Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

des

Wiederaufblühens

wiſſenſchaftlicher Bildung,

vornehmlich in Teutſchland

bis zum Anfange der Reformation.

Von

Dr. Heinrich Auguſt Erhard.

Erſter Band.

Nebſt einer Einleitung,

die geſchichtliche Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Kultur Teutſchlands vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften enthaltend.

Magdeburg,
Creutz'ſche Buchhandlung.
1827.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem

Durchlauchtigsten

Fürsten und Herrn

Herrn

Heinrich LXII.

jüngerer Linie Reuß,

souveränem Fürsten, Grafen und Herrn zu Plauen, Graiz, Gera, Schleiz und Lobenstein ꝛc.

des ganzen hohen Stammes Aeltestem,

des Königl. Preußischen großen rothen Adler-Ordens, des Königl. Baierschen S. Hubertus-Ordens, des Königl. Sächsischen Haus-Ordens der Rautenkrone, des Großherzogl. Sachsen-Weimar'schen weißen Falken-, und des Großherzogl. Hessen-Darmstädtischen Ludwigs-Ordens Ritter und Großkreuz ꝛc.

meinem gnädigsten Fürsten und Herrn,

als ein geringes Denkmaal aufrichtiger Verehrung

unterthänigst und hochachtungsvoll

zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Durchlaucht hohe Tugenden und stille, doch unvergängliche Verdienste, wodurch Höchstdieselben die Geschichte unsers teutschen Vaterlandes mit einem neuen erhabenen Beispiele bereichert haben, wie viel Großes und Herrliches ein großer und edler Geist auch in einem weniger ausgedehnten Wirkungskreise zu schaffen vermag, und welch einen unverwelklichen Kranz der schönsten Belohnung und des würdigsten Ruhmes der Fürst um sein Haupt windet, der seines Volkes Vater und Freund ist, — haben schon längst mein Herz mit den Gefühlen der tiefsten Verehrung durchdrungen, die um so reiner erscheinen muss, als ich noch nie das Glück genoss, eines näheren Verhältnisses zu Ew. Durchlaucht mich zu erfreuen. Nur der Wunsch, diese Verehrung öffentlich auszu-

Digitized by Google

sprechen, konnte daher den Schritt herbeiführen, Ew. Durchlaucht erhabenen Nahmen, einem Werke, das noch so manche Mängel und Schwächen in sich trägt, voranzusetzen, und Ew. Durchlaucht hochgefälliger Beachtung, dasselbe, in unterthänigster Ueberreichung, vertrauensvoll zu empfehlen. Sehr gewagt würde dieser Schritt, auch deshalb, daß gegen Ew. Durchlaucht ich, als ein ganz Fremder, mich desselben unterfange, sich darstellen, wenn nicht in dem Kranze der schönen Tugenden, die Ew. Durchlaucht schmücken, die edelste Humanität, die den ehrfurchtsvoll und bescheiden sich Nahenden nicht von sich zurückweist, die sinnvollste Theilnahme für wissenschaftliches Bestreben und Wirken, und die wärmste Liebe zu dem gemeinschaftlichen teutschen Vaterlande, glänzend

Digitized by Google

hervorleuchteten, und mich mit der Hoffnung beseelten, Ew. Durchlaucht wollen das Opfer einer ungeheuchelten Verehrung nicht verschmähen, und dem, wenn auch noch unvollkommenen, doch mit wahrer Liebe entworfenen Gemählde einer Zeit, die in der Geschichte unseres Vaterlandes und der Wissenschaften überhaupt so ausgezeichnet und rühmlich hervortritt, einige theilnehmende Betrachtung nicht versagen. Sollte dieser schwache Versuch das Glück haben, Ew. Durchlaucht nicht ganz zu missfallen, so werde ich darinn die schönste Befriedigung und Erfüllung meines Strebens erkennen.

Möge der König der Könige Ew. Durchlaucht noch lange zum Segen und zur Freude der Menschheit, im wohlthätigen Genusse des

reichen Ertrags der von Ew. Durchlaucht ausgestreuten trefflichen Saaten, erhalten!

Mit unwandelbarer Hochachtung und Ergebenheit, erbitte ich mir die Gnade, mich jederzeit nennen zu dürfen

Ew. Durchlaucht

Magdeburg, am Feste
der Auferstehung unsers
Herrn, 1827.

unterthänigsten Diener und Verehrer,

Dr. H. A. Erhard.

Vorrede.

Die Idee des Werkes, wovon ich den Anfang hier öffentlich mittheile, hat manche Verwandlungen in meinem Geiste durchgemacht, ehe sie sich so zur Wirklichkeit gestaltete, wie sie nun gegenwärtig vorliegt; und da vielleicht nicht alle Spuren dieser verschiedenen Entwickelungsperioden in dem gegenwärtigen Zustande der Ausbildung desselben so ganz verschwunden sind, so dürfte eine kurze Rechenschaft über den Gang derselben hier nicht unnütz sein.

Schon seit dem ersten Beginnen meiner geschichtlichen Forschungen ward ich, theils von eigner überwiegender Neigung, theils durch das Zusammentreffen verschiedener äußerer Umstände, besonders nach zwei, zwar unterschiedenen, aber sehr verwandten Richtungen hingeleitet, nehmlich nach der Geschichte der Literatur überhaupt, und der Reformation. Beide Bestrebungen fanden ihren Vereinigungspunkt in der Betrachtung, wie die Reformation, besonders in Teutschland, durch den eigenthümlichen Entwickelungsgang der Wissenschaf-

ten vorbereitet und unterstützt wurde, und wie sie ihrerseits wieder die Gestalt des ganzen wissenschaftlichen Lebens seit dieser Periode großentheils wesentlich bedingte. Es war daher, so oft ich Zeit und Gelegenheit fand, geschichtlichen Forschungen einige Stunden zu widmen, eins meiner Lieblingsgeschäfte, die beiden oben angedeuteten Richtungen nach diesem Ziele hin zu verfolgen, und für den zuletzt angegebenen Grundsatz Belege zu sammeln. Noch dachte ich aber nicht daran, selbst auf diesem Gebiete zu arbeiten; auch standen lange die Früchte meiner hieher gehörigen Studien viel zu vereinzelt und zu wenig in Beziehung auf meine damaligen Berufsarbeiten, als daß der Gedanke, selbst schaffend in jenem Kreise aufzutreten, sich so leicht in mir hätte entwickeln können. Mein Streben war daher im Ganzen noch ohne Plan; nur daß ich Materialien zu einem künftigen, mir selbst noch nicht deutlich vorschwebenden Gebrauche sammelte, und in mir selbst manche dahin gehörige Gedanken erzeugte.

Den ersten Anlass zu eigner Thätigkeit auf diesem Felde gab mir das Jubelfest der Reformation. Der für die Literatur zu früh verstorbene Buchhändler Friedrich Keyser zu Erfurt veranlasste durch seinen Reformations-Almanach bei mir, da ich schon früher mit ganz besonderer Vor-

liebe und Aufmerksamkeit mich der Erforschung und Aufklärung der Erfurtischen Gelehrten-Geschichte befleißigt hatte, den Gedanken, Erfurts und seiner Gelehrten Einfluss auf die Reformation und ihre Vorbereitung, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht, bestimmter darzustellen, als dies früher, selbst von den fleißigsten Erfurtischen Geschichtschreibern, einem Motschmann und Lossius, geschehen war; und obgleich der Vorsatz, dies in dem Reformations-Almanach selbst zu thun, nicht zur Ausführung kam, so arbeitete ich doch zu jenem Zweck eine lateinische Abhandlung aus, die unter dem Titel: Academiam Erfordiensem de literis tam sacris quam profanis optime meritam profert H. A. E. zu Erfurt erschien, aber die Jahrzahl 1813 führt, weil ich sie, anstatt einer andern, früher eingereichten, aber nicht in den Druck gegebenen Abhandlung, als Legitimationsschrift meiner im Jahr 1813 auf der Universität Erfurt angenommenen philosophischen Doctorwürde herausgab. Dies war der erste, schwache Versuch in diesem Gebiete, den ich aber doch als Vorläufer meines gegenwärtigen Werkes mit Grunde nennen kann, da ich nicht unterließ, auch meine Ansichten über den Gang der Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland im allgemeinen darinn zu entwickeln.

Von dieser Zeit an trat die Idee, ein umfassenderes Werk über die wissenschaftliche Geschichte jener Zeit und die in ihr vorzüglich wirksamen Männer auszuarbeiten, immer deutlicher in mir hervor, doch ohne sich zu einem festen Plane zu gestalten.

Ein entscheidender Schritt zu diesem Ziele, und zwar nach einer erweiterten Ansicht, geschah im Jahre 1819. Ein sehr talentvoller junger Mann von ausgezeichneter Liebe für die Wissenschaften, der sich damals meines Unterrichts in der Geschichte und andern höhern Kenntnissen bediente, ersuchte mich unter andern um eine kurze pragmatische Darstellung der neuern teutschen Literaturgeschichte. Durch die Gewährung dieses Wunsches wurde ich veranlasst, die bisher zerstreut und ohne bestimmte Beziehung gesammelten Materialien unter einander zu verbinden und nach bestimmten Grundsätzen zu ordnen; und da ich nun bei der allgemeinen Uebersicht derselben fand, daß mir weit mehr Materialien zu Gebote standen, als ich zu meinem nächstvorliegenden Zwecke bedurfte und, durch äußere Rücksichten beschränkt, verwenden konnte, so stellte sich der Entschluss, diese Materialien nunmehr zu einem umfassenden geschichtlichen Werke zu verarbeiten, bei mir um so fester, je mehr ich mich überzeugte, daß es an einer gründ-

lichen und pragmatischen Literaturgeschichte Teutschlands, wie ich sie mir dachte und das Bedürfniss einer solchen fühlte, noch fehle. Das Werk aber, das ich mir vorsetzte, war eine allgemeine Geschichte der wissenschaftlichen Kultur Teutschlands, und der Plan dazu hatte sich schon deutlich in meiner Seele gebildet. Es sollte aus vier Haupttheilen bestehen; der erste sollte die wissenschaftliche Kultur Teutschlands vor der Wiederherstellung der Wissenschaften darstellen; der zweite den Zeitraum der Wiederherstellung der Wissenschaften selbst umfassen; der dritte sich mit der Reformation in ihrem ganzen Umfange beschäftigen, und der vierte endlich die Geschichte der Wissenschaften von der Reformation bis auf unsere Tage abhandeln. Hier sollte zuerst eine allgemeine Schilderung des Zustandes von Teutschland in politischer, religiöser, sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht, nach seinen Veränderungen in dieser Periode, gegeben, alsdann aber die Geschichte der einzelnen, für allgemeine wissenschaftliche Bildung vorzüglich wichtigen Zweige menschlicher Kenntniss, nehmlich der Philosophie, des Studiums der schönen Kunst, der teutschen Sprache in Theorie und Anwendung auf Werke der schönen Redekünste, der Philologie, der Jugend- und Volksbildung, der historischen und der Natur-Wissenschaften, so durchgegangen wer-

den, daß die allgemeine Geschichte der äußern Verhältnisse dieser Wissenschaften nur kurz vorangeschickt, am meisten aber bei der Darstellung des Lebens der einzelnen Gelehrten und verdienten Männer und der kritischen Würdigung ihrer Werke verweilt würde. Den großen Umfang eines solchen Werkes und die Schwierigkeiten seiner Ausführung konnte ich nicht verkennen, indessen waren auch die Mittel zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten berechnet, und gegen eine der größten, den Mangel in allen Fächern ausreichender literarischer Hilfsmittel, der den einzelnen Mann in beschränkter äußerer Lage so häufig drückt und hindert, waffnete ich mich mit dem Entschlusse, meinen Wohnsitz auf eine der berühmtesten teutschen Hochschulen zu verlegen, deren außerordentlich reicher Bücherschatz schon so manches Werk gedeihen ließ, das unserer Literatur zur Zierde gereicht, und auch mir die kräftigste Unterstützung meines Vorhabens versprach. Diese Veränderung zu bewerkstelligen, musste mir um so leichter scheinen, da ich, bloß mit literarischen Arbeiten beschäftigt, an Erfurt, meinen damaligen Wohnort, durch kein festes äußeres Verhältniss gebunden war, und überdies nur auf diesem Wege Gelegenheit zu finden hoffte, mich dem akademischen Leben, wozu die Aussicht, durch die Aufhebung meiner heimathli-

chen Universität Erfurt, für mich sonst unwiederbringlich und ersatzlos zerstört war, aufs neue zu ergeben. Manche meiner älteren Freunde werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich zu Anfange des Jahres 1820 schon ernstliche Vorbereitungen traf, jenen Entschluss ins Werk zu stellen; aber er wurde dennoch, durch unvorhergesehene Umstände, und wahrscheinlich für immer, vereitelt.

Indessen hatte ich einzelne Partien jenes Werkes, gleichsam versuchsweise, nach meinen Grundsätzen bearbeitet, und in dem Erfolge dieser Arbeiten nur neue Aufmunterung zur Fortsetzung der Arbeit im Ganzen gefunden. Aber theils früher übernommene, theils später eingegangene literarische Verpflichtungen anderer Art, deren Erfüllung in mancher Hinsicht nothwendiger schien, dann die mannichfaltigen Geschäfte, welche der Staatsdienst, in den ich wider mein Vermuthen berufen ward, mir auflegte, und endlich manche mehr oder weniger anhaltende Störungen meiner Gesundheit, die auch den kräftigsten Willen des Geistes hemmten, verzögerten die Fortsetzung jener Arbeiten, und ließen mich endlich fast ganz an der Möglichkeit einer Ausführung meines weit umfassenden Planes verzweifeln.

Inzwischen konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, ganz von dem Gedanken eines Werkes,

für welches ich schon so viel gesammelt und vorbereitet hatte, und in welchem ich wirklich manches nicht allgemein bekannte mitzutheilen hoffte, zu scheiden; vielmehr dachte ich nun darauf, die Materialien, welche zu einem großen Ganzen zu verarbeiten, mir, nach der Lage der Umstände, unmöglich schien, zu einzelnen Schilderungen zu gestalten, deren jede einen bestimmten Zeitraum der teutschen Literaturgeschichte umfassen, und so für sich ein Ganzes bilden sollte; doch mit Festhaltung des Grundsatzes, daß, wenn es mir gelingen sollte, mehrere solcher Schilderungen nach und nach zu Stande zu bringen, diese sich unter einander wie Theile eines größeren Ganzen verhielten, so daß ich auf diese Weise doch, bei günstigen Fortschritten, hoffen durfte, mich der Erreichung meines früheren Zieles wieder einigermaßen zu nähern. Hier trat denn nun zuerst die merkwürdige Periode der Wiederherstellung der Wissenschaften, die mich vor allen mit so großer Vorliebe beschäftigt hatte, aufs neue meinen Blicken entgegen. Es war mein Plan, für jede merkwürdige Literatur-Periode einen vorzüglich ausgezeichneten Mann zu wählen, dessen Leben gleichsam die Einfassung des Gemähldes seiner Zeit bilden sollte. Für die Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften, oder der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhun-

derts, sollte dies Johann von Dalberg sein; und unter dem Titel: Johann von Dalberg, oder Teutschlands Morgenröthe; wurde die Schilderung entworfen. Bald wurde mir es aber einleuchtend, wie mancher Zwang und wie manche Unbequemlichkeit daraus hervorging, wenn die ganze gleichzeitige Geschichte in das Leben eines einzigen, wenn auch noch so ausgezeichneten Mannes, gleichsam eingeschachtelt werden sollte; ich stellte also die Lebensbeschreibungen der Männer, welche sich um die neue Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens in jener Periode, und dadurch um die ganze Kultur Teutschlands, am meisten verdient gemacht haben, einzeln neben einander, und suchte zugleich in einer vorausgeschickten Uebersicht die allgemeinen Grundzüge des Wesens und der Erscheinungen jener Zeit zu entwickeln, und das Band darzulegen, welches die Lebensgemählde der einzelnen Männer zu einem Ganzen verbindet. Nach diesem Plane waren, nächst der erwähnten allgemeinen Uebersicht, die meisten Lebensbeschreibungen, welche der gegenwärtige erste Band als Anfang des zweiten Theils dieser Geschichte enthält, so wie das Leben des Conrad Celtes, welches den Anfang des folgenden Bandes bilden soll, bereits bearbeitet, als ich, im ersten Hefte meiner Ueberlieferungen zur va-

terländischen Geschichte (Magdeburg b. Rubach, 1825.), dieses Werkes, als zur baldigen Erscheinung vorbereitet, unter dem Titel: Teutschlands Morgenröthe; Gemählde aus den Zeiten des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung; gedachte.

Indessen hatten andere dazwischen getretene Geschäfte die ununterbrochne Vollendung der noch übrigen Biographien, für die Geschichte jener wichtigen Periode, verhindert. Als ich nach einiger Zeit, in der Absicht, die Fortsetzung dieser Arbeiten zu beginnen, das bereits Vollendete einer nochmaligen Revision unterwarf, erschien mir doch alles zu sehr Stückwerk, in einer zu losen Haltung, durch eine kurze Uebersicht der allgemeinen Geschichte zu wenig befestigt und gesichert. Nochmaliges reiferes Nachdenken, Ueberlegen und Ordnen gestaltete nun endlich meinen Plan so, wie er jezt in der Ausführung wirklich vorliegt. Die Gemählde, die ich aus der Zeit des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Teutschland bloß auszuheben gedachte, erweiterten sich nun zu einer vollständigen Geschichte, in der sie selbst jedoch einen wesentlichen Theil ausmachen. Diese Geschichte zerfällt nehmlich in drei Theile. Der erste Theil, der in diesem Bande ganz vorliegt, schildert die Vorbereitung der Wiederherstellung

der Wissenschaften, theils durch das, was außerhalb Teutschlands in dieser Beziehung geschah, theils durch das, was teutsche Gelehrte selbst, aber noch vereinzelt und ohne Beziehung auf einen größeren gemeinschaftlichen Plan, erst als Keime und vorläufige Anregungen, bewirkten; und gibt dann von den eigentlich zur Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland gehörigen Erscheinungen und Ereignissen eine allgemeine Uebersicht, doch ausgedehnter und vielseitiger, als sie, nach jenem früheren Entwurfe, den einzelnen Biographien nur vorangesandt werden sollte. Der zweite Theil, von dem in gegenwärtigem Bande bloß der Anfang erscheint, soll nun die im vorigen entworfene allgemeine Geschichte mehr im Einzelnen ausführen, und daher die Lebensbeschreibungen derjenigen Männer enthalten, welche die Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland, jedoch nur in Folge einer allgemeinen, den Grund aller wissenschaftlichen Thätigkeit umfassenden Wirksamkeit, vornehmlich bewirkten. Außer den hier schon abgedruckten Biographien werden hieher noch gehören: Conrad Celtes, Reuchlin, Erasmus, Murmelius, Hermann Busch, Heinrich Bebel, Eitelwolff vom Stein und Wilibald Pirckheymer. Ulrich von Hutten, den ich anfangs diesen Männern auch noch anzu-

reihen beabsichtigte, wird wahrscheinlich ausgeschlossen bleiben, theils weil die neuste Bearbeitung seines Lebens und seiner Schriften, durch den geistvollen Münch, es sehr schwierig macht, noch viel neues und besseres darüber zu sagen; theils auch, weil er mehr einer spätern Periode angehört, und, wenn Leben, Gesundheit und Muße mir gestatten, mich mit der Geschichte derselben weiterhin zu beschäftigen, von mir dabei nicht unberücksichtigt bleiben wird. Dieser Theil dürfte sowohl dem Umfange nach, als in Ansehung der Wichtigkeit der darinn behandelten Gegenstände, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, als der Haupttheil des ganzen Werkes zu betrachten sein. Der dritte Theil endlich soll die Geschichte der einzelnen Wissenschaften in jener Periode enthalten, und dabei die Nachrichten von denjenigen Gelehrten nachholen, die, wenn sie auch nicht, wie die oben genannten, durch Verdienste vom ersten Range glänzen, doch durch ihre nützliche Thätigkeit ein ehrenvolles Andenken verdienen. Hier wird indessen nicht mehr von so ausführlichen Biographien der Gelehrten die Rede sein können, wie sie der zweite Theil gibt, da diese weder, bei dem allgemeinen Mangel an Materialien, möglich, noch bei dem minder wichtigen Einflusse der hier zu nennenden Männer auf die gesammte Literatur, zweck-

mäßig sein würden; sondern es werden von ihnen nur kürzere Notizen, ohngefähr so, wie bei den in der Einleitung des gegenwärtigen Bandes aufgestellten Gegenständen mitgetheilt sind, erscheinen können. In diesem Kreise würde nun die Aufgabe dieses Werkes geschlossen sein. Da jedoch die Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften, wenn sie nicht ohne festen Grund dastehen soll, die Kenntniss des Zustandes derselben vor dieser Wiederherstellung voraussetzt, und da es für jezt nicht in meinem Plane liegt, diese Vorgeschichte durch ein eben so umfassendes Werk zu ergänzen, so habe ich die Darstellung der wissenschaftlichen Kultur Teutschlands in der frühern Periode in Gestalt einer Einleitung vorangeschickt. — Gestalten sich die äußern Umstände für meine wissenschaftliche Thätigkeit in der Folge nicht allzu ungünstig, so dürfte dies Werk nur als Anfang eines Cyclus von Bearbeitungen merkwürdiger Perioden und Erscheinungen aus der teutschen Geschichte zu betrachten sein.

Ich fürchte, für eine Vorrede zu weitläuftig zu werden, wenn ich, wie vielleicht nicht unnütz sein dürfte, mich über einzelne Punkte noch in nähere Auskunft und Rechtfertigung einlassen wollte, und hebe daher nur drei Gegenstände aus, die am meisten Befremden erregen dürften. Der erste ist

die verhältnissmäßig etwas ausführliche Darstellung der Geschichte der scholastischen Philosophie in der Einleitung. Diese schien mir darum ganz besonders nöthig und an ihrem rechten Orte zu stehen, weil die Wiederherstellung der Wissenschaften, und vornehmlich Luthers Reformation, ein sehr wesentliches Geschäft in der Bekämpfung des Scholasticismus fand, und es daher doch mindestens sehr interessant ist, zu wissen, was man eigentlich damals so lebhaft bekämpfte. Daß ich dabei aus den Grenzen meines eigentlichen Gebietes etwas abweichen, und mich mit den Lehren und Schicksalen solcher Männer beschäftigen musste, die nie in Teutschland lebten, lag in der Natur der Sache, da es weit mehr auf die möglichst (für meinen Zweck) vollständige Entwickelung einer für die gesammte Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens höchst einflussreichen Erscheinung, als auf die strenge Beobachtung geographischer Grenzen ankam. — Der zweite Punkt ist das längere Verweilen bei der Geschichte der Wissenschaften in Italien, in einem Werke, wo ich es vornehmlich mit Teutschland zu thun habe. Aber hier bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß, wenn ich eine Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung vornehmlich in Teutschland verspreche, hierdurch der Blick auf andere Länder

keineswegs ausgeschlossen, sondern vielmehr angedeutet wird, daß ich erst die Geschichte des Wiederaufblühens der Wissenschaften im allgemeinen, also zunächst in dem Lande, von wo sie für alle andere Länder ausging, darstellen, dann aber, von der Zeit an, wo sie auch in Teutschland Eingang fand, mich auf dieses besonders beschränken wollte. So habe ich es genommen, und so schien es mir um so nothwendiger, da die meisten um die Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland verdienten Männer, ihre höheren und feineren Kenntnisse größtentheils in Italien erwarben, und es also, schon in Beziehung auf diese, höchst wissenswerth ist, was sie eigentlich in jenem Lande suchten und fanden. — Der dritte Punkt endlich betrifft den möglichen Vorwurf, daß ich zu wenig Quellen und Autoritäten für meine geschichtlichen Angaben angezeigt habe. Dagegen kann ich mich durch zwei Gründe verantworten; einmal, daß ich vieles aus Collectaneen nahm, die ich schon in frühern Zeiten sammelte, und für deren Sicherheit ich zwar stehen kann, bei denen aber die betreffenden Stellen nicht allemal genau angezeigt, und die Bücher, aus denen sie geschöpft sind, mir in meiner jezigen Lage nicht alle mehr zugänglich sind, so daß ich also hier nur ungenaue Citate hätte geben können, die schlimmer sind, als gar

keine; und zweitens, daß ich überhaupt mich scheute, durch allzuviele Citate, die doch die wenigsten Leser nachzuschlagen Gelegenheit, Lust und Zeit haben, den Umfang des Buches ohne Noth zu vergrößern, besonders da ich wünschte, daß es nicht bloß den eigentlichen Literator, sondern mehr noch gebildeten Lesern aus allen Ständen sich empfehlen möchte, die ich zu überzeugen wünschte, daß auch die Geschichte der Wissenschaften Gegenstand einer eben so angenehmen als fruchtbaren allgemeinen Geistesnahrung sein kann, wozu sie bisher, bei einer gewissen einseitigen Vorliebe für die politische Geschichte, nur zu wenig benutzt wurde.

Wichtiger als diese und andere einzelne Ausstellungen ist am Ende die Hauptfrage: ob ich überhaupt hinlänglich mit Quellen und Hilfsmitteln ausgerüstet war, um ein Werk, wie das gegenwärtige, zu unternehmen? Der, mir unbekannte, Recensent des ersten Heftes meiner Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte, in der Hallischen Literaturzeitung, scheint nahmentlich diesen Zweifel zu hegen. Und es ist wahr, daß für eine wissenschaftliche Thätigkeit, wobei es auf bedeutende literarische Hilfsmittel ankommt, kaum ein Ort ungünstiger sein kann, als der, an welchem ich gegenwärtig wohne. Schon die allge-

meine Stimmung ist wissenschaftlichem Leben und Wirken in vielfacher Hinsicht ungünstig; vor allem aber ist hier keine öffentliche Bibliothek, von der sich einige Unterstützung in meinen literarischen Arbeiten erwarten läßt; denn die hiesige Stadtbibliothek, die durch meinen vortrefflichen Freund, Herrn Stadt-Secretär Gerloff, in Ordnung und in eine würdigere Gestalt gebracht worden ist, gewährt für ältere Literatur, worauf es mir vorzüglich ankommen musste, wenig oder gar keine Ausbeute; und wer die Schwierigkeiten kennt, von auswärtigen Bibliotheken sich literarische Hilfsmittel zu verschaffen, der wird es wenigstens mir nicht zurechnen, wenn meine diesfallsigen Wünsche und Bemühungen meistens ohne Erfolg geblieben sind. Daß es mir an einem Orte, wo ich eine große Bibliothek zur Seite haben, oder auf die nahe Unterstützung gefälliger gelehrter Freunde rechnen könnte, leicht möglich geworden wär, diesem Werke mehr äußere und innere Vollendung zu geben, als gegenwärtig, das wird freilich mancher sachkundige Leser wahrnehmen, und niemand kann es mehr fühlen, als ich selbst. Es aber darum ganz zu unterlassen, schien mir nicht Grund genug vorhanden zu sein; denn mein eigner, nicht ohne große Mühe und Aufopferung zusammengebrachter Büchervorrath, und manche noch aus frü-

hrrn Jahren aufbewahrte Collectaneen und Excerpte, setzen mich, wie ich glaube bewiesen zu haben, in den Stand, wenn auch nicht alles so vollkommen, als man wünschen möchte, doch manches mehr und besser zu geben, als man es in den gewöhnlichen, bisher bekannten, geschichtlichen und literarischen Werken findet. Man könnte mir freilich entgegnen, daß ich die Ausführung meines Vorhabens wohl auf eine günstigere Zeit hätte verschieben können; aber die geringe Wahrscheinlichkeit für mich, jemals in eine günstigere Lage zu gelangen, die Kürze des menschlichen Lebens, in Verhältniss zu meinem lebhaften Triebe, für die Literatur nach meinen Kräften thätig zu sein, und die Erfahrung, daß so manche wünschenswerthe und nicht unnütze Werke, darum, weil die Verfasser zu lange auf günstigere Zeiten warteten, zu viel daran verbessern und vervollkommnen wollten, am Ende ganz unterbleiben mussten, werden mich rechtfertigen, daß ich jene Erinnerung, die ich mir selbst vor der Ausführung oft genug gab, nicht befolgte.

Magdeburg, im April 1827.

Dr. H. A. Erhard.

Innhalt.

Einleitung. Geschichtliche Darstellung der wissenschaftlichen Kultur Teutschlands vor der Wiederherstellung der Wissenschaften.

Seite.

Allgemeine Ansicht des Mittelalters. 1
Bedeutung der teutschen Geschichte. 2
Eigenthümlicher Einfluss der Verfassung Teutschlands auf seine Geschichte. Wohlthätige Wirkungen dieser Verfassung. 4
Erster Anfang der teutschen Kultur, bis zur Aufnahme des Christenthums. 6
Erstes Auftreten teutscher Schriftsprache in der Bibel-Uebersetzung des Ulfilas. 9
Zustand Teutschlands bis in das achte Jahrhundert. Heidenbekehrer. . . . . ebd.
Winfried. (Bonifacius.) 10
Zeitalter Karls des Großen. Seine Verdienste um das Christenthum und um die Wissenschaften. . . . 30
Einzelne ausgezeichnete Gelehrte aus dem Zeitalter Karls des Großen. 33
Liudger. . . . . ebd.
Alcuin. 35
Theodulf. 42
Paulus, Warnefrieds Sohn. 44
Eginhard. 46
Nachfolger Karls des Großen. Verfall seiner wissenschaftlichen Anlagen. — Teutschland als ein freiständiges Reich unter den Karolingern. 50

Seite.

Kultur der Wissenschaften in den Klöstern, und ihr daraus hervorgehender Charakter. Abnahme der Sprachstudien. 51

Teutschlands Zustand nach den Zeiten der Karolinger, und dessen Einfluss auf Wissenschaften und Künste. Glänzende Periode der Ottonen. Verbindung zwischen Teutschland und Italien. Fleißige Bearbeitung der Geschichte. 54

Zeitalter der fränkischen Kaiser. Die Geistlichen vernachlässigen die Beschäftigung mit den Wissenschaften. Verfall der Wissenschaften und der gelehrten Bildung. Fortschritte der teutschen Dichtkunst. Geschichte. Philosophie. 56

Zeitalter der schwäbischen Kaiser. Blühender Zustand der Künste. Schöne Erwartungen für höhere wissenschaftliche Bildung, zu bald vereitelt. Interregnum. . . 57

Wiederherstellung der geselligen Ordnung durch Rudolf von Habsburg. Annäherung des Zeitalters der Aufklärung. 59

Einzelne, für die Ausbildung des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens, besonders in Teutschland, einflussreiche Erscheinungen. 60

Teutschlands Verfassung im allgemeinen. Verhältnisse der teutschen Fürsten. Einfluss der Trennung Teutschlands in viele Staaten, auf dessen geistige und sittliche Bildung. . . . . ebd.

Specielle Fortschritte der Wissenschaften seit Karls des Großen Zeitalter. — Männer, die sich in Teutschland um die Wissenschaften insgemein verdient gemacht haben. 63

Rabanus Maurus. . . . . ebd.

Haymo. 68

Walafrid Strabo. 70

Gerbert (Papst Sylvester II.) . . . 72

Wibald. 75

Einzelne Wissenschaften. — Philosophie. Scholasticismus. . 78

Seite.

Erste Periode des Scholasticismus. 80
Johannes Erigena. . . . . ebd.
Lanfrancus. 83
Anselmus Cantuariensis. . . . . ebd.
Hildebert. 85
Ursprung des Streites zwischen Realisten und Nominalisten. — Roscelinus. . . ebd.
Wilhelm von Campellis. 87
Peter Abälardus. . . . . ebd.
Zweite Periode des Scholasticismus. 90
Peter Lombardus. . . . . ebd.
Albertus Magnus. 93
Thomas von Aquino. 98
Bonaventura. 101
Johann Duns (Scotus). 102
Wilhelm Durandus. 103
Dritte Periode des Scholasticismus. . . . . ebd.
Wilhelm Occam. . . . . ebd.
Uebersicht der späteren Geschichte des Scholasticismus. . . 105
Allgemeine Betrachtungen über den guten und schädlichen Einfluss des Scholasticismus. 106
Ursachen der Fortdauer und großen Verbreitung des Scholasticismus. 109
Mysticismus. 110
Bernhard von Clairvaux. . . . 112
Honorius. 114
Hugo von S. Victor. 115
Alanus ab Insulis. 117
Populäre Mystiker. — Johann Tauler. . 121
Geschichte. 123
Rhegino. 125
Witichint. 126
Ditmar. 127
Hermann. . . . . ebd.
Adam von Bremen. 128

Seite.

Lambert von Aschaffenburg. . . 129
Sigebert von Gemblours. . . . ebd.
Otto von Freisingen. 131
Helmold. 133
Conrad von Lichtenau. . . . . ebd.
Albert von Stade. 134
Albert von Straßburg. . . . 135
Peter Wisselbeck. . . . . ebd.
Dietrich von Niem. 136
Jakob von Königshofen. . . . 137
Kultur der alten Sprachen in Werken der schönen Künste. 138
Roswitha. . . . . ebd.
Philipp Gualther. 141
Der Dichter des Ligurinus. 142
Kultur der teutschen Sprache. 144
Ritterthum und daraus hervorgegangene Ritterpoesie. — Ausbildung der teutschen Städte. Bürgerpoesie. Meistergesang. 145
Teutsche Prosa. Oeffentliche Verhandlungen und Gesetzbücher. Briefe. Predigten und ascetische Schriften. Chroniken. Reisebeschreibungen. Uebersetzungen. . 150
Allgemeine Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften. . 152
Entstehung, ursprüngliche Beschaffenheit und Einfluss der Universitäten. 153
Erste Universitäten in Teutschland, im vierzehnten Jahrhundert. 155
Stiftung und früheste Geschichte der Universität Erfurt. . 156
Verhältnisse der Lehrenden und Lernenden auf den alten Universitäten. 164
Erste Lehrer der Erfurter Universität. 166
Eintheilung der Wissenschaften und Künste, und darauf gegründete Ordnung der Fakultäten. 167
Ruf und Wirksamkeit der Erfurter Universität. . . . 170
Gegenstände des Unterrichts auf den alten Universitäten. . 173
Disputationen. 177

Seite.

Einzelne berühmte Lehrer aus den ersten Zeiten der teutschen Universitäten. 180
Johann Buridanus. . . . . ebd.
Heinrich von Hessen. 181
Marsilius von Inghen. 182
Conrad von Soltow. 184
Matthäus von Krakow. 185
Conrad von Soest. . . . . ebd.
Angelus von Dobelin. 186
Johannes Zachariä. . . . . ebd.
Johann Hoffmann. 187
Matthias Döring. 188
Gottschalk Gresemunt. 189
Gabriel Biel. 190
Die niedern Schulen. Beschaffenheit und Mängel des Schulunterrichts. 194
Allgemeines Resultat der bisherigen Schilderung des wissenschaftlichen Lebens in Teutschland. 197

Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Teutschland.

Erster Theil. Allgemeine geschichtliche Uebersicht der Wiederherstellung der Wissenschaften, ihrer Hilfsmittel und ersten Beförderer, bis zum Anfange der Reformation.

Hohe Bedeutung des Zeitraumes der Wiederherstellung der Wissenschaften. 201
Entfernte Ursachen der Wiederherstellung der Wissenschaften. 202
Untergang des oströmischen (byzantinischen) Kaiserthums. . ebd.
Folgen dieser Begebenheit für das Verhältniss der europäischen Staaten, und für die Literatur. . . . 203

Seite.

Vorbereitete Wiedererweckung der klassischen Literatur in Italien. 204
Franz Petrarcha. — (Barlaam.) . . ebd.
Johann Boccaccio. 217
Johann von Ravenna. 220
Fürsten und Staatsmänner, als Beförderer der Literatur in Italien. 222
Einwanderung und Wirksamkeit gelehrter Griechen in Italien. 223
Emanuel Chrysoloras. 225
Georg Gemistius Pletho. . . . 227
Bessarion. 229
Theodor Gaza. 230
Emanuel Moschopulus. — Johann Argyropulus. — Konstantin Laskaris. — Demetrius Chalkondylas. . . 231
Weiterer Fortgang der Wiederherstellung der alten Literatur in Italien. . . . . ebd.
Gasparinus. 232
Johann Aurispa. 233
Guarinus. 234
Leonard Brunus Aretinus. . . . 235
Victorinus. 237
Poggius. 238
Ambrosius Traversarius. . . . 240
Franz Philelphus. — (Die Medicäer). . 241
Laurentius Valla. — (Papst Nicolaus V.) 246
Nicolaus Perottus. 251
Christoph Landinus. 252
Philipp Beroaldus. 254
Hermolaus Barbarus. . . . . ebd.
Angelus Politianus. 256
Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland. . . 258
Vorbereitung zur Wiederherstellung der Wissenschaften durch Verbesserung des Jugendunterrichts. 259

Seite.

Gerhard de Groote. — Die Brüderschaft de communi vita. 259

Florentius Radewyn. — Thomas von Kempen. 263

Weitere Vorarbeiten zur Umgestaltung des wissenschaftlichen Lebens. 265

Kritische Bearbeitung der Geschichte. — Gobelinus Persona. 266

Angriffe gegen das herrschende Kirchensystem. . . . 269

Johann Huss. — (Wiclef. — Gerson.) . 270

Felix Hämmerlein. 285

Gregorius von Heimburg. . . . 287

Johann von Wesel. 289

Neue Bearbeitung der Philosophie. 293

Nicolaus von Cusa. 294

Lehrer der schönen Wissenschaften kommen aus Italien nach Teutschland, zuerst nach Erfurt. — Petrus Luderus. — Jakob Publicius. 301

Erfindung der Buchdruckerkunst. 303

Einfluss der Regierung K. Friedrichs IV. in Teutschland. . 304

Uebersicht der einzelnen Männer, welche die eigentliche Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland vornehmlich ausführten. (Ihre vollständigern Lebensbeschreibungen sind im zweiten Theil enthalten.) . . 306

Theilnahme der teutschen Fürsten an dem neu erwachten wissenschaftlichen Leben. Begünstigung desselben durch den allgemeinen Landfrieden K. Maximilians I. . . 308

Verhältnisse der vornehmsten teutschen Universitäten. . . 309

Eberhard, Graf zu Würtemberg, Stifter der Universität Tübingen. 311

Stiftung, erster Zustand und Wichtigkeit der Universität Tübingen. 313

Erste berühmte Lehrer der Universität Tübingen. — Paul Scriptoris. — Conrad Summenhart. . . 318

***

Seite.

Hindernisse der Fortschritte der Wissenschaften auf den teutschen Universitäten, und daher entstandene Kämpfe. . 321

Schulen der Collegiatstifter und der Städte. Privatschulen. 322

Wirksamkeit der einzelnen Gelehrten. Freundschaftliche Verhältnisse. Briefwechsel. Reisen. Gelehrten-Vereine. . 324

Nothwendigkeit einer neuen Hochschule, als eines Mittelpunktes gereinigter Bildung, befriedigt durch die Stiftung der Universität Wittenberg. 325

Woran es zu einer vollständigen Aufklärung in Teutschland noch gebrach: verbesserte Jugend- und Volksbildung, Reinigung der Religion, und Kultur der teutschen Muttersprache. — Andeutung der Abhilfe dieser Mängel durch Luthers Reformation. 326

Zweiter Theil. Lebensbeschreibungen der Männer, welche die Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland vornehmlich bewirkten.

1. Johann Wessel. 333

2. Rudolf Lange. 345

3. Johann von Dalberg. 356

Johann von Dalbergs Briefe an Reuchlin. . . 370

4. Rudolf Agricola. 374

5. Alexander Hegius. 416

6. Jakob Wimpheling. 428

(Die Fortsetzung dieser Lebensbeschreibungen wird der zweite Band enthalten.)

Einleitung.

Geschichtliche Darstellung der wissenschaftlichen Kultur Teutschlands,

vor der Wiederherstellung der Wissenschaften.

Das sogenannte Mittelalter, oder die Zeit vom ersten Beginnen eigentlicher teutscher Staaten und Verfassungen bis zur Entwickelung des neuern europäischen Staatensystems, ist manchmal als der Abgrund alles Verderbens und das Urbild der greulichsten Finsterniss und Barbarei verschrien, manchmal wieder als der Innbegriff alles Großen, Edlen und Herrlichen, was nur unserm Geschlecht als Muster aufgestellt zu werden verdiente, gepriesen worden. Beide Vorstellungen sind übertrieben, und beruhen, ohne sichern geschichtlichen Grund, bloß auf vorgefassten Meinungen und Täuschungen der Einbildungskraft. Jene grause Finsterniss wird dem Mittelalter mit Unrecht angeschuldigt; denn obgleich die Geistesbildung noch im Allgemeinen auf sehr niedriger Stufe stand, so ist doch ein Streben nach höherer Kenntniss, eine wissenschaftliche Thätigkeit und eine Achtung des wissenschaftlichen Lebens in jener Zeit unverkennbar, wenn auch jenes Streben oft das Ziel verfehlte, jene Thätigkeit sich selten auf das Wesentli-

che richtete, und jene Achtung weder überall aus wahrer Ueberzeugung hervorging, noch immer der wahren Würde der Wissenschaften angemessen sich aussprach; und wenn wir das wissenschaftliche Leben in jener Zeit noch nicht in allgemeiner Verbreitung, ächter Ausbildung und gemeinnütziger Fruchtbarkeit wahrnehmen, so erkennen wir doch schon die Grundlage zu alle dem, was die Folgezeit nachmals im Reiche der Wissenschaften so herrlich und heilbringend erbaute. Aber eben daraus, daß wir im Mittelalter nur Grundlagen und Vorarbeiten erblicken, geht hervor, daß wir von jener Zeit noch nichts durchaus Mustergiltiges erwarten dürfen, und daß ihre, in vieler Hinsicht allerdings höchst anziehende und lehrreiche Geschichte noch kein Gemählde vollendeter, allseitiger Ausbildung uns darbietet, wohl aber ein großartiges Bild der höhern Erziehung und des Heranreifens der Nationen, der allmählichen Vereinigung anfangs zerstreuter und verschiedenartig wirkender Kräfte, des stufenweisen, unermüdlichen, wenn gleich durch manche Irrwege verzögerten Fortschreitens zum Bessern, und der, aus unsicherer Dämmerung immer mehr hervortretenden Morgenröthe eines lange erwarteten und zuletzt feierlich erscheinenden lichten Tages.

Dem Teutschen, der sein Vaterland auch in seiner Vorzeit wahrhaft liebt und achtet, ist es höchst erfreulich und ehrenvoll, daß teutsches Land und teutsches Volk bei jener Entwickelung eine vorzüglich ausgezeichnete, thatenreiche Rolle zu spielen bestimmt war.

Wenn überhaupt die Geschichte der Entwickelung und allmählichen Ausbildung ganzer Völker und Staaten eins der erhabensten und lehrreichsten Bilder darbietet, mit welchen der menschliche Geist sich beschäftigen kann, so wird auch nicht leicht in Abrede gestellt werden können, daß in

dieser Hinsicht den Geschichten unsers teutschen Vaterlandes und seiner Bewohner unter allen ein ganz vorzüglicher Rang gebührt. Zwar bin ich weit entfernt von jenem einseitigen, missverstandenen Patriotismus, in welchem sich manche neuere Geschichtschreiber, zum Nachtheil wahrer und gründlicher Geschichte, gefallen, indem sie ganz unbesonnen und blind alles loben, was teutsch heißt, oder mit Teutschen auch nur vom weiten in Verbindung steht, und vergessen, daß eine bedachtsamere Nachwelt einst nicht nach unbegründeten Machtsprüchen, erzwungenen Wendungen und hochklingenden Deklamationen, sondern nach unleugbaren Thatsachen und ihrer natürlichen Zusammenstellung urtheilen wird, und daß der Schriftsteller für des Vaterlandes Ruhm an seinem Theile dadurch am besten sorgt, wenn er Werke hervorbringt, deren innerer Gehalt seinem Vaterlande zur Ehre gereicht; daß aber wahre Ehre nicht besteht ohne Wahrheit. — Um so mehr glaube ich jedoch, durch Gründe, geleitet aus dem innern Verhältnisse der Sache, beweisen zu können, wie sehr, vor allen Geschichten neuerer Völker, die teutsche, nicht nur dem tieferen Forscher, sondern auch dem bloßen Liebhaber sich empfiehlt. Denn von Teutschland aus gingen die Völkerstämme, die einst Europa's Gestalt umschufen, und in Teutschland hat der Rest jener Stämme die Ureigenthümlichkeit seiner Sprache, Sitten und Gemüthsart, so weit es der Wechsel der Jahrhunderte zuließ, am treusten bewahrt; Teutschland, gelegen im Herzen Europa's, nahm an den meisten wichtigern Ereignissen seiner Nachbarstaaten näheren oder entfernteren Antheil, und von der Geschichte der übrigen europäischen Völker ist nicht wenig in die seinige verflochten, ja oft und lange hat das gesammte politische Streben der europäischen Staaten sich in Teutschland concen-

trirt, in Teutschland so mannichfaltige Gegenwirkungen aufgeregt, und Teutschland, freilich nur selten zu dessen Vortheil, zum Mittelpunkte des europäischen Staatensystems erhoben; Teutschlands eigenthümliche Staatsform gewährt eine Erscheinung, wie die Geschichte sie nirgends weiter zeigt, und die, wenn auch nicht immer erfreulich, doch höchst merkwürdig und lehrreich ist; und das Ineinanderwirken der einzelnen Theile Teutschlands bildet eine innere Regsamkeit, die wir in keinem anderen Volke finden; endlich bietet uns die Geschichte Teutschlands eine große Mannichfaltigkeit innerer Veränderungen jeder Art, einen nicht genug benutzten Reichthum lehrreicher Begebenheiten, und eine bewundernswerthe Reihe großer, tugendhafter und verdienstvoller Menschen aus allen Ständen, in denen sie eine Menge großer Muster zur Nachbildung und Belehrung den Staaten wie den Einzelnen aufstellt; und — da insonderheit, wie Herder so schön als wahr sagt, auch die Geschichte der Wissenschaften Geschichte der Menschheit, und zwar der menschlichsten Menschheit ist, — so sind auch Teutschlands Neider und Widersacher zu dem Bekenntniss genöthigt worden, daß kein Volk unter den neuern eine so weit verbreitete, im Ganzen so vielseitige und zugleich gründliche wissenschaftliche Bildung, so viel und große Gelehrte in allen Fächern, so zahlreiche Beispiele eines unermüdlichen und glücklichen Fleißes, und eine solche Menge fest begründeter und in ihrem Wirken gesegneter Bildungsanstalten aufweisen kann, wie Teutschland.

Wenn ich unter dem, was der Geschichte Teutschlands ihr ausgezeichnet merkwürdiges Gepräge verleiht, auch seine so eigenthümliche Staatsverfassung und seine Verwikkelung in die politischen Verhältnisse des Auslandes genannt habe, so muss ich auch dem bekannten Einwurfe begegnen,

daß Teutschlands dadurch erworbene Bedeutung eine sehr traurige sei, da der Umsturz teutscher Macht, das Erlöschen teutschen Glanzes und die Vernichtung teutscher Freiheit und Eintracht aus dieser Quelle geflossen. Zu leugnen, daß Teutschlands Verfassung schon seit ihrem ersten Gestalten den Keim des Verderbens in sich getragen und im Laufe der Zeitbegebenheiten ihn immer mehr entwickelt hat, wär nun freilich gegen den offenbaren Beweis der Geschichte; doch ist es unweise, das Nothwendige, schon tief in der Entstehung des Volkes begründete, anzuklagen; es ist einseitig und des Geschichtforschers unwürdig, nur das Böse zu sehen, und das Gute, wie es sich auch gestalte, zu verkennen. Denn nur in Zeiten des allgemeinen Verderbens, wo ein Volk seinem unwiderruflichen Strafgericht entgegen reift, können wir das Böse durchaus vorherrschend erkennen; sonst überall keimt neben ihm, wenn auch nur im Stillen, mehr Gutes, und wir finden bei ruhiger Prüfung, daß auch das, was uns misfällt, immer noch einem guten Zwecke dienen muss, eben so wie in der physischen Welt selbst das Verderben noch neue Nahrung für edlere Stoffe bereitet. Kein Zufall ist es, der in der Natur und in der Geschichte zuweilen aus bösen Keimen gute Saaten hervorlockt, sondern wie die Wirkungen der Natur nach ewigen, weisen Gesetzen erfolgen, so zeigt sich auch in der Weltgeschichte das Walten göttlicher Weisheit gerade am herrlichsten, indem sie auch das Böse und Schlechte so lenkt, daß es guten Zwecken dienen muss, und so am vollkommensten durch seine eigenen Folgen gesühnt wird. So finden wir es auch in Teutschlands viel geschmähter, aber bei allen ihren Mängeln dennoch ehrwürdiger Verfassung. Sie scheint nothwendig, im innersten Wesen des teutschen Volkes begründet gewesen zu sein;

denn seit den ältesten Zeiten, wo dieses in der Geschichte auftritt, finden wir in ihm nur selten, und nie ohne bestimmte dringende Veranlassung, jedesmal nur für einen beschränkten, vorübergehenden Zeitraum, eine große Volkseinheit; sonst immer ein Auseinandertreten der einzelnen Stämme, von denen jeglicher seinen eignen Weg ging, während sie doch der allgemeinen Verwandtschaft nie ganz vergaßen. Sie war aber auch heilsam, denn eben das Zerfällen Teutschlands in viele kleinere Staaten vervielfältigte die Regsamkeit des innern Lebens, begünstigte und erhielt die Freiheit der eigenthümlichen Entwickelung, regte die Thatkraft vielseitiger auf, begründete einen fruchtbarern Wetteifer in jeder Art geistiger Thätigkeit, und ergoss die Schätze der Wissenschaft, Kunst und feineren Sitte durch alle Verzweigungen bis in die kleinsten Adern des Volkes. Wenn Teutschland nicht durch Eroberung und Herrschergewalt, sondern durch Wissenschaft und Religion, einen dauernden Ruhm in der Geschichte sich erwarb, so muss auch die Geschichte, bei genauer Erwägung, uns überzeugen, daß eben der Zustand, in welchem sich Teutschland nach seinen politischen Verhältnissen uns darstellt, Teutschlands wissenschaftliche Bildung so vielseitig gedeihen, und das werden ließ, was sie ward; wie also eben dieser Zustand auf das Ganze so vortheilhaft wirkte.

Wie wir in den frühsten Verhältnissen eines jeden Volkes den ersten Keim seiner sittlichen Bildung zu suchen haben, so finden wir auch bei den Teutschen schon im ersten Anbeginn ihres Volksthumes die Grundzüge zu ihrer nachmaligen ganzen sittlich-wissenschaftlichen Gestaltung. An freies Leben gewöhnt, sogar den Städten mit ihren Mauern, als einer unfreundlichen Beschränkung, abgeneigt, umgeben von den Erscheinungen einer kühnen, großen und

kräftigen, aber einfachen und wilden Natur, bildete schon in den rohsten Zeiten ihr Geist sich dem Freien, Kräftigen, Einfachen und Edeln entgegen. Einfach, wie ihre Bedürfnisse, waren auch ihre Kenntnisse, aber mit festem, beharrlichem Gemüth, bewahrten sie das einmal aufgenommene dauernd und sicher; auch ihre Sprache war einfach, rauh wie ihr Land, aber männlich und kräftig wie ihr Gemüth, dem Zwange drückender Regeln vom Anbeginn abhold, aber zu reicher und mannichfaltiger, eben so kühner als zarter Bildung geschickt. Frühzeitig erwachte bei ihnen die Liebe zu Dichtung und Gesang, und diese Künste bahnten zuerst feineren Gefühlen den Eingang in die rauhen Herzen der Krieger und Jäger. Eigenthümlich war ihren Gesängen die Erfindung des Reimes; uralt, weil schon der Kaiser Julian bemerkte, daß die Gesänge der Teutschen aus gleichlautenden Worten bestanden; und so tief in den Charakter des teutschen Gesanges eingewurzelt, daß er nicht nur in alle Sprachen überging, die aus der teutschen abstammten, oder durch ihre Einwirkung aus den Resten der Römersprache sich bildeten, sondern auch in der teutschen Hauptsprache durch alle Veränderungen des Zeitalters und des Geschmackes sich erhielt. Ihre Geistesthätigkeit wurde, selbst da sie noch in den engsten Schranken sich bewegte, mehr durch Nachdenken und Gefühl, als durch Phantasie bestimmt, und mehr Stätigkeit als Beweglichkeit war ihr Charakter. Das weibliche Geschlecht, bei andern Völkern des Alterthums vernachlässigt und zur bloßen Dienstbarkeit oder Befriedigung der Sinnlichkeit herabgewürdigt, fand bei den Teutschen Achtung und volle Gleichstellung in allen menschlichen Rechten, ja sie glaubten fast etwas höheres, göttliches, in der weiblichen Natur zu finden; daher die Wahrsagerinnen, die bei den Teutschen für heilig gehalten

und bei wichtigen Unternehmungen befragt wurden. Der Sinn für das Göttliche regte sich in ihnen weit lebendiger, als bei einem andern Volke auf gleicher Stufe der Kultur, und die Sagen von ihren Göttern, so weit sie auf uns gekommen sind, zeigen zwar einfachere, aber edlere Begriffe vom göttlichen Wesen, als selbst die Mythologie der Griechen und Römer, wenn ihnen auch das freundliche Gewand und der Kunstwerth abgeht, um den wir diese bewundern. Die Religion war auch schon in ihrer rohsten und unvollkommensten Gestalt ihnen weit mehr Sache des Herzens; ihre Götter waren ihnen nicht allein Gegenstände des historischen Wissens, auch nicht bloß Gegenstände der Furcht, sondern der Achtung und Liebe; auf heimathlichem Boden erblüht, schmolz ihre Religion mit der angestammten Liebe zu Freiheit und Vaterland zusammen; und durch das Dunkel ihrer Sagen leuchtete die Vorstellung hindurch: einst, wenn das Reich der Götter ganz gestürzt sei, werde Allvater über alles in allem herrschen. — So vorbereitet, und durch mancherlei Entwickelungen der Zeiten, durch Krieg, Verkehr und Bündnisse, schon mit Staatsverfassungen bekannt gemacht und selbst schon zu festeren Verfassungen gediehen, fand auch das Christenthum sie empfänglicher für seine reineren, die ganze Menschheit umfassenden Lehren; und wenn Griechen und Römer, durch Sittenlosigkeit entnervt, oder durch falsche Kultur verblendet, das Christenthum von sich stießen oder seinen Nahmen entehrten, gewährten die Teutschen ihm einen zwar noch rohen, aber unverdorbenen Boden, auf dem es, wenn auch anfangs unter mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen, doch nachmals um so fester wurzeln, gedeihen und blühen konnte, und dessen sichtlich zunehmende Veredlung offenbar von der Einwirkung des Christenthums ausging.

Auch zu einer eigentlich wissenschaftlichen Thätigkeit musste die Teutschen zuerst das Christenthum führen, und es ist auszeichnend für die teutsche Sprache, daß ihre erste Benutzung als Schriftsprache von der Bibel-Uebersetzung durch Ulfilas ausging, so wie beinahe zwölf Jahrhunderte später durch Luthers Bibel ihre vollständigste neue Begründung und Veredlung. Zwar entstand jenes wichtige Werk außer den Grenzen des eigentlichen Teutschlands, und scheint, bei der weiten Ausbreitung teutscher Völkerstämme, nur wenig allgemeinen Einfluss auf die Volksbildung selbst gewonnen zu haben, am wenigsten innerhalb der Grenzen des eigentlichen Teutschlands, wo noch lange das Heidenthum herrschte; doch war die Bahn einmal gebrochen, und kaum hatte, nach jenen großen Völkerzügen, die Europa umgestalteten, die Ordnung der Dinge unter den Teutschen, in dem Lande, das von ihnen insbesondere den Nahmen behielt, sich fester gebildet, so wurde jene Bahn von mehrern verdienstvollen Männern aufs neue, zwar mit langsamen, doch sicheren Schritten, betreten.

Bis in das achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung war in Teutschland weder in Hinsicht der Verfassung noch des Kulturstandes Einheit. Nur bis an die Elbe wohnten eigentliche teutsche Stämme; jenseits hatten, seit der Völkerwanderung, sich Slaven, von jenen an Sitten und Sprache verschieden, verbreitet. Im Norden Teutschlands führten die Sachsen noch ihr alterthümliches Volksleben; der südliche Theil gehorchte theils den Franken, theils unabhängigen Herrschern. Die Grenzlande an den Ufern des Rheins und gegen Italien hin bekannten sich zum Christenthum; im Innern herrschte noch das Heidenthum, und nur allmählich drangen durch seine Finsternisse die Strahlen des

milderen Lichtes. Viele der Glaubenshelden, die es unternahmen, die Teutschen zum Christenthume zu bekehren, mussten die Wahrheit, die sie verkündeten, mit ihrem Blute besiegeln; denn durch den häufigen Wechsel des innern Zustandes waren die Völker grausamer geworden, und unempfänglicher für milde Belehrung; auch versahen es viele der Lehrer wohl darinn, daß sie, unbekannt mit dem Charakter des Volkes, ihm das Neue zu rasch aufdrangen, oder zu unbedachtsam den alten Göttern feindlich gegenüber stellten, ehe sie versucht hatten, allmählich die Herzen des Volkes für die neue Lehre zu gewinnen, und durch sie, bessernd, mildernd und erfüllend, die alte zu überstrahlen. Bonifacius (zuvor Winfried), wohl mit Recht der Apostel der Teutschen genannt, arbeitete mit glücklicherm Erfolge. Zwar starb auch er den Heldentod für den wahren Glauben; aber er hatte doch zuvor einen großen Theil Teutschlands den Ketten des Heidenthums entrissen, christliche Kirchen und Schulen in großer Anzahl gegründet, durch eine feste kirchliche Verfassung ihre Dauer gesichert, und dem Volke, das zuvor in Finsterniss und Schatten des Todes wandelte, mit dem Wege zum ewigen Heil, auch den Weg zu Wissenschaften, Künsten und besserer Kultur des Landes eröffnet. Sein Leben verdient daher, daß wir es hier etwas genauer betrachten.

Das Vaterland Winfrieds war England, und Kirtoun (Cridiodunum) in Devonshire sein Geburtsort. Als das Jahr seiner Geburt wird von einigen 670, von andern 681 angegeben. Seine Herkunft ist nicht bekannt. Zwar hat man seine Abstammung aus königlichem Geschlecht herleiten wollen, aber es lässt sich dafür durchaus kein haltbarer Grund anführen, und bei den ältesten Schriftstellern wird seiner Familie gar nicht gedacht.

Schon in früher Jugend wurde er den Mönchen zu Exceſter (Adescancastrum) zum Unterricht übergeben, und machte hier nicht nur gute Fortſchritte in Kenntniſſen, wie ſie zur damaligen Zeit getrieben wurden, ſondern gewann auch eine Neigung zum geiſtlichen Stande, die er durch ſeinen Eintritt in den Benedictiner-Orden erfüllte. Da er aber ſeine Wiſſbegierde in jenem Kloſter nicht hinlänglich befriedigt fand, ſo begab er ſich, mit Erlaubniſſ ſeines Abtes, in das Kloſter Nuizell, deſſen Mönche damals in einem beſondern Rufe der Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ſtanden, und wo er ſich, unter dem Abt Wynbert (oder Wigbert), in geiſtlichen und weltlichen Wiſſenſchaften weiter ausbildete, ſo daß er bald, nach ſeiner Rückkehr in das Kloſter zu Exceſter, ſelbſt als Lehrer auftrat, und viele Schüler ſich ſeines Unterrichtes bedienten. Je mehr aber der Ruhm ſeiner Gelehrſamkeit zunahm, um ſo größer war auch ſeine Beſcheidenheit und Demuth. Um das Jahr 700 (wahrſcheinlich im 30ſten ſeines Alters, wie es damals bei der engliſchen Kirche Gebrauch war) wurde er zum Prieſter geweiht. Zum Beweis der Achtung, die er bereits erlangt hatte, ward er einſt von einer Kirchenverſammlung, welcher er beigewohnt hatte, in beſonders wichtigen Angelegenheiten an den Erzbiſchof von Canterbury geſchickt, und erwarb ſich durch die günſtige Ausführung ſeiner Sendung allgemeinen Beifall.

Weil er aber einen lebhaften innern Beruf fühlte, das Chriſtenthum unter den heidniſchen Völkern bekannt zu machen, ſo dachte er dabei vorzüglich an die noch heidniſchen Bewohner Teutſchlands, zu denen er ſich deshalb beſonders hingezogen fühlte, weil ſeine eignen Vorfahren aus dieſem Lande entſproſſen waren. Sein Abt ließ ihn nur ungern ziehen, und er reiſte nun (716) mit einigen Gefährten, die

ein gleicher Eifer zu ihm gesellte, über London (Lundenwic) nach Dorstet, einem großen Flecken in Friesland, wo er sein Lehramt beginnen wollte. Aber der Krieg, den der friesische König Ratbod damals mit dem fränkischen Herzog Karl Martell führte, und die feindseligen Gesinnungen Ratbods gegen die Christen, hinderten die Ausführung seines Vorhabens, und bewogen ihn, nach Utrecht zu gehen, wo sein Landsmann, Wilibrord, der hier Bischof war, ihn sehr freundschaftlich aufnahm. Winfried gelangte zwar zu einem Gespräche mit dem König Ratbod, und ermahnte ihn, von den Verfolgungen der Christen abzustehen und die Lehre des Christenthums unter seinem Volke zu erlauben; aber vergebens. Da er sich nun überzeugt hatte, daß seine Bemühungen für diesmal fruchtlos sein würden, so kehrte er (717), ohne jedoch sein Vorhaben ganz aufzugeben, einstweilen nach England zurück. *)

Inzwischen war der Abt Wigbert zu Nuizell gestorben, und die Wahl der Mönche, für seinen Nachfolger, fiel einstimmig auf Winfried; doch dieser schlug die dargebotene Würde aus, da er schon wieder mit einer zweiten Reise nach Teutschland umging, die er auch im Jahre 718, zu Anfange des Winters, mit einem allgemeinen Empfehlungsschreiben des Bischofs Daniel versehen, wirklich antrat.

Sein Weg ging diesmal zuerst, und zwar zu Lande, nach Rom, wo er den Winter zubrachte. Der Papst

*) Alle Zeugnisse des Bonifacius selbst, und seiner ältesten Biographen, so wie auch die geschichtlichen Umstände in Ansehung des Kriegs zwischen Ratbod und Karl Martell, kommen darinn überein, daß er seine Reise 716, und nicht, wie Andere wollen, 704 oder 714, angetreten.

Gregorius II., an welchen er noch ein besonderes Schreiben des Bischofs Daniel empfangen hatte, nahm ihn sehr wohlwollend auf, unterredete sich mit ihm fast täglich, und verwandelte seinen Nahmen Winfried in Bonifacius. *) Er erhielt vom Papste eine schriftliche Vollmacht und Vorschrift, das Christenthum unter den heidnischen Völkern in Teutschland bekannt zu machen. Mit dieser versehen, reiste er im Mai 719 von Rom wieder ab, und ging durch die Lombardei und durch Baiern nach Thüringen. In diesem Lande (zu welchem man damals noch einen großen Theil des nachherigen Ostfrankens, bis an den Main, rechnete) war zwar schon seit 685 durch Kilian, und später durch Wilibrord, ein Anfang zur Gründung des Christenthums gemacht worden; aber die Saat, welche diese Männer ausgestreut hatten, war nur spärlich aufgegangen und größtentheils wieder erstickt; nur wenige Spuren des Christenthums waren noch zu erkennen, und selbst die hier und da noch vorhandenen christlichen Priester hatten sich zu den heidnischen Greueln hingeneigt, und entehrten das Christenthum durch ihr Leben. Bonifacius suchte diese mit Eifer zu ihrer Pflicht und zu den Gesetzen der christlichen Kirche zurück zu führen; vorzüglich aber wandte er sich, nach dem Rathe des Papstes, an die Vornehmen und Edlen im Volke, um diese durch verständige, geistreiche Vorstellungen für das Christenthum zu gewinnen. Sein Aufenthalt in Thüringen war jedoch diesmal nur von kurzer Dauer; denn da er gehört hatte, daß

*) Daß dies nicht erst bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom geschehen, zeigt die päpstliche Verordnung (in Epist. S. Bonifacii, ed. Würdtwein, pag. 11.) in deren Aufschrift er schon Bonifacius genannt wird.

der friesische König Ratbod (719) gestorben war, verließ er Thüringen noch in demselben Jahre, und ging (wie aus einem Briefe *) hervorgeht, auf Antrieb eines Traumes) nach Friesland, wo er gemeinschaftlich mit dem Bischof Wilibrord, unter dem Schutze der Franken, in der Ausbreitung des Christenthums große Fortschritte machte, und drei Jahre verweilte. Wegen seines Eifers für die Religion bestimmte ihn der vom weit vorgeschrittenen Alter schon geschwächte Bischof Wilibrord (welcher auch Clemens genannt wird), zu seinem Nachfolger im Bisthum, und wollte ihn schon damals zum Bischof weihen; aber Bonifacius lehnte diese Auszeichnung ab, indem er sich noch für zu unwürdig dazu erklärte, und die Vorschrift des Papstes einwandte, durch die er nur zum Prediger des Christenthums unter den Heiden in Teutschland bestimmt sei. Im Jahre 722 verließ er Friesland wieder und ging nach Hessen, wo er Viele zum Christenthum bekehrte, und im folgenden Jahre zu Amöneburg ein Kloster gründete. Da er dem Papste von dem glücklichen Gedeihen seiner Sendung Nachricht ertheilt hatte, berief ihn dieser nach Rom, behandelte ihn, bei seiner Ankunft, abermals mit vieler Achtung, und weihte ihn am S. Andreas-Tage (30. November) 723 zum Bischof, ohne ihm jedoch eine bestimmte Diöceſe anzuweisen. Unmittelbar darauf ließ er ihm zwei Empfehlungsschreiben, das eine an Karl Martell, das andere an alle Bischöfe, Fürsten und andere Christen in Teutschland ausfertigen, und schrieb auch besonders an die Thüringer, indem er diejenigen, welche sich schon zum Christenthume bekannten, wegen ihres Eifers

*) Dem dritten in Würdtweins Sammlung, l. c. pag. 14.

lobte, *) die andern aber zur Annahme des Christenthums, als des einzigen Weges zum wahren Heil, aufforderte, und allen den Bonifacius kräftig empfahl, die Geistlichen aber insbesondere zum Gehorsam gegen ihn ermahnte. Mit diesen und andern Briefen des Papstes versehen, reiste Bonifacius, zu Anfange des Jahres 724, zuerst zu Karl Martell, der ihm seinen Schutz versprach und einen Schutzbrief ertheilte; und begab sich dann wieder nach Teutschland, wo er zunächst in Hessen das angefangene Werk fortsetzte, und unter andern, um das Heidenthum desto gründlicher auszurotten, zu Geismar eine große, von Alters her als heilig verehrte Eiche fällte. Die heidnischen Bewohner der umliegenden Gegend waren in Menge zu diesem, für sie schrecklichen Schauspiel herbeigeströmt, und erwarteten nichts geringeres, als daß der Donnergott, dem diese Eiche geheiligt war, ihren Sturz auf der Stelle rächen werde; da aber Bonifacius sein Werk ohne Störung vollbrachte, so wurden viele dadurch um so leichter für das Christenthum gewonnen. Noch in demselben Jahre ging er aus Hessen weiter in das eigentliche Thüringen und gründete (724 oder 725) das Kloster des heiligen Michaels, in einer damals noch wüsten Gegend, späterhin Ohrdruf genannt. **) Nicht weit davon, in der Gegend, wo spä-

---

*) In dem Schreiben des Papstes werden Asolf, Godolaus, Wilar, Gunthar und Albord nahmentlich erwähnt und Viri magnifici genannt; wahrscheinlich also waren dies Männer von angesehenem Stande.

**) Daß dieses Kloster die erste Stiftung des Bonifacius im heutigen Thüringen gewesen, und die S. Johannis-Kirche zu Altenberga, welche man dafür ausgegeben, gar nicht von Bonifacius, sondern erst von Ludwig dem Bärtigen erbaut

terhin das Dorf Altenberga erbaut wurde, erhielt Bonifacius von einem angesehenen Manne, Hugo dem Aelteren, *) ein Stück Landes als Eigenthum geschenkt, wo er sich ein Wohnhaus mit einer kleinen Kapelle erbaute. **)

Bei den ohnehin schwierigen Geschäften seines Lehramtes hatte Bonifacius auch mit andern Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen; denn er und seine Gehilfen mussten sich ihren Lebensunterhalt, in einem rauhen, größtentheils noch mit Wald bedeckten Lande, mühsam erwerben; aber gern ertrugen sie Mangel und Beschwerden, um nur das Christenthum nicht wieder in seinen vorigen Verfall kommen zu sehen; ja der Heldenmuth und die Ausdauer des Bonifacius erweckte ihm auch in England noch viele Nachfolger, die seit 724 das ursprünglich kleine Häuflein seiner Gefährten ansehnlich verstärkten, und ihm von wesentlichem Nutzen waren, um die neu gestifteten Klöster (damals wesentliche Bedürfnisse zur Sicherung und Aufrechthaltung der Religion) hinlänglich zu besetzen. Unter andern kamen auch mehrere fromme und gut unterrichtete Frauen und Jungfrauen aus England mit nach Teutschland, welche hier treulich bei der Heidenbekehrung halfen, und in der Folge zum Theil Aebtissinnen in verschiedenen

---

worden, hat Hr. Director Krügelstein hinreichend erwiesen. S. Dess. Nachrichten von Ohrdruf und seinen Umgebungen aus der Vor-Gleichischen Zeit, 1. u. 2. Heft. Gotha 1823. 4.

*) Ohne hinreichenden Grund hat man ihn und den oben genannten Gunthar (Günther) zu Vorfahren der nachherigen Grafen von Kevernberg machen wollen.

**) Die Stelle dieses Hauses (wo in der Folge die S. Johannis-Kirche erbaut wurde) bezeichnet der bei Altenberga erbaute Candelaber.

Klöstern wurden. Zwar drohte dem Christenthum in Thüringen bald wieder Gefahr von den benachbarten heidnischen Sachsen, deren Streifereien und Verwüstungen in Thüringen um diese Zeit immer häufiger wurden, und besonders die neuen Christen betrafen. Aber Karl Martell erschien hier als Beschützer des Christenthums, indem er (728) die heidnischen Sachsen durch einen glücklichen Feldzug nöthigte, den fränkischen Theil Thüringens für längere Zeit zu verlassen. *) Bonifacius aber hatte sich auch in dieser Noth als ein getreuer Hirt gegen sein Volk bewiesen, und die Beschwerden desselben redlich getheilt, ohne in seinem Glaubenseifer und seiner Bruderliebe zu erkalten. Daß er inzwischen mehrere Kirchen in Thüringen und Hessen gestiftet, ist zwar gewiss, aber in Hinsicht der Zeitbestimmung nicht durch unmittelbare sichere Nachrichten von den einzelnen nachzuweisen.

Inzwischen war, nach Gregors II. Tode, Gregor III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Dieser erkannte die Bemühungen des Bonifacius nicht weniger ehrenvoll an, als sein Vorgänger; denn er erhob ihn (732) zum Erzbischof, ebenfalls noch ohne eine bestimmte Diöces, und sandte ihm, mit einem äußerst hochachtungsvollen Schreiben, **) das Pallium.

Nachdem Bonifacius das Christenthum in Thüringen und Hessen hinlänglich befestigt zu haben glaubte, ging

---

*) Vielleicht hat dieser Feldzug Gelegenheit zu dem alten, keiner Widerlegung bedürfenden Mährchen gegeben, Bonifacius sei mit einem Kriegsheer zu den Thüringern gekommen, habe diese in der Tretenburg belagert und so zur Annahme des Christenthums genöthigt.

**) Ep. XXV. in Würdtweins Sammlung.

er (736) nach Baiern, wo zwar schon christliche Kirchen aufgerichtet waren, unter denen sich aber bedeutende Spaltungen erhoben hatten, indem ein angesehener Lehrer, Nahmens Ermwolf oder Arnulf, sich dem Römischen Stuhle nicht unterwerfen wollte, und dadurch große Verwirrung verursachte. Bonifacius erklärte ihn für einen Ketzer, that ihn in den Bann, und stellte die Ordnung im Kirchenwesen wieder her. Hierauf reiste er (738) zum drittenmale nach Rom, um sich mit dem Papste Gregor III. hauptsächlich wegen der Diöcesan-Eintheilung der neubekehrten Länder zu unterreden. Der Papst gab ihm Vollmacht, nach seinem Gutbefinden Bisthümer anzulegen, nur nicht an unbedeutenden Orten. Auf seiner Rückreise nach Teutschland (739) wurde ihm ein Jüngling von edler Geburt, Nahmens Sturmo, von seinen Aeltern anvertraut, den er in das Kloster zu Fritzlar brachte, und dort dem Abte Wigbert zum Unterricht übergab, wo jener so große Fortschritte machte, daß er bald zum Priester geweiht werden konnte, und einen der thätigsten Gehilfen des Bonifacius abgab. — Um diese Zeit ordnete nun Bonifacius zuerst aufs neue das Kirchenwesen in Baiern, wohin ihn der neue Herzog Odilo einlud. Er entfernte hier verschiedene Priester, die entweder nicht auf dem gesetzmäßigen Wege zu ihren Würden gelangt waren, oder von der richtigen Lehre abwichen, setzte diejenigen ab, die sich widerrechtlich das Bischofsamt anmaßten, theilte Baiern in vier bischöfliche Diöcesen, nehmlich Passau, wo er den schon anwesenden Bischof Vivalus bestätigte, Salzburg, Regensburg und Freisingen, deren Bischöfe er einsetzte und weihte; und hielt hierauf (740) in Baiern eine Kirchenversammlung, mit Genehmigung des Papstes. Etwas später gründete er noch ein Bisthum zu Eichstädt,

und theilte (741) auch Thüringen und Hessen in die drei bischöflichen Diöcesen Würzburg, *) Buraburg und Erfurt, von welchen Bisthümern jedoch in der Folge nur das erste fortdauerte. An allen diesen Orten mussten für die Bischöfe auch Kirchen eingerichtet werden, und so fand auch (nach der wahrscheinlichsten Angabe 743, nach andern erst 752) die S. Marien- oder Domkirche zu Erfurt ihre Entstehung, und es wurde mit ihr ein Kloster verbunden, welches nachher in ein Collegiat-Stift verwandelt wurde. Der erste und einzige Bischof zu Erfurt war Adelar, der hernach (755) in Friesland den Märtyrertod fand, aber in seiner Kirche zu Erfurt begraben wurde. **)

Im Jahre 741 starb Karl Martell, der Feldherr und Fürst der Franken, nachdem er einige Jahre ganz unabhängig, ohne daß ein König vorhanden war, geherrscht hatte. Seine Söhne Karlmann und Pipin erhoben zwar den letzten Sprossen der Merovinger, Childerich, auf den Thron, herrschten aber übrigens gemeinschaftlich unter dem Titel und mit dem Ansehen ihres Vaters. Auf Verlangen Karlmanns, und mit Genehmigung des damaligen Papstes, Zacharias, hielt Bonifacius (742)

*) Es ist schon oben erinnert worden, daß ein großer Landstrich, den man späterhin zu Franken rechnete, damals noch zu dem fränkischen Thüringen gehörte.

**) Eckard (Rer. Franc. lib. XXIII. pag. 400.) zieht zwar die Existenz eines Bisthums zu Erfurt ganz in Zweifel, und glaubt, man müsse in dem Briefe des Bonifacius, welcher desselben gedenkt (bei Würdtwein pag. 106.) statt Erfurt, Eichstädt lesen; aber seine Gründe beweisen nichts, auch lag Eichstädt nicht in dem Landstriche, den Bonifacius Germania nennt, sondern gehörte vielmehr zu Baiern.

ein großes National-Concilium, um die verfallene Kirchenzucht wieder herzustellen. Das Ansehen des Bonifacius ging hierbei so weit, daß er drei neue Erzbischöfe ernannte, welche der Papst, bloß auf sein Zeugniß, im folgenden Jahre bestätigte. *)

Da die Sachsen ihre Angriffe auf Thüringen erneuerten, so zog Karlmann (743) den bedrängten Thüringern zu Hilfe. Der Bischof von Mainz, Gerold, welcher an diesem Feldzuge Theil nahm, kam dabei ums Leben, und sein Sohn Gerwilieb, der damals am fränkischen Hofe lebte, wurde darauf an seine Stelle zum Bischof befördert. Der Krieg dauerte das folgende Jahr fort, und der neue Bischof Gerwilieb zog nicht nur mit zu Felde, sondern suchte auch den Mann, durch den sein Vater gefallen war, eifrig auf, und tödete ihn, als er ihn gefunden hatte, mit eigner Hand, um seinen Vater zu rächen. — In demselben Jahre (744) wurde durch Sturmo, den Zögling des Bonifacius, auf des letztern Antrieb, in einer bisher ganz menschenleeren, dichtwaldigen Gegend, das Kloster Fulda gegründet.

Auf einem abermaligen National-Concilium, das, auf Karlmanns und Pipins Verlangen, 745 zu Mainz unter dem Vorsitz des Bonifacius gehalten wurde, kam unter andern die Blutschuld des Bischofs Gerwilieb, der seitdem seine bischöflichen Verrichtungen ungestört fortgesetzt hatte, zur Sprache, und Bonifacius erklärte, ein Mann, der sich mit Mord befleckt habe, könne keinem priesterlichen Amte vorstehen, auch sei Gerwiliebs Betragen außerdem eines Bischofs unwürdig. Gerwilieb wurde

---

*) S. den Brief des Papstes Zacharias an Bonifacius, bei Würdtwein pag. 144.

darauf abgesetzt; Karlmann und Pipin aber übertrugen das Bisthum Mainz dem Bonifacius, und da dieser schon für seine Person die erzbischöfliche Würde besaß, so wurde nun auch das Bisthum Mainz, auf den Wunsch der fränkischen Fürsten, vom Papste für immer zu einem Erzbisthum erhoben. Seitdem nahm Bonifacius, da ihm schon sein vorgeschrittenes Alter so beschwerliche Reisen, wie in den früheren Jahren, nicht mehr gestattete, zu Mainz seinen festen Wohnsitz, und leitete von hier aus die kirchlichen Angelegenheiten in einem großen Theile des fränkischen Reichs, diesseit und jenseit des Rheins.

Nach Karlmanns Tode übernahm Pipin nicht nur die Regierung des Fränkischen Reichs allein, sondern erhob sich auch, wie bekannt, selbst zur königlichen Würde, und Bonifacius genoss die Auszeichnung, ihn (752) zum König der Franken zu salben und zu krönen.

Mehrere Jahre vorher war der alte Bischof Wilibrord zu Utrecht gestorben, *) und nach seinem Tode waren wieder große Rückschritte des Christenthums in Friesland eingetreten, so daß Bonifacius, theils aus eignem Antriebe, theils auf Veranlassung des neuen Königs Pipin, sich entschloss, selbst noch einmal nach Friesland zu reisen, um die christliche Religion dort wieder aufzurichten. Zuvor hielt er aber noch einmal, im ersten Jahre der königlichen Regierung Pipins und des Papstthums Stephans II. (752 oder zu Anfange 753), eine Synode zu Mainz, wo er seinen bisherigen treuen Gehilfen Lullus zu seinem Stellvertreter und einstigen Nachfolger im Erzbisthum Mainz einsetzte, und zum Bischof weihte, auch sonst noch für die fortdauernde Verfassung der Kirchen in

*) Nach Mabillon, im Jahr 739; nach Ubo Emmius, 746.

Teutschland einige Anordnungen traf. Hierauf reiste er nach Friesland, wo er seinen Schüler Eoban zum Bischof in Utrecht einsetzte und weihte. *) Er selbst setzte hierauf seine Predigten in Friesland eifrig fort, und bekehrte viele Friesen aufs neue zum Christenthum. Als er aber einst, um die Neubekehrten zu taufen, an einem kleinen Flusse, die Borne genannt, nahe bei Doccum, Zelte hatte aufschlagen lassen, ward er von den heidnischen Friesen überfallen; die Jünglinge, welche bei ihm waren, setzten sich zur Wehr, und als Bonifacius, mit einigen anderen Priestern, aus dem Zelte trat, um, wo möglich, durch Zureden das Blutvergießen abzuwenden, wurde er, nebst Adelar, Eoban und einigen andern seiner Gefährten, von den wüthenden Heiden (am 5. oder 9. Jun. 755) erschlagen. Diese wurden jedoch nachher zurückgetrieben und der Leichnam des Bonifacius zuerst nach Utrecht, dann nach Fulda gebracht, und hier in dem von ihm gestifteten Kloster begraben. Die Leichname des Adelar und Eoban aber fanden ihr Begräbniss in der Domkirche zu Erfurt. Alle drei wurden in der Folge heilig gesprochen.

*) Daß Bonifacius selbst, nach Wilibrords Tode, das Erzbisthum Utrecht übernommen, und deshalb Mainz verlassen habe, ist ungegründet; denn erstlich war Utrecht nie ein Erzbisthum; Wilibrord wird von Bonifacius selbst überall nur Bischof genannt; und zweitens sagt Bonifacius in seinem Briefe an Papst Stephan II. (bei Würdtwein, S. 278.) ausdrücklich, er habe zu Utrecht einen neuen Bischof eingesetzt und ordinirt; auch wird in des Papstes Zacharias Constitution vom J. 748, wegen des Erzstiftes Mainz (b. Würdtwein, S. 241.) das Bisthum Trecht, oder Utrecht, unter die Suffraganeen von Mainz gerechnet, welches sich aber, wie bekannt, in der Folge geändert hat.

Der Charakter und die Verdienste des Bonifacius sind, wenn man ohne Vorurtheil seine Thaten betrachtet und die schriftlichen Denkmaale seines Wirkens liest, durchaus nicht zu verkennen. War er auch nicht frei von manchen Schwachheiten und Verirrungen seines Zeitalters, so ist doch Einfalt des Herzens, wahre Gottergebenheit, warmer, uneigennütziger, sich selbst aufopfernder Eifer für das Christenthum, ohne Verfolgungssucht und Schwärmerei, unermüdete Thätigkeit und unerschütterliche Beharrlichkeit in der Ausführung eines, mit Ueberzeugung gefasften, edlen Entschlusses, bei ihm nicht zu verkennen. In einer Zeit, die es liebte, alles Große, Edle und Uneigennützige in den Staub herunter zu ziehen und wenigstens verdächtig zu machen, hat freilich auch Bonifacius dem Vorwurfe nicht entgehen können, daß er nicht Gottes, sondern seine eigene Ehre gesucht, und daß es nur Herrschsucht und Fanatismus gewesen sei, was ihn zum Heidenbekehrer berufen habe. Doch man versetze sich nur ganz in jene Zeit und in seine Lage, und diese Vorwürfe werden bald in ihr Nichts verschwinden. Bonifacius verließ Vaterland und Heimath, er entzog sich dem ruhigen, ehrenvollen Leben, das seiner dort wartete, um in ein unbekanntes, unwirthliches und rauhes Land zu ziehen, wo er Beschwerden, Verfolgungen und Mühseligkeiten aller Art entgegen ging, und wo er sich fast täglich bereiten musste, sein Leben zum Opfer zu bringen. Die Beispiele seiner Vorgänger, die auf gleichem Pfade gewandelt waren, zeigten ihm keinen glänzenden irdischen Gewinn, wohl aber Arbeiten, Leiden, Martern und qualvollen Tod. Ueberhaupt war damals noch nicht die Zeit gekommen, wo die Geistlichen sich von ihrem wahren Berufe so weit entfernt, und aus Lehrern des Volks in Herrscher desselben verwandelt hatten; man

suchte die Zierde des geistlichen Standes noch in Frömmigkeit, ungeheuchelter Demuth und aufopfernder Liebe. Daß dem Bonifacius hohe geistliche Würden zu Theil wurden, war theils die verdiente Belohnung seines christlichen Eifers, theils ein Mittel, seine Wirksamkeit zu erhöhen; aber seine äußere Lage wurde dadurch (ehe er seinen festen Sitz zu Mainz erlangte) so wenig verbessert, daß er noch als Bischof, ja als Erzbischof, mit seinen Gefährten Last und Hitze tragen, und seines Lebens Unterhalt mit saurer Arbeit seiner Hände sich erwerben musste. Er baute so wenig auf sich selbst, daß er vielmehr in allen wichtigen Angelegenheiten, ja selbst in manchen, die wir keinesweges zu den wichtigen rechnen würden, nach den Gesetzen des freiwillig übernommenen geistlichen Gehorsams, den Papst, als seinen geistlichen Obern, zu Rathe zog, so wie er auch den weltlichen Herrschern ihr Recht gern einräumte, und sich unterthänig gegen sie erwies, aber doch bei aller Ehrfurcht auch mit Klugheit und Unerschrockenheit gegen sie auftrat, ohne den Großen zu schmeicheln, und dem Recht, der Wahrheit oder der Würde seines heiligen Amtes das geringste zu vergeben. Mit dem gehässigen Nahmen des Fanatismus aber bezeichnet gewiss kein Verständiger den hohen Eifer, an die Stelle der Unwissenheit und des heidnischen Irrwahns, die göttlichen Lehren des Christenthums zu pflanzen, die Finsterniss zu erleuchten, Irrende zu belehren und Rohe zu veredeln. Daß Bonifacius an manchen außerwesentlichen Dingen des, in seiner Form schon nicht mehr ganz einfachen und reinen Christenthums zu fest hielt, und ihnen zu viel Werth beilegte, lässt sich nicht leugnen; aber wenn wir den Mann nach dem betrachten, wozu ihn seine Zeit machen, und was er zu seiner Zeit sein konnte, so würde es unbilliges verlangt heißen, wenn man ihm zu-

muthen wollte, sich ganz von allen Mängeln seiner Zeit losgerissen, und das Christenthum in seiner absoluten Reinheit aufgefasst zu haben, da es unter den damaligen Umständen so schwer hielt, ja nach dem obwaltenden Zustande der Kenntnisse und anderweitigen Hilfsmittel fast unmöglich war, die wesentlichen Lehren und Ordnungen des Christenthums von ihren außerwesentlichen Zusätzen genau zu unterscheiden, ohne wieder auf einer anderen Seite sich zu weit zu verirren. Auch würde schwerlich ein so ganz reingeistiges Christenthum, gesetzt daß Bonifacius für seine Person es erkannt hätte, zu jener Zeit sich so schnell verbreitet und so dauernd erhalten haben. Nur wenige würden fähig gewesen sein, sich zu jenen reineren Vorstellungen zu erheben, und diese wenigen fanden sich gewiss nicht unter den Völkern, unter welchen Bonifacius unmittelbar wirkte; bei diesen bedurfte es der streng festgehaltenen Form, um sie auf dem betretenen besseren Wege zu erhalten, und vor dem Rückfall in die Finsternisse des Heidenthums zu bewahren. Nicht weniger hätte Bonifacius, wenn er von dem herrschenden Lehrbegriff und der hergebrachten Kirchenordnung abwich, sich der Nothwendigkeit ausgesetzt, der ganzen allgemein anerkannten Kirche feindlich gegenüber zu treten; und dies würde ihn in Kämpfe verwickelt haben, bei denen die Erreichung seines Hauptzweckes gefährdet wurde und vielleicht ganz unterlag. Für diesen konnte nichts günstigeres geschehen, als daß Bonifacius nicht daran dachte, den Lehrbegriff des Christenthumes seiner Zeit zu verbessern, sondern nur das Christenthum, wie er es fand, wie er seinen hohen Werth auch in den umhüllenden Schaalen erkannte, wie er es mehr mit warmen, treuem Herzen als mit forschendem Verstand erfasst hatte, denen, die noch ganz im Dunkel wandelten,

als ein Licht in der Finsterniss zu verkünden. Mit thätigem Eifer für seinen Glauben und dem festen Muthe des besonnenen Dulders verband er freilich nicht den hohen, kühnen Verstand eines Reformators; aber wer wollte mit dem Manne, der uns so großes gab, um das rechten, was er uns nicht gegeben, weil es nicht in seiner Zeit und in seinem Vermögen lag; anstatt das Empfangene, dessen wir uns noch immer erfreuen, dankbar und ehrfurchtsvoll zu erkennen? Genug daß Bonifacius, wie der Erfolg seiner Bemühungen uns am sichersten überzeugt, die Bedürfnisse seiner Zeit und den Geist der um ihn lebenden Menschen richtig erkannte; denn er leistete nicht nur weit mehr, sondern dies auch weit sicherer und bleibender, als seine Vorgänger; ohne Zweifel in Folge seiner weise berechneten Lehren, aber gewiss auch seines liebe- und würdevollen Betragens, seines tugenhaften Wandels und seines allen vorleuchtenden Beispiels. — Endlich ist es dem Bonifacius hauptsächlich zum Vorwurf gemacht worden, daß er den Teutschen anstatt des Christenthums eigentlich das Papstthum gebracht, und damit alle die bittern Schicksale, welche die päpstliche Geistesherrschaft in den folgenden Jahrhunderten für Teutschland bereitete, verschuldet habe. Nun ist es allerdings wahr, daß Bonifacius die von ihm gegründeten Kirchen in Teutschland dem päpstlichen Stuhl untergab, und dadurch das Ansehen des Papstes in Teutschland erweiterte und befestigte; aber gerade dies war auch unter den damaligen Umständen das einzige Mittel, um das Bestehen dieser neu gegründeten Kirchen selbst zu befestigen und zu sichern. Die einzelnen Kirchen würden bald wieder untergegangen sein, wie so viele vor Bonifacius gestiftete bereits wieder untergegangen, oder doch tief zerrüttet waren, wenn sie sich nicht als Glieder an ein gro-

ßes Ganzes anschlossen, und dieses Ganze konnte, nach der damaligen Lage der Dinge, wo die Staaten noch so wenig fest in sich selbst begründet, und so wenig mit dem geistigen Leben der Menschheit innig verschmolzen waren, nur die allgemeine christliche Kirche sein, wie sie sich damals im westlichen Europa unter der obersten Aufsicht des römischen Papstes gebildet hatte. War gleich der Papst zu Rom *) damals schon zu einem bedeutenden Vorzuge vor den andern Bischöfen, und zu einem höchst bedeutenden Ansehen gelangt, so hatte doch das Papstthum noch bei weitem nicht jene ungemessene Höhe erreicht, auf der es nachher für die ganze Christenheit so drückend, für die Entwickelung des menschlichen Geistes so beschränkend, und für das Bestehen, die Ruhe, Sicherheit und Würde der Staaten so gefährlich wurde; das Ansehen des Papstes in der Kirche bestand mehr in einer Aufsicht, als in einer eigentlichen Herrschaft, und in weltliche Dinge mischte sich der Papst nur selten, und dann nicht gebietend, sondern nur berathend. Wie daher das Papstthum dem Bonifacius in seiner Zeit als nothwendig erschien, so konnte er es, von seinem Standpunkte, sich auch nicht anders als wohlthätig denken; denn die Einheit der Kirche, damals das größte Kleinod für ihre Fortdauer, war ja darauf begründet. Daher die tiefe, nahe an Selbstverleugnung grenzende Ergebenheit des Bonifacius gegen die römischen Päpste; daher seine, sonst freilich für uns manchmal auffallende Strenge gegen die, welche sich auch nur in Kleinigkeiten

*) Es ist bekannt, daß der Titel papa, woraus das Wort Papst entstanden ist, ursprünglich allen Bischöfen, als ein Beweis von Ehrfurcht gegeben, nachmals aber auf den Bischof zu Rom beschränkt wurde.

von der Einheit der römisch-katholischen Kirche trennten. Man muss es dem Bonifacius nachsehen, wenn er vielleicht hierinn etwas zu weit ging; denn gerade dieser Mangel an Erhaltung der Einheit hatte ja die Zerrüttung bereitet, in welcher Bonifacius, bei seiner Ankunft in Teutschland, die noch vorhandenen christlichen Gemeinden in Thüringen und Baiern antraf. Auch würde man sehr irren, wenn man diejenigen, welche sich von der Gemeinschaft der römischen Kirche trennten, darum für freisinnigere Männer halten wollte; denn wie wir aus den Briefen des Bonifacius sehen, waren sie eben die ärgsten und gefährlichsten Schwärmer, die viel größern Aberglauben verbreiteten, als er in der römischen Kirche jemals aufkam. Daß aus der Verbindung mit Rom späterhin so viel Ungemach hervorging, das konnte Bonifacius nicht ahnen, und deshalb trifft ihn, der nur das wollte, was er für das Beste erkannte, bei der billigen Nachwelt kein kränkender Vorwurf.

Seit Bonifacius war und blieb nun das Christenthum über den größten Theil von Teutschland (nur das ausgenommen, was noch den Sachsen und Slaven unterworfen war) verbreitet, und mit ihm zogen Wissenschaften und Landeskultur in die neubekehrten Gegenden; denn die Lehrer des Christenthums waren zugleich die einzigen Bewahrer und Pfleger der Wissenschaften; die fleißigen Mönche lichteten die undurchdringlichen Wälder, bauten in die wildesten Einöden ihre Klöster und pflanzten um sie her edlere Gewächse, gewöhnten die Halbwilden an Ackerbau, friedliche Gewerbe, mildere Sitten, feste Wohnsitze, geselligen Verkehr und gesetzliche Ordnung; um die vorher einsamen Klöster bildeten sich bald Dörfer und Städte, die vorher nur sehr sparsam im Lande zerstreut lagen, und

auch diese erhoben sich allmählich zu Pflegerinnen der Religion, der Gesetze, Wissenschaften und Künste; und als den ersten Urheber alles diesen Herrlichen müssen wir diesen Bonifacius, wenigstens für einen sehr großen Theil Teutschlands, verehren.

Unter den schriftlichen Denkmaalen, welche Bonifacius hinterlassen hat, ist die Sammlung seiner Briefe, sowohl wegen ihres Innhaltes, als wegen ihres historischen Werthes, theils zur Kenntniss seiner eignen Denk- und Handlungsweise, theils für die Kirchen- und Staatengeschichte seiner Zeit überhaupt, zu deren Kenntniss sie fast unentbehrlich sind, bei weitem das wichtigste. Nach der Ausgabe von Nic. Serarius (Mogunt. 1605. 4. — it. 1629. 4.) welche in der Bibliotheca patrum maxima, Tom. XIII. wieder abgedruckt worden, ist eine viel schönere, vollständigere und besser geordnete: Epistolae S. Bonifacii, Archiepiscopi Magontini et martyris, ordine chronologico dispositae, notis et variantibus illustratae a Steph. Alex. Würdtwein, Episc. Heliopolensi etc. Magont. 1789. fol. Es sind darinn, außer den Briefen des Bonifacius, auch viele von den Päpsten und anderen gleichzeitigen Personen an ihn und andere geschriebene, so wie einige spätere, enthalten. Auch befinden sich in Würdtweins Ausgabe (Nr. LVIII. pag. 40.) die Statuta Synodalia XXXVI.), die hier und da als eine besondere Schrift des Bonifacius angeführt werden. *) — Funfzehn Reden des Bonifacius sind Martene Collectio amplissima veterum monumentorum, Tom. IX. abgedruckt. — Eine Lebensbeschreibung

*) Diese Briefsammlung des Bonifacius liegt den vorstehenden Nachrichten von seinem Leben und Thaten größtentheils zum Grunde.

des heiligen Livinus (der im siebenten Jahrhundert in den Niederlanden das Christenthum predigte und den Märtyrertod starb) lässt sich unserm Bonifacius nicht mit Sicherheit zuschreiben, ob sie gleich Serarius mit dessen Briefen und unter seinem Nahmen herausgegeben hat. *) — Andere ihm beigelegte Werke, als: Pro rebus ecclesiae liber I. — De fidei unitate lib. I. — De suis in Germania rebus ad Ethelaldum regem lib. I. — Contra haereticos lib. I. — De sua fide, doctrina et religione lib. I. (wenn dies nicht mit einem der vorigen einerlei ist) — sollen nur noch in Handschriften vorhanden sein, und sind größtentheils wohl überhaupt zweifelhaft, da es nicht wahrscheinlich ist, daß Bonifacius bei seinen wichtigen und beschwerlichen Berufsgeschäften und häufigen Reisen viele Muße fand, um auch als Schriftsteller zu arbeiten.

Nicht lange nach diesen Begebenheiten erschien Karl der Große (777 — 814), einer der mächtigen und hochstrebenden Geister, die ihr ganzes Zeitalter nicht nur beherrschen, sondern weit überfliegen. Obgleich sein Herrscherthron sich in Frankreich erhob, so hatte er doch seiner teutschen Abstammung nicht vergessen, und betrachtete auch seine Franken als einen Zweig des großen teutschen Stammes. Das teutsche Volk zum ersten seiner und der folgenden Zeiten zu erheben, war sein kühner Entwurf; dazu aber bedurfte es der Einheit des Herrschers und des Glaubens, und diese zu erreichen, dahin waren also alle seine Unternehmungen gerichtet. Zunächst musste die alte Zwie-

---

*) Vgl. Fabricii Bibliotheca latina med. et inf. aetat. T. I. pag. 712.

tracht zwischen Franken und Sachsen untergehen in der Vereinigung beider Stämme. Dies geschah, und hierdurch wurde zugleich ganz Teutschland dem Christenthume gewonnen. Daß manche der Mittel, welche Karl der Große zur Begründung des Christenthums anwandte, nehmlich Krieg und Herrschergewalt, mit dem wahren Geist und Wesen des Christenthums in Widerspruch standen, wer möchte das leugnen? Aber wir würden ihn ganz im Widerspruch mit dem Geiste seiner Zeit betrachten, und gegen so viele ächt religiöse Züge seines Charakters absichtlich die Augen verschließen, wenn wir in ihm nur den wilden Eroberer sehen wollten, dem das Christenthum nichts gewesen wär, als ein Werkzeug zur Erreichung herrschsüchtiger Zwecke. In der Erweiterung seiner Herrschermacht dachte er sich die Begründung eines teutschen Reichs und die Erhöhung des teutschen Ruhmes; und dieser dachte er eine edlere Bestimmung und höhere Weihe zu geben durch Verbreitung des christlichen Glaubens. Diese Ideen von Erhöhung teutscher Macht und Ausbreitung des Christenthums waren in seiner Seele so fest verschmolzen, daß er selber sie nicht mehr zu trennen vermochte, und daß er nur eins mit dem andern und durch das andere zu erreichen suchte. So lag es auch ganz in der Natur der Dinge, die er vorfand; denn die meisten Kriege, die er führte, waren schon lange vor dieser Zeit begründet und vorbereitet; sein Werk war es nur, aus den unvermeidlichen Verderbnissen des Kriegs die heilsamen Früchte der Religion, Wissenschaften und milderen Sitten zu erziehen. So erbaute er ein großes teutsches Reich und erhob es zu einem neuen römischen Kaiserthum; aber daß er dies nicht als ein wilder, nur von Ehrgeiz und Herrschsucht getriebener Eroberer bewirkt hatte, sondern noch etwas Edleres im Herzen trug, bewies

er durch seine thätige und verständige Sorgfalt für die Aufklärung seines Volkes. Er selbst hatte zwar erst im reiferen Alter sich wissenschaftliche Bildung angeeignet, aber er war darin weit vorgeschritten; er verehrte die Wissenschaften mit einem, in jener Zeit fast beispiellosen Eifer, und ließ es sich angelegen sein, auch den Geist seines Volkes für sie zu wecken, und sie zur wahren Veredlung desselben zu benutzen. Die Bisthümer und Klöster, die er in Teutschland gründete, sollten, nach seiner Absicht, nicht Zufluchtsorte des Müßigganges, des Wohllebens und der Herrschsucht sein, sondern sichere Pflanzstätten der Religion, Wissenschaften und Künste. Er machte es den Geistlichen zur Pflicht, für den Unterricht des Volkes zu sorgen, und suchte auch sonst, wo es nur möglich war, die bestehenden Schulen zu verbessern, und neue zu begründen. Durch Belebung und Sicherung des Handels wirkte er auch von dieser Seite lauf die Kultur seines Reiches. Um es auch nicht an andern Hilfsmitteln zur wissenschaftlichen Bildung fehlen zu lassen, stiftete er zu Aachen eine bedeutende Bibliothek, und zog die größten Gelehrten seiner Zeit an seinen Hof, wo er sie zu einer gelehrten Gesellschaft vereinigte, welcher er selbst als Mitglied beitrat. In diesem Vereine glänzten Alcuin und Eginhard als Sterne der ersten Größe, verdienstvoll durch Unterricht und Schriften, und geehrt durch die Freundschaft ihres Monarchen. Vorzüglich suchte Karl der Große die Vervollkommnung der teutschen Sprache zu begünstigen; er richtete seine Aufmerksamkeit selbst auf die grammatikalische Behandlung derselben, und veranstaltete eine Sammlung ihrer vorhandenen Denkmaale. Wenn wir uns darunter auch nicht (wie man sonst wohl geglaubt hat) die Gesänge der alten teutschen Barden denken dürfen, sondern die Gedichte, welche

Karl der Große sammelte, vielmehr geistliche Gesänge aus den ersten Zeiten der Einführung des Christenthums gewesen sein mögen, so war doch diese Arbeit für die Begründung eines teutschen Schriftwesens höchst verdienstlich, und der Verlust jener Sammlungen ist, in Hinsicht unserer Kenntniss des teutschen Sprach-Alterthums, nicht genug zu bedauern. Daneben wurden auch die klassischen Sprachen kultivirt und ihre vorzüglichen Schriftsteller gelesen und nachgebildet, und wenn auch eine ächt wissenschaftlich begründete, umfassende, geläuterte und wahrhaft fruchtbare Philosophie sich noch nicht gestalten konnte, so wurden doch manche hellere Ideen, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen, auf die Bahn gebracht, manchem eingewurzelten Aberglauben entgegen gearbeitet, und Aufklärung des Denkens eben so wie Milderung der Sitten befördert. Nicht nur Geistliche, sondern auch Leute weltlichen Standes achteten es sich als Ehre, wissenschaftliche Bildung zu besitzen; selbst die häusliche Erziehung gewann eine veredelte Gestalt, vornehmlich weil darinn Karl selbst als Muster seinen Unterthanen voran ging.

Die ausgezeichnetsten der Männer, welche unter Karls des Großen Regierung sich vorzüglich um Religion und Wissenschaften verdient machten, müssen wir etwas näher kennen lernen, ehe wir zur Geschichte der folgenden Zeiten fortschreiten.

Liudger (Lüdger) ist unter den Nachfolgern des Bonifacius, und unter den Lehrern des Christenthums im Zeitalter Karls des Großen, einer der thätigsten und verdientesten, der anstatt aller genannt zu werden verdient. Er war in Friesland im Jahre 743 geboren. Da in seinem Vaterlande damals das Christenthum schon durch Wilibrord und Bonifacius ziemlich verbreitet war,

und auch seine Aeltern, die von angesehenem Stande gewesen sein sollen, sich dazu bekannten, so ward er von Jugend auf in der christlichen Religion erzogen, und dem Abt Gregorius zu Utrecht, einem Schüler des Bonifacius, zum Unterricht übergeben. Da er sich aber dem geistlichen Stande bestimmt hatte, und in England damals der Unterricht im Christenthum und in den Wissenschaften in der höchsten Blüthe stand, und besonders die Schule zu York hochberühmt war, so ging auch Liudger, auf den Rath seines Lehrers, dorthin, bildete sich zu einem Lehrer des Christenthums, und trat in den Benedictiner-Orden. In England machte er auch mit Alcuin die erste Bekanntschaft, ob er aber auch eigentlichen Unterricht von ihm genossen, wie man gewöhnlich angibt, ist nicht erwiesen. Nach einiger Zeit kam er wieder in sein Vaterland zurück, stiftete (778) von seinen ererbten Gütern, und auf seinem eignen Grunde, die Abtei Werden, und predigte zuerst in Ober-Yssel, dann aber in den benachbarten Ländern der noch ganz dem Heidenthum ergebenen Sachsen, die christliche Religion. Wie Karl der Große mit der Schärfe des Schwerdes die Sachsen in wiederhohlten Feldzügen unter sein Reich zu zwingen strebte, so suchte Liudger durch die milderen Waffen des Wortes sie unter dem sanften Joche des Evangeliums zu versammeln, und mit solchem Glück, daß, wie Bonifacius ein Apostel der Thüringer und Franken, er ein Apostel der Sachsen genannt zu werden verdiente. Dennoch ward er, als die Sachsen sich aufs neue gegen Karl empörten, aus ihrem Lande vertrieben, und verbarg sich auf einige Jahre in die Stille des Klosters Monte Cassino in Italien. Von da rief ihn Karl der Große, nach vollendeter Unterwerfung der Sachsen, auf Alcuins Rath, wieder zurück, und er-

nannte ihn (802) zum ersten Bischof in Mimigardefurt (spaterhin Müyster genannt). Hier starb er, nach treuem und fruchtbarem Wirken, am 26. März 809, und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Werden begraben. Sein Neffe und Schüler Gerfried wurde sein Nachfolger im Bisthum. In der Folge ward Liudger unter die Heiligen erhoben. — Als Schriftsteller hat er sich vornehmlich durch die Lebensbeschreibung seines Lehrers Gregorius bekannt gemacht, die von Chr. Brower (in: Sidera illustrium et sanctorum virorum Germaniae, Mogunt. 1616. 4.), nebst Liudgers eignem Leben, wahrscheinlich von einem gleichzeitigen Schriftsteller beschrieben, herausgegeben worden ist. Außerdem soll er auch Vita Albrici und Primordia S. Bonifacii adventus et ordinationis geschrieben haben; die von Surius unter seinem Nahmen mitgetheilte Epistola ad Rixfridum de canonisatione S. Suiberti ist aber, eben so wie der dabei befindliche, vorgebliche Brief des Rixfridus an Liudgerns, untergeschoben. —

Alcuin (Alewin, im lateinischen auch Albinus) war in der Grafschaft York, aus angelsächsischem Geschlechte, um das Jahr 732 geboren, und wurde in der damals berühmten Schule zu York, unter der Leitung des Bischofs Egbert, so wie dessen Nachfolgers Aelbert, gebildet; denn daß er noch ein Schüler des Beda Venerabilis gewesen, wie Andere wollen, stimmt nicht mit der Zeitrechnung zusammen, da Alcuin bei Beda's Tode (735) noch in der zartesten Kindheit war. In jener Schule lernte Alcuin, was zu seiner Zeit eben nicht häufig war, lateinisch, griechisch und hebräisch, brachte es auch sehr weit in der Theologie, so wie in der Rede- und Dichtkunst und in der Mathematik, und zeichnete sich überhaupt

eben so sehr durch Gelehrsamkeit, als durch Frömmigkeit und Bescheidenheit unter seinen Zeitgenossen aus. Nach dem Beispiel anderer seiner berühmten Landsleute und Zeitgenossen, trat er ebenfalls in den Benedictiner-Orden. Der Bischof Egbert vertraute ihm die Aufsicht über seine Bibliothek; Aelbert aber setzte ihn über die ganze Schule, und auf diesen Posten erwarb sich Alcuin als Lehrer große Verdienste. Da aber (780) Aelbert gestorben und Eanbald zu seinem Nachfolger ernannt war, sandte dieser den Alcuin nach Rom, um vom Papste das Pallium für ihn zu holen. Auf der Rückreise ward Alcuin mit Karl dem Großen bekannt, und dieser, der ernstlich damit umging, in seinem Reiche das Licht der Wissenschaften aufzustecken, und sich freute, in Alcuin einen Mann zur Ausführung dieses Vorhabens gefunden zu haben, ließ nicht nach, bis ihm Alcuin versprach, nach Vollendung seines Auftrags in England, zu ihm zurückzukehren, und zum Besten des fränkischen Reiches zu wirken. Alcuin hielt Wort, und mit ihm hielten die Wissenschaften in Teutschland ihren Einzug. Karl errichtete nicht nur an seinem Hofe eine Schule (Schola palatina), welcher Alcuin vorgesetzt wurde, sondern auch einen Gelehrten-Verein, zum Behuf höherer Bildung und Förderung der Wissenschaften, in welchem Alcuin ebenfalls den ersten Rang einnahm. Die Hofschule hat zwar keineswegs, wie man ehedem fälschlich glaubte, den Grund zu der nachmaligen Universität Paris gelegt, wie denn überhaupt um diese Zeit der Ursprung der Universitäten noch nicht zu suchen ist, auch die ältesten Universitäten, unter welche Paris gehört, nicht auf Veranlassung der Fürsten, sondern als freie Verbindungen entstanden; aber sie war für ihr Zeitalter höchst wichtig und nützlich, denn sie war nicht, wie die damaligen

Klosterschulen, in welchen bis dahin fast allein gelehrter Unterricht ertheilt worden war, bloß zur Bildung von Geistlichen, sondern hauptsächlich für Personen weltlichen Standes, zunächst für diejenigen, welche Karls Hofstaat ausmachten, und für deren Kinder und Angehörige, bestimmt; daher war sie auch an keinen bestimmten Ort gebunden, sondern musste dem Hoflager jederzeit folgen. Karl selbst empfing von Alcuin noch eine gewisse gelehrte Bildung; er wurde durch ihn nicht allein mit den alten Sprachen, sondern vornehmlich auch mit der Bibel bekannt, machte unter seiner Anleitung auch in den mathematischen Wissenschaften große Fortschritte, und beehrte ihn wegen dieses empfangenen Unterrichts mit dem Nahmen eines Vaters. Damit aber auch die Geistlichen aus Alcuins Anwesenheit besondern Nutzen schöpfen sollten, nahm ihn Karl nicht bloß mit zu den Synoden, welche um diese Zeit vorfielen, sondern vertraute ihm auch die besondere Aufsicht über verschiedene Klöster, und ließ ihn an mehrern Orten, z. B. in Paris und in Fulda, öffentlich lehren, um so die Wissenschaften in seinem ganzen Reiche zu verbreiten. Bei diesem großen und erfreulichen Wirkungskreise, den Alcuin fand, und der Ehre, die ihm dafür zu Theil ward, scheint ihn doch eine gewisse Sehnsucht nach seiner Heimath ergriffen zu haben, denn er ging 790 wieder nach England, und kehrte erst 793 nach Frankreich zurück, weil Karl der Große seiner Mitwirkung bedurfte, um die Unruhen, welche, durch die Irrlehren des Elipandus und Felix von Urgel, in der christlichen Kirche entstanden waren, wieder zu stillen. Auch gelang es der Beredsamkeit und dem Scharfsinn Alcuins, auf zwei Kirchenversammlungen die Gegner zu widerlegen und die Kirche zu beruhigen. Wie aber hierdurch sein Ruhm einen großen Zu-

wachs erhielt, so erwarb er sich noch größere Verdienste dadurch, daß er den König Karl bewog, auf gute Sitten und wissenschaftliche Thätigkeit in den Klöstern und andern geistlichen Stiftern mit Strenge zu halten, und ihn auf das Verderben aufmerksam machte, welches manche unberufene Lehrer, denen es nicht um Belehrung des Volks, sondern um Befriedigung ihres Eigennutzes zu thun war, unter den Sachsen anrichteten, indem sie durch ihren Geiz, ihre Unwissenheit und ihren schlechten Lebenswandel das Volk verdarben, das Christenthum, so wie die fränkische Regierung verhasst machten, die Neubekehrten wieder zum Abfall reizten, und so immer neue Empörungen verursachten. Alcuin, den bei seinem vorgeschrittenen Alter und seiner Liebe zur Stille, das Leben an Karls vielbewegtem und geräuschvollem Hofe nicht mehr ansprach, wählte jezt das Kloster St. Martins bei Tours zu seinem Aufenthalt; aber er zerfiel mit dem Abte desselben, weil dieser, mit seinen untergebenen Mönchen, zu wenig Strenge in der Ausübung der Ordensregeln bewies; und er war im Begriff, dieses Kloster mit Fulda zu vertauschen, als (796) der bisherige Abt zu Tours starb, worauf Karl ihn selbst an dessen Stelle setzte. Doch durfte er noch nicht ganz vom Hofe scheiden, sondern musste, auf Karls Verlangen, ihn noch öfters besuchen; erst 801 erlaubte ihm Karl, sich völlig in sein Kloster zurückzuziehen. Dieses wurde durch ihn zu dem vornehmsten Sitze der Wissenschaften und geistlicher Tugenden erhoben; der Ruhm seiner Schule strahlte vor allen im ganzen fränkischen Reiche hervor; Alcuin selbst unterrichtete in den alten Sprachen und freien Künsten, machte seine Schüler mit der Bibel bekannt, und erzog sie zu einem frommen, erbaulichen Wandel. Seine Mönche hielt er an, saubere und richtige Abschriften von

der Bibel und andern guten Büchern zu verfertigen. Für die noch unwissenden Geistlichen sorgte er, nach Karls des Großen Auftrage, durch eine Sammlung von Predigten, die er aus den Kirchenvätern und andern berühmten Lehrern entlehnte und mit eignen vermehrte. *) Unter den Gelehrten, die sich durch Alcuins Unterricht bildeten, haben sich Rabanus Maurus und Haymo vorzüglich ausgezeichnet. Bei der Anlegung neuer Schulen und geistlicher Stifter bediente sich Karl der Große jederzeit mit Erfolg seines Rathes; und so führte Alcuin ein thätiges und vielseitig fruchtbares Leben, bis an seinen Tod, der am 19. Mai 804 erfolgte. — Seine zahlreichen Schriften sind zuerst, jedoch nicht vollständig, durch du Chesne (Flacci Albini sive Alchwini Opera etc. stud. et dilig. Andr. Quercetani. Lutet. Paris. 1617. fol.) dann aber vollständiger und richtiger durch den Fürst-Abt Frobenius zu S. Emmeran in Regensburg gesammelt und herausgegeben worden: Fl. Alcuini Opera omnia, post primam editionem a Quercetano curatam de novo collecta etc. cura Frobenii, S. R. I. Principis et Abb. ad S. Emmeranum. Ratisb. 1777. fol. 4. Voll. — Der wichtigste Theil derselben sind seine Briefe, welche nicht nur seinen sittlichen und wissenschaftlichen Charakter, seine Verbindungen und seinen Einfluss auf seine Zeitgenossen am deutlichsten aussprechen, sondern auch für die Geschichte seiner Zeit überhaupt sehr nützliche Nachrichten enthalten. — Seine Ge-

*) Diese Sammlung ist unter dem Titel Homiliarius oder Homiliae doctorum häufig aufgelegt worden. Viele alte Ausgaben tragen Alcuins Nahmen. Sonst wird sie auch dem Paul Warnefried zugeschrieben.

dichte machten zwar zu seiner Zeit so viel Aufsehen, daß Alcuin deshalb in der gelehrten Gesellschaft am Hofe Karls des Großen (deren Mitglieder alle Nahmen aus dem Alterthume annehmen mussten) den Beinahmen Flaccus erhielt; sie sind aber keineswegs das verdienstlichste seiner Werke, wenn man sie, nach ihrer ursprünglichen Absicht, als Gedichte, nach ihrem poetischen Werthe beurtheilen will, da sie wenig Spuren wahrer Poesie, dagegen viele Rauhigkeiten in der Sprache und dem Versbau zeigen, und überhaupt mehr Werke des Fleißes, als eines wahren Dichtergeistes und guten Geschmacks sind; dagegen haben sie zum Theil bedeutenden historischen Werth. Ueberhaupt zeigte Alcuin, wiewohl er die Werke der alten Dichter sehr gut kannte, doch durch seine Urtheile, daß er mit seinen Gedanken über das eigentliche Wesen der Poesie, und über den wahren Gesichtspunkt, aus welchem Dichterwerke zu beurtheilen und zu benutzen sind, nicht recht ins Reine war; denn er beurtheilt sie ausschließlich nach einem sehr beschränkten moralischen Maßstabe, macht an die klassischen Dichter Forderungen der christlichen, ja klösterlichen Moral seines Zeitalters, die natürlich bei ihnen so wenig Anwendbarkeit als Befriedigung finden, und widerräth in seiner Strenge sogar das Lesen des Virgil, weil selbst der fromme Aeneas ihm zu heidnisch auftritt. Wir finden also bei ihm schon die Spuren jener verkehrten Ansicht des Alterthums, und jener engherzigen Beurtheilung des Verhältnisses der Literatur zur Religion, die in der Folge die Klassiker ganz aus den Schulen verbannte, und dadurch die Ausbildung einer gründlichen und geschmackvollen Gelehrsamkeit auf viele Jahrhunderte verzögerte; und es ist wohl nicht zu verkennen, daß diese irrige Ansicht großentheils in den beschränkten Verhältnissen des Klosterlebens,

in welchen die meisten Gelehrten befangen waren, ihren Grund hatte. Jene strengen Grundsätze Alcuins geben auch der Vermuthung Caspar Barths *) wenig Wahrscheinlichkeit, daß Alcuin der Grammatiker sein möge, welchem die Recension der Comödien des Terenz in den Handschriften, unter dem Nahmen des Calliopius, zugeschrieben wird. — Seine Lebensbeschreibungen der Bischöfe Martinus, Vedastus und Wilibrord, besonders die letztern, sind für die Geschichte nicht unwichtig. — Seine Schriften über die sogenannten freien Künste, die er alle bearbeitet zu haben scheint, wiewohl nur noch die über die Grammatik, Rhetorik und Dialektik vorhanden sind, geben von dem Umfange der damaligen Kenntnisse, und besonders von der Gründlichkeit der damaligen Dialektik, nicht den vortheilhaftesten Begriff, besonders wenn man bedenkt, wie sehr Alcuin unter seinen Zeitgenossen durch seine Dialektik hervorragte, die sich doch in seinen Schriften (z. B. der in Fragen und Antworten abgefasſten Disputatio regalis et nobilissimi juvenis Pippini cum Albino Scholastico), mit dem Anschein großer Wichtigkeit, nicht über die gemeinsten Dinge erhebt, und keineswegs zu völliger Klarheit der Begriffe und des Ausdrucks gelangt. Zur Entschuldigung Alcuins ist übrigens zu bemerken, daß wahrscheinlich nur eine solche Dialektik für die Personen, die er zu unterrichten hatte, passen mochte, wie man denn auch bei Kindern nur mit dem Einfachsten, Gewöhnlichsten anfängt, und nicht bis zu den höchsten, schärfsten Begriffen emporsteigt. Sein Zeitalter befand sich, in Ansehung der geistigen Ausbildung, auch noch gewissermaßen in einem Zustande der Kindheit, und

*) Adversar. lib. VI. 20.

würde eine feiner ausgebildete Philosophie, wenn auch Alcuin sie zu geben im Stande gewesen wär, schwerlich begriffen haben. Der Fehler lag also nicht daran, daß man klein anfing, sondern daß es so lange dauerte, ehe das Werk der Erziehung weiter fortgesetzt, oder, um mich eines andern Bildes zu bedienen, das Gebäude selbst aufgerichtet, und das unscheinbare Gerüst, das man so lange für das Wesentliche nahm, entfernt wurde. — Endlich ist der größte Theil von Alcuins Schriften theologischen Innhalts. Außer den Erklärungen über einige biblische Bücher, die er großentheils aus den Kirchenvätern zusammen trug, war besonders seine Streitschrift gegen Felix (Contra Felicem Orgelitanum Episc. libri VII.) für seine Zeit sehr wichtig, weil die durch Felix angeregte Streitigkeit (die Behauptung, daß Christus auch nach seiner menschlichen Natur Gott sei) damals große Bewegungen in der Kirche verursachte. Am wichtigsten ist aber wohl das Werk vom Bilderdienst (de imaginibus libri IV.) das zwar in den Handschriften dem Kaiser Karl zugeschrieben wird, aber nach den entscheidendsten innern Gründen für eine Arbeit Alcuins zu halten ist; denn zeigt sich gleich seine Philosophie auch darinn noch auf einer niedrigen Stufe, so wirkte er doch dem herrschenden Aberglauben sehr ernstlich und glücklich entgegen. —

Theodulf, eben so, wie Alcuin, einer von den Gelehrten, welche Karl der Große aus dem Auslande herbeirief, ist in Ansehung seiner Lebensumstände weniger bekannt; sogar sein Vaterland ist zweifelhaft, indem weder für die Meinung, daß er aus Italien, noch für eine andere, daß er aus Spanien gewesen sei, hinlängliche Gründe vorhanden sind; doch lebte er, ehe ihn Karl der Große zu sich berief, in Italien. Er war anfänglich verheira-

thet, und hatte eine Tochter, Nahmens Gisla, an welche eins seiner Gedichte (l. IV, 3.) gerichtet ist; war aber Wittwer, als Karl der Große ihn kennen lernte, und seiner Gelehrsamkeit wegen, in sein Reich zog, wo er ihn zuerst zum Abte zu Fleury (Floriacum), nachher zum Bischof von Orleans erhob. In letzterer Würde wohnte er der Kirchenversammlung bei, welche 794 zu Frankfurt gegen Felix von Urgel gehalten wurde. Uebrigens machte Theodulf von seiner Würde den ehrenvollsten Gebrauch, indem er sich angelegen sein ließ, unter seinen untergebenen Geistlichen Kenntnisse und gute Sitten zu verbreiten; und man kann ihn, nächst Alcuin, für den vornehmsten Beförderer der Wissenschaften zu seiner Zeit halten. Karl der Große hielt ihn daher vorzüglich in Ehren; auch war er (811) einer der Zeugen bei dessen Testamente. Nach Karls Tode (814) setzte dessen Sohn, Ludwig der Fromme, anfangs die Gunstbezeigungen seines Vaters gegen ihn fort; nach einiger Zeit aber gerieth Theodulf in den Verdacht, als ob er heimlich die Empörung des Königs Bernhard in Italien unterstützte; er ward daher (818) seines Amtes entsetzt, und in einem Kloster zu Angers (Andegavum) gefangen gehalten. Da er aber seine Unschuld standhaft behauptete, so ward er (821) wieder in Freiheit und in seine vorigen Würden eingesetzt, starb aber, noch in demselben Jahre, ehe er wieder zu seinem bischöflichen Sitze zurückgekommen war, und wurde zu Angers begraben. — Seine Schriften sind zusammen von Sirmond herausgegeben worden: Theodulphi Opera, ex editione et cum notis Jac. Sirmondi. Paris. 1646. 8. — wieder abgedruckt in der Bibliotheca patrum maxima, Tom. XIV. und in Sirmondi Opp. T. II. wo sie mit einigen, von Mabillon (Vet. analect.

Tom. I. pag. 376. ed. nov. p. 410. sq.) bekannt gemachten Gedichten vermehrt sind. — Seine Gedichte (Carminum libri VI.) sind unter diesen Werken das wichtigste. Sie sind größtentheils im elegischen Versmaß geschrieben, und geistlichen Innhalts, übertreffen aber an Gehalt und Bearbeitung alle, die nicht nur jenes Zeitalter, sondern eine lange Folgezeit hervorbrachte. Theodulf selbst schrieb in Versen besser als in Prosa. Seine übrigen Schriften sind theologischen Innhalts, und waren für seine Zeit zwar nicht ohne Nutzen, kommen aber jezt nicht mehr in Betrachtung. — Eine Geschichte Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, welche Theodulf geschrieben haben soll, ist nicht mehr bekannt. —

Paulus, der Sohn Warnefrieds, war von Geburt ein Longobarde. Seine früheren Lebensumstände sind, so wie die Veranlassung, durch welche er an Karls des Großen Hof kam, nicht genau bekannt; denn daß er Kanzler des letzten Longobardischen Königs Desiderius gewesen, und nach dem Sturze des longobardischen Reichs (774) in Gefangenschaft gerathen sei, ist eine Sage, welche durch die fabelhaften Nebenumstände, mit denen sie erzählt wird, ihre Glaubwürdigkeit verliert. Wahrscheinlicher ist es, daß er schon vor dem Untergange des longobardischen Königreichs Mönch im Kloster Monte Cassino war, und sich aus seinem Kloster an den Hof des Königs Karl begab, um seinem gefangenen Bruder die Freiheit auszuwirken. *) Ob er nach Vollendung dieses Geschäftes erst

*) Lebeuf, Dissert. sur l'hist. eccles. et civ. de Paris, T. I. p. 406. sq. hat sowohl einen dafür sprechenden Brief des Paulus an den Abt Theudomar, als auch die Verse, welche er in derselben Absicht an den König geschrieben, aufbewahrt.

wieder in sein Kloster zurückgekehrt, oder sogleich am Hofe geblieben, ist nicht genau bekannt; so viel ist aber gewiss, daß Karl, sobald er ihn als einen gelehrten Mann kennen gelernt hatte, ihn mit vieler Auszeichnung behandelte. Er brauchte ihn bei seiner Schola palatina, wo er besonders den Unterricht in der griechischen Sprache besorgen musste. Häufig wird ihm auch die Sammlung der in Alcuins Leben schon erwähnten Homiliae Doctorum zugeschrieben, und es ist möglich, daß beide gemeinschaftlich daran gearbeitet haben, da Karl der Große beiden, besonders in geistlichen und gelehrten Angelegenheiten, großes Vertrauen schenkte. Dennoch ließ sich Paulus nicht bewegen, für immer am Hofe zu bleiben, sondern begab sich wieder in das Kloster Monte Cassino, wo er auch, der gewöhnlichen Meinung nach, noch vor 800, starb. — Seine zahlreichen Schriften sind niemals vollständig gesammelt worden. Sie bestehen in Gedichten, unter welchen vorzüglich der Hymnus auf den heiligen Johannes, welcher sich anfängt: Ut queant laxis resonare fibris etc. bekannt ist; in Lebensbeschreibungen Gregorius des Großen, des heiligen Benedictus und seiner Schwester Scholastica, und einiger andern Heiligen; in einem Auszug aus dem großen Werke des alten Grammatikers Verrius Flaccus de verborum significatione; vorzüglich aber in zwei historischen Werken, welche sein Andenken in der Literatur aufrecht erhalten, nehmlich 1) der allgemeinen Geschichte (Historia miscella) von welcher die elf ersten Bücher eigentlich die römische Geschichte des Eutropius enthalten, welcher Paulus nur hier und da etwas hinzugefügt hat; die folgenden fünf Bücher, welche vom Kaiser Julian bis auf Justinian I. gehen, sind ganz des Paulus Arbeit; das 17 — 24. sind nach seinem Tode von

Landulphus Sagax hinzugefügt worden. Dieses Werk ist, besonders für seine Zeit, nicht ohne Werth. Außer einigen Sammlungen alter Geschichtschreiber, in welchen es enthalten ist, verdient folgende Ausgabe bemerkt zu werden: Historiae miscellae a Paulo Aquileg. Diac. primum collectae, post etiam a Landulpho Sagaci auctae libri XXIIII. Basil. ap. Pet. Pernam. 1569. 8. — 2) der Geschichte der Longobarden, in 6 Büchern, die als eine der Hauptquellen für diese Geschichte zu betrachten sind. Die erste Ausgabe hat Friedrich Lindenbrogius veranstaltet: Pauli Warnefridi Longobardi filii, Diaconi Forojuliensis, de gestis Longobardorum libri VI. ad MSS. et vett. codd. fidem editi. Lugd. ex off. Plantin. Raphelengii 1595. 8. — auch in: Diversarum gentium historiae antiquae scriptores tres (Jornandes, Isidorus Hispalensis, Paulus Diaconus). Hamburg. 1611. 4. — in Muratori Script. rer. Ital. T. I. und in einigen andern historischen Sammlungen. —

Eginhard verdient als der erste Gelehrte von Bedeutung, welcher von Geburt ein Teutscher war, auch größtentheils im eigentlichen Teutschland lebte, und es allen, die ihm hier vorangingen, in vieler Hinsicht zuvor that, vorzügliche Beachtung. Er war aus dem Odenwalde gebürtig, und sein Nahme wird auch Einhart, Ainart und Hainart geschrieben. Wie er Karl dem Großen zuerst bekannt geworden ist, läßt sich nicht mit Gewissheit sagen; doch scheint er frühzeitig Karls Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, denn dieser ließ ihn mit seinen eignen Söhnen in den Wissenschaften unterrichten, behielt ihn auch nachher am Hofe, und vertraute ihm wichtige Aemter, indem er ihn zu seinem Geheimschreiber, dann

aber zum Kanzler machte, und ihm zugleich die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude übergab, woraus sich schließen läßt, daß er nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in den Künsten erfahren war. Unter den Gelehrten an Karls Hofe spielte er ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle; auch wurde er von Karl dem Großen zu Gesandtschaften gebraucht, wie er denn unter andern das Testament desselben dem Papste überbringen musste. Seine Heirath mit einer gewissen Emma oder Imma, wahrscheinlich einer Verwandten des Kaisers, hat durch die Sage einen romantischen Charakter erhalten, indem darinn nicht nur diese Emma zu einer Tochter Karls des Großen gemacht wird, sondern auch ihren Geliebten, Eginhard, um seine Besuche zu verbergen, auf dem Rücken getragen haben soll, bis Karl das Verständniß entdeckte, und, anstatt der gefürchteten Bestrafung, durch die Verheirathung der Liebenden krönte. Indessen kommt unter den Töchtern Karls des Großen, welche von Eginhard selbst, und andern glaubwürdigen Geschichtschreibern, erwähnt werden, keine dieses Nahmens vor, und die ganze Anekdote kommt erst in spätern Jahrhunderten zum Vorschein. — Nach Karls des Großen Tode, stand er bei dessen Nachfolger, Ludwig dem Frommen, in nicht geringerer Achtung; denn dieser übertrug ihm den Unterricht seines Sohnes Lothar, und beschenkte ihn zur Erkenntlichkeit dafür mit ansehnlichen Gütern. — Nachdem Eginhard mit seiner Gattinn viele Jahre in zufriedener Ehe gelebt, auch einen Sohn, Nahmens Wulfin, gezeugt hatte, verließ er den Hof, und zog ins Kloster, wobei er zwar seine Gattinn, wenigstens im Anfange, bei sich behielt, doch mit ihr nur wie mit einer Schwester lebte. Er wurde nach und nach verschiedenen Klöstern als Abt vor-

gesetzt, wie er denn schon 819 als Abt eines Klosters zu Gent vorkömmt, und nach der Angabe einiger alter Schriftsteller, Abt zu Fontenelle gewesen sein soll. Endlich aber stiftete er, von seinen eignen Gütern, an einem Orte, der ihm vom Kaiser Ludwig geschenkt worden war, und vorher den Nahmen Michelstadt geführt hatte, um das Jahr 828, das Kloster Seligenstadt, wo er der erste Abt wurde, und 839 starb. — Als Schriftsteller gehört er nicht nur unter die fruchtbarsten und gehaltreichsten seiner Zeit, sondern übertraf auch alle seine Zeitgenossen in einer reinen und geschmackvollen Schreibart. Das wichtigste seiner Werke ist die Lebensbeschreibung Karls des Großen, welche in zwei Theilen erst die Kriegsthaten, dann das Privatleben des Kaisers erzählt, und für dessen Geschichte eine der bedeutendsten Quellen ist, da der Verfasser viele Jahre hindurch dem Kaiser so nahe stand. Man hat ihn zwar aus eben diesem Grunde hier und da der Parteilichkeit beschuldigt und seine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen gesucht; besonders hat der ungenannte Verfasser eines, unter dem Titel Esprit de Gerson, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erschienenen Buches, ihn geradezu beschuldigt, er habe Karls des Großen Leben großentheils völlig erdichtet, absichtlich falsche Thatsachen vorgegeben und die Geschichte dadurch entstellt; allein die Beweise für diese harten Beschuldigungen sind selbst so irrthümlich und ungenügend, daß sich niemand dadurch hat in der billigen Achtung des Geschichtschreibers irre machen lassen. Weil der Styl reiner und zierlicher erscheint, als man es von seinem Jahrhundert gewohnt ist, hat man auch vermuthet, der erste Herausgeber, Graf Hermann von Neuenaar, habe das Werk, wo nicht ganz untergeschoben, doch wenigstens in Ansehung des Styls überarbeitet; aber auch

dieſer Verdacht iſt durch die Einſicht älterer Handſchriften widerlegt worden. Andere Zweifel ſind von älteren Schriftſtellern erregt worden, welche dies Buch dem Alcuin zuſchreiben; dieſer Irrthum iſt aber ſchon durch die große Verſchiedenheit des Styls zu widerlegen. Eginhard hatte ſich vornehmlich den Suetonius zum Muſter gewählt, und dieſen mit ſolcher Vorliebe nachgeahmt, daß er ganze Stellen deſſelben völlig in ſein Werk übergetragen hat. Von neuern Geſchichtforſchern werden dem Eginhard auch die Jahrbücher der Könige Pipin, Karls des Großen und Ludwigs des Frommen mit Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben; denn ein Lobſpruch Eginhards, welcher darinn vorkömmt, iſt ein ſpäterer Zuſatz, der ſich in den beſten Handſchriften nicht findet. Beide Werke ſind zuerſt durch den Grafen von Neuenaar bekannt gemacht worden: Vita et gesta Karoli cognomento Magni etc. per Eginhartum, illius quandoque alumnum atque scribam adjuratum Germanum. Annales regum Francorum Pipini, Karoli, Ludovici, ab anno p. Chr. n. 741. usque ad 829. collecti per quendam Benedictinae religionis monachum. Colon. 1521. 4. — wieder aufgelegt, doch in umgekehrter Ordnung der Werke, Colon. 1562. 12. — Eginhartus de vita et gestis Caroli M. cum comm. I. F. Besselii et not. Jo. Bollandi; acc. Melch. H. Goldasti animadversiones ineditae etc. cur. Jo. Herm. Schminkio Traj. ad Rh. 1711. 4. — Die Lebensbeſchreibung Karls des Großen befindet ſich auch in der Heerwagiſchen Sammlung teutſcher Geſchichtſchreiber (Basil. 1532. fol.) und nebſt den Annalen in Marq. Freheri Corp. Francicae historiae veteris, Hanov. 1613. fol. und verſchiedenen andern Sammlungen alter Geſchichtſchreiber, nahment-

lich der teutschen, von Reuber und Heineccius; doch erscheinen die Annalen nur bei dem letzten unter Einhards Nahmen, worinn ihm Du Chesne, in Script. rer. Francic. T. II. (wo ebenfalls beide Werke befindlich) voran gegangen. — Nächst diesen beiden Werken sind Einhards Briefe vornehmlich zu bemerken, welche am vollständigsten (an der Zahl 63) mitgetheilt sind in I. Weinckensii Eginhartus illustratus ac vindicatus. Frcf. ad M. 1714. fol. — Ein Auszug der Weltgeschichte (Breviarium chronologicum) aus dem Werke des Beda, de sex aetatibus mundi, geschöpft und bis auf das Jahr 809 fortgesetzt, wird ihm von Lambecius zugeschrieben und ist in dessen Commentar. de bibliotheca Vindobonensi T. II. (p. 395. sq.) befindlich. — Von weniger Wichtigkeit sind die zwei Bücher de translatione SS. martyrum Marcellini et Petri, und die Acta martyrii SS. Marcellini et Petri (in Versen), welche dem Einhard auch nicht mit hinreichendem Grunde beigelegt werden. *) Andere seiner Schriften, worunter das wichtigste die Geschichte der Sachsen (Gesta Saxonum, sive de bellis Saxonicis), aus welchen Adam von Bremen noch etwas anführt, sind verloren gegangen. —

Ein Menschenleben ist, auch bei dem besten Willen, selten hinreichend, ein großes, weit aussehendes und viel umfassendes Werk vollständig hinauszuführen; glücklich, wenn der Grund so stark befestigt ist, und der Bauherr so

---

*) Einhard hatte die Ueberreste dieser beiden Heiligen aus Italien in seine neugestiftete Abtei Seligenstadt bringen lassen.

geschickte, seinen Sinn erfassende Nachfolger findet, daß es, auch wenn er selbst vom Schauplatz abtrat, in seinem Geiste gefördert, vollendet und gesichert wird. Karls Werk war nicht so glücklich. Das eigne Leben des vielbeschäftigten Mannes war zu kurz, um ihn ganz zu dem Ziele zu führen, das ihm vor Augen schwebte, und unter seinen Nachfolgern war keiner, der seinen großen Geist nur verstanden, viel weniger in ihm fortgewirkt hätte. Sein eigner Sohn, Ludwig I., nicht ohne Tugenden und Kenntnisse, aber zu schwach an Verstand und am Willen für einen so hohen Standpunkt, gab zuerst den Geistlichen Raum, ihren Lehrerberuf zu vergessen, und in Güterbesitz und weltlicher Herrschaft ihre Größe zu suchen. Innere Kriege zerrütteten den Staat; im Getümmel der Waffen wurde der größte Theil der schönen Saaten Karls des Großen wieder zertreten, und es fand sich niemand, der Einsicht, Willen und Kraft genug gehabt hätte, sie aufs neue zu erbauen. Aberglaube, Sittenrohheit und verdorbener Geschmack kehrten daher in kurzem zurück, und nahmen im Fortgange der Zeiten immer mehr überhand. Doch rettete noch, als Karls große Monarchie zerfiel, Teutschland seine Eigenthümlichkeit, indem es, durch den Vertrag zu Verdün (843) als ein freiständiges Reich anerkannt, seitdem seinen eignen Bildungsweg verfolgte.

Die schwachen Regierungen der meisten Könige aus dem Stamme Karls des Großen hatten zwar das Gute, daß sie keiner Entwickelung Fesseln anlegten; doch war das Volk noch zu wenig vorbereitet, als daß aus seinem Schoße etwas bedeutendes für die Wissenschaften hätte hervorgehen können; auch war die Ueberzeugung von dem wahren Werthe der Wissenschaften noch zu wenig allgemein

geworden; sie verhießen für sich allein weder Glanz noch Gewinn; wer den ersten suchte, der tummelte sich lieber im Waffengeräusch umher, wem der zweite am Herzen lag, der suchte ihn in Handel und einträglichen Gewerben; die Wissenschaften aber blieben ganz an die Geistlichkeit verwiesen; sie fanden ihre Freistäte in den Stiftern und Klöstern, und blieben da, mit seltenen Ausnahmen, einige Jahrhunderte hindurch, gleichsam verschlossen. Die Ansichten und Zwecke, nach denen man sie bearbeitete, wurden immer beschränkter, darum konnten sie zwar keiner auffallenden Bereicherung und keiner ächten gemeinnützigen Wirksamkeit sich erfreuen; ihr Leben war kaum etwas anders als ein bewusstloses Vegetiren; sie befanden sich gleichsam wie im Winterschlafe, wo auch die Verrichtungen des Organismus, welche seine Selbsterhaltung bezwecken, ganz langsam und unmerklich von statten gehen, die aber, welche für seine Wechselwirkung mit der Außenwelt bestimmt sind, gänzlich erstorben scheinen. Doch war dabei wenigstens ihre Fortdauer gesichert, und zwar um so gewisser, je mehr ein äußerer Glanz der Heiligkeit die Orte umgab, zu denen sie sich geflüchtet hatten. Fast alle schriftlichen Denkmaale, welche wir vom neunten bis in das dreizehnte Jahrhundert besitzen, und deren Verfasser uns bekannt sind, rühren von Geistlichen her. Auch die fleißigsten und scharfsinnigsten dieser Schriftsteller erheben sich gleichwohl nicht über die Begriffe und Ansichten ihrer Zeitgenossen; auch bei den einsichtsvollsten finden wir selten eine neue, wahrhaft fruchtbare Idee, selten einigen Sinn für den wahren, innern Werth der Wissenschaften. Ueberall werden diese nur ihres äußern Nutzens wegen, und hauptsächlich in Beziehung auf das Kirchenthum, bearbeitet und empfohlen. Auch die freiständigste aller Wissenschaften, die

Philosophie, erfuhr, und zwar gerade am meisten, dieses Schicksal. Sie war überdies ein bloßes Stückwerk; denn selbst der gelehrteste Mann seiner Zeit, Rabanus Maurus, kannte von ihr weiter nichts als die Dialektik, oder die Kunst, Schlüsse zu machen, und alles zu beweisen, was man zu beweisen nöthig fand, also die bloße Formenlehre des Verstandes. Er nannte sie zwar die Königinn der Wissenschaften, aber er fand sie doch eigentlich nur darum nützlich, weil sie dazu diente, die Einwürfe und Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen. — Fast alles literarische Wirken beschränkte sich nur auf Sammeln und Bearbeiten des Ueberlieferten, ohne eigne Erfindung. Selbst die Dichtkunst muss diese Bemerkung bestätigen, denn das größte und verdienstvollste Dichterwerk, welches wir aus der ältesten Periode der teutschen Literatur besitzen, Otfrieds Evangelien-Buch, hat nur die bekannten Begebenheiten der evangelischen Geschichte in eine metrische Form gebracht, und zeigt, bei aller Wärme, mit welcher der Verfasser für seinen Gegenstand eingenommen war, doch nur selten die Erhebung eines wahrhaft poetischen Geistes. Aus missverstandenem Religionseifer suchte man, mit nur allzu großem Erfolg, die einzig mustergiltigen Schriften der alten Griechen und Römer, als heidnische Bücher, wieder zu verdrängen, und entfernte damit die besten Hilfsmittel zur Bildung eines guten Geschmacks auf viele Jahrhunderte. Dabei verlor sich die teutsche Sprache aus dem Schriftgebrauch immer mehr, denn die lateinische, wie sie in der Kirche die herrschende war, ward es auch in der Literatur; es dauerte Jahrhunderte, ehe sich einmal wieder ein bedeutendes Werk in der Muttersprache bildete, und diese wurde dadurch in ihrer Ausbildung unbeschreiblich gehemmt. So blieb es Jahrhunderte lang fast unverändert, während in

der Geschichte der wissenschaftlichen Kultur Teutschlands nur einzelne lichtere Punkte hervortreten.

Als die Teutschen den karolingischen Herrscherstamm, der ihnen völlig entfremdet war, ganz verlassen hatten, und Könige nach eigner Wahl auf ihren Thron erhoben, fanden die ersten unter diesen Beschäftigung genug, Teutschland von den äußeren Feinden, die ihm gänzlichen Untergang drohten, zu befreien, im Innern Ruhe und Ordnung herzustellen, und die Achtung des teutschen Volkes im Auslande wieder zu begründen; und wenn auch Einzelne, selbst den Wissenschaften und Künsten hold, sie durch Lob und Unterstützung aufmunterten, so konnte doch im Ganzen nur wenig dafür geschehen, denn einmal waren die Wissenschaften, als den Geistlichen heimgefallenes Gut, schon völlig von den weltlichen Geschäften getrennt und geschieden, und zweitens wurden Wissenschaften und Künste, auch von ihren Beförderern unter den Fürsten und Großen weltlichen Standes, meistens nur als Gegenstände eines gewissen geistigen Luxus betrachtet, die man nur deswegen unterhielt, um durch sie den Glanz des Thrones und der Nation zu erhöhen, ohne sich noch recht von ihrem wahren Werthe zu überzeugen. Darum lockte selbst der Glanz, welchen die Sonne der Ottonen (seit 936) verbreitete, wenig Blüthen und noch weniger ersprießliche Früchte hervor; doch ist nicht zu vergessen, daß die Erweiterung des teutschen Reichs und die Ausbreitung des Christenthums jenseit der Elbe, im Lande der Slaven, während dieses Zeitraumes, auch der höhern wissenschaftlichen und sittlichen Kultur neuen Boden gewann. Die Bekanntschaft mit Italien, welches Otto der Große erobert, und dadurch das Römische Kaiserthum wieder mit Teutschland verbunden hatte, brachte den Teutschen für Wissenschaft und Kunst weniger

Gewinn, als sich hätte erwarten lassen, wenn nicht auf der einen Seite die Teutschen, als Sieger und Herrscher, sich zu sehr über die Italiener erhaben geglaubt, auf der andern Seite aber die Italiener, im Gefühl ihrer höheren Bildung, die Teutschen als vermeinte Barbaren zu sehr verachtet hätten, als daß diese es der Mühe werth geachtet hätten, jene zu belehren, und jene, sich von diesen belehren zu lassen. Ueberhaupt ließ schon der fortwährend unterhaltene Nationalhaß kein vertrauteres Verhältniß zwischen beiden Völkern gedeihen, und wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß durch den gegenseitigen Verkehr, selbst unter dem selten unterbrochnen Geräusche der Waffen, manche Kenntniß und feinere Sitte von den Italienern auf die roheren Teutschen unmerklich überging, so zeigten sich doch erst viel später davon hervorleuchtende Früchte in eigentlich wissenschaftlichen Werken. Auch die Verbindung des teutschen Königshauses mit Griechenland, durch Theophania, die Gemahlinn Kaiser Otto's II., aus griechisch-kaiserlichem Stamme, war nur vorübergehend, und besonders bei der Unzufriedenheit, die jene Verbindung in Teutschland erweckt hatte, nicht von dauernden Folgen. Wenn wir irgendwo von diesem Verkehr Teutschlands mit Italien und Griechenland einen augenscheinlichen Erfolg wahrnehmen, so ist es in der Baukunst, die seit dem Zeitalter der Ottonen in Teutschland einen höhern Schwung gewann, und vornehmlich an Kirchen sich übte. — Unter den Wissenschaften ist es die Geschichte, die, durch den anwachsenden Reichthum denkwürdiger Thaten geweckt, vornehmlich den Fleiß der Schriftsteller, in Werken größeren und kleineren Umfanges beschäftigte, die freilich von sehr ungleichem Werth, und selten mit einer Ahnung wahrhaft wissenschaftlichen, kritischen Geistes oder höherer historischer

Kunst bearbeitet, doch einen schätzbaren Reichthum von Thatsachen liefern, deren einfacher, schmuckloser Vortrag für die Treue der Erzählung die sicherste Bürgschaft leistet, so bald man sie nur im Geiste ihrer Zeit richtig betrachtet. Für die teutsche Sprache aber ist Notkers, eines Mönches im Kloster S. Gallen, Uebersetzung und Auslegung der Psalmen, höchst merkwürdig und verdienstlich. —

Unter den fränkischen Kaisern (seit 1024) wurden die Wissenschaften, mehr als jemals zuvor, durch das Geräusch der Waffen betäubt und durch innere Kriege erstickt. Die Geistlichen wandten sich immer mehr und mehr von ihren eigentlichen Beschäftigungen ab und mischten sich in Staats- und Kriegshändel; die Kirchenzucht wurde immer mehr zu einem starren, niederdrückenden und geisttödenden Despotismus; Klöster und Stifter entstanden in immer größerer Menge, aber nicht mehr als Pflanzstätten der Wissenschaften und Künste, sondern meist nur als Sitze des bequemeren Lebens und der Herrschsucht, unter dem Scheine des Gottesdienstes. Die Dichtkunst drohte ganz zu verstummen, und die Baukunst übte sich nur an starren Thürmen und Burgen, wie sie das kriegerische Zeitalter bedurfte. Die Kenntniss der klassischen Sprachen verlor sich fast ganz; das Griechische war in den Abendlanden schon seit der Trennung der griechischen und römischen Kirche nur noch sparsam bei Einzelnen zu finden gewesen, und verlor sich immer mehr, da die Gewohnheit immer tiefer einwurzelte, alle gelehrten Kenntnisse nur an das Kirchenthum anzuknüpfen, wozu es der griechischen Sprache nicht bedurfte, da die meisten abendländischen Geistlichen nicht einmal das Dasein einer andern Kirche, als der römischen, kannten; das Lateinische wurde zwar häufig geschrieben und gesprochen, aber das gebräuchliche Latein wurde immer

schlechter, (das verrufene Mönchslatein bildete sich aus), und die klassische Latinität war, mit den klassischen Schriftstellern, fast ganz unbekannt. Auch die teutsche Dichtkunst hat aus diesem Zeitalter nur ein Werk, aber ein höchst vortreffliches, das Loblied auf den heiligen Anno, von einem unbekannten Verfasser, aufzuweisen; während die teutsche Prosa ganz vernachlässigt wurde, wie selbst das einzige aus dieser Zeit vorhandene größere Werk, des Abtes Willeram zu Ebersberg Auslegung des hohen Liedes, durch offenbare Rückschritte der Sprachkultur, beweist. Geschichte wurde zwar häufig geschrieben, doch darf man, bei dem Mangel an Bildung nach guten Mustern, die Forderungen an damalige Geschichtschreiber nicht auf historische Kritik und geschmackvollen Vortrag erstrecken, sondern muss sich bei den besten mit einer fleißigen und getreuen Darstellung der Begebenheiten, vornehmlich ihres Zeitalters, begnügen. — Unter allen Wissenschaften gewann nur die Philosophie um diese Zeit einen lebhaften, wenn gleich nicht ganz erfreulichen Aufschwung, der, bei der engen Verbindung, in welcher die Klöster, damals die einzigen Werkstätten der Gelehrsamkeit, in den verschiedensten Reichen unter einander standen, auch Teutschland nicht unberührt ließ. —

Unter den schwäbischen Kaisern (seit 1138) schien nun den Wissenschaften und Künsten in Teutschland ein neues, freudiges Leben zu erwachen. Ein großes, mächtiges und unternehmendes, aber im Ganzen bei dem Volke mehr geliebtes als gefürchtetes Herrschergeschlecht hatte den teutschen Thron bestiegen, und durch die Herrscher aus diesem Geschlechte wurde Teutschlands Ruhm und Ansehen im Auslande bald wieder aufs neue befestigt. Die Fehden im Innern Teutschlands dauerten zwar fort, aber sie gewan-

nen einen edleren, mehr heroischen Charakter, und wurden selten so ausgedehnt, daß sie die Künste des Friedens dauernd und allgemein unterdrückt hätten; vielmehr regte sich auch in diesen die erwachte Thatkraft, und gebar unsterbliche Werke, vornehmlich im Gebiete der teutschen Dichtkunst und der Baukunst, die, gleichsam als eine verkörperte Poesie, hier die erhabensten, bewundernswürdigsten Tempel, dort auf den Höhen der Berge die kühnsten Burgen hervorrief. Die nähere Verbindung mit Italien verfeinerte die Sitten und trug zum Emporkommen der Künste nicht wenig bei. An den Königen Teutschlands fanden diese um so größere Beförderer, als die meisten derselben, besonders Friedrich I., Heinrich VI. und Friedrich II., nicht nur Kenner und Freunde derselben waren, sondern sie auch ausübten. Der letzte war sogar, in dem noch äußerst wenig angebauten Felde der Naturkunde, selbst Schriftsteller. — Der Handel, der jezt immer mehr aufblühte, die Völker unter einander gesellte und mancherlei Gewerbe weckte, trug zur vollkommneren Ausbildung der Menschheit auch das seinige bei. Die höheren Wissenschaften nahmen zwar an dem allgemeinen Umschwunge noch keinen ganz verhältnissmäßigen Antheil; sie blieben, mit wenigen Ausnahmen, das Eigenthum der Geistlichkeit, besonders der Klöster, und wurden fortwährend nach dem herkömmlichen dürftigen Zuschnitte bearbeitet. Doch erstanden einzelne Männer von ausgebreiteten, über das gewöhnliche wissenschaftliche Leben ihrer Zeit hinausstrebenden Kenntnissen. Die Geschichtschreibung wurde mit dem größten Eifer getrieben, und die historischen Gedichte in teutscher Sprache, die in diesem Zeitraume aufzutreten beginnen, wie wenig sie auch oft den guten Geschmack befriedigen, brachten doch die Geschichte mehr unter das Volk

und machten sie gemeinnütziger. Solche Erscheinungen lassen vermuthen, daß auch für eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit eine bessere Zeit angebrochen sein würde, hätten sich jene günstigen Verbindungen länger dauernd erhalten. Aber nur zu bald ging dieser glückliche Zeitraum vorüber, und der Stern freudiger Hoffnung, der Teutschlands wissenschaftlicher Bildung geleuchtet hatte, verbarg sich wieder in einer um so trüberen Nacht. Im Kampfe mit der kirchlichen Gewaltherrschaft der römischen Päpste fand das edelste Königsgeschlecht einen schmachvollen Untergang. Schon vorher war Teutschland in sich selbst, in Aufruhr und Bürgerkrieg, zerfallen, und in der wilden, verwirrten Zeit des Interregnums, wo kein Richter im Volke war, und jeder that was ihm recht dünkte, nahm bald wieder die rohste Gewalt überhand, und die schönen Saaten der vorhergegangenen Jahre wurden fast spurlos zertreten.

Rudolf von Habsburg, einer der wenigen Weisen in einer zerrütteten Zeit, bestieg (1273) Teutschlands Thron, mit dem festen Vorsatze, das Reich, das ihn, als den Würdigsten, zum Herrscher erkoren, zu beruhigen und zu beglücken; aber es war seinem Leben ein hinreichend großes und schwieriges Tagewerk, die bürgerliche Ordnung und Sicherheit aufs neue zu begründen, und so lag es außer seinem Vermögen, auch Kunst und Wissenschaft wieder zu ihren verlassenen Sitzen zu erheben. Seine Nachfolger aber waren länger als ein Jahrhundert hindurch fast unaufhörlich mit inneren oder äußeren Kämpfen beschäftigt, ja die Königskrone selbst war oft ein Gegenstand des blutigsten Streites, und so konnte, wenigstens von Seiten der Herrscher, nur selten etwas durchgreifendes und dauerndes für Wissenschaften und Künste geschehen. Aber durch innere Veränderungen im Volke rückte die Zeit jezt

dem großen Ziele der Aufklärung, durch die dichtesten Schatten der Finsterniß, immer näher und näher.

Ehe wir jedoch zu dem Zeitpunkte hintreten, wo die Geistesdämmerung nun wirklich ihren umhüllenden Schleier vor der hereinleuchtenden Morgenröthe zurückzog, müssen wir erst noch einmal in die vorhergegangenen Zeiten zurückblicken, um ihr eigenthümliches Wesen, mit den verschiedenen merkwürdigen, für die Ausbildung des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens, besonders in Teutschland, einflussreichen Erscheinungen, nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Wirksamkeit, im Einzelnen zu betrachten, und so den Entwickelungsgang des teutschen Volkes, zwischen fördernden und hindernden Momenten hindurch, richtig zu verstehen.

Zuerst sei es erlaubt, einen Blick auf Teutschlands Verfassung im allgemeinen zu richten. Obgleich in sich selbst noch gar nicht ausgebildet, lässt sie uns doch schon frühzeitig in Teutschland weniger einen in sich geschlossenen Staat, als ein Aggregat vieler Staaten erkennen. Die Fürsten Teutschlands, die sich aus Beamten der Krone zu erblichen Regenten der ihnen anvertrauten Länder erhoben, und durch das Vorrecht, ihren König zu wählen, noch um eine beträchtliche Stufe höher gestellt hatten, strebten schon lange, und immer mehr, nach voller Unabhängigkeit, und nur der persönliche Charakter eines kraftvollen Königs konnte ihnen den vollen Gebrauch derselben für einige Zeit beschränken. Daß aber selbst in der mächtigsten Periode der fränkischen und schwäbischen Kaiser dieser Drang nach Unabhängigkeit nicht geruhet, davon müsste uns — wenn auch nicht die Geschichte jener Zeiten, mit den mannichfaltigen Unruhen und Empörungen, die sie uns darstellt, unmittelbar dafür zeugte — schon die Leichtigkeit belehren,

mit welcher, nach dem Abgange des schwäbischen Kaiserhauses, (während des sogenannten großen Interregnums) das ganze frühere Gebäude der teutschen Staatsverfassung zerfiel, und sich so viele kleine Staaten, als Herzogthümer, Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, ja als bedeutendere Städte, bildeten; und die Stätigkeit, mit welcher sie sich, nicht bloß unter den machtlosen Königen des Interregnums, sondern auch unter ihren geistvolleren und unternehmendern Nachfolgern, erhielten. Das Verhältniß der Stände zu ihrem Oberherrn war durchaus verändert; jene vergrößerten ihr Ansehen und ihre Rechte immer mehr, und die mächtigern unter ihnen herrschten fast als Könige in ihren Staaten, während die Macht des Reichsoberhauptes, so weit sie sich nicht auf eigene große Besitzungen gründete, von Zeit zu Zeit immer tiefer, ja bis zu einem bloßen Schatten, herabsank. Wie sehr Teutschlands politische Macht und Größe darunter gelitten hat, daß es verdammt schien, nie ein gemeinschaftlich wirkendes Ganzes zu bilden, diese alte und nur zu sehr bestätigte Klage will ich hier nicht wiederholen. Aber für ganz unglücklich darf man auch diese Erscheinung nicht erklären, wenn man nicht etwa den einseitigen und nicht zur Ehre der Menschheit sprechenden Grundsatz behaupten will, daß der politische Zustand der einzige sei, durch den ein Volk sich erheben, und politische Macht das höchste, was es erstreben kann. Denn eben dieser Spaltung Teutschlands, durch die seine politische Macht verloren ging, ist Teutschlands Uebergewicht in der Wissenschaft und in einer, durch alle Stände des Volks verbreiteten Bildung, worinn es andere Staaten so unleugbar übertrifft, zu verdanken. Zwar bildete sich dieselbe noch nicht in diesem Zeitraume völlig aus; es mussten erst noch ganz andere Erscheinungen an dem

teutschen Volke vorüber gehen, ehe sie sich befestigen und deutlich entscheiden konnte; aber da in diesem Zeitraume schon die Grundlage da stand, und eine schickliche Gelegenheit, davon zu sprechen, nicht wieder kömmt, so ist es nicht außer der Ordnung, hier zu erwähnen, wie gerade die Menge kleinerer Fürsten dadurch wohlthätig wurde, daß mehrere zu gleicher Zeit für einzelne Theile des Landes Kultur und wissenschaftliche Bildung befördern konnten, und daß, während in andern Staaten das gesammte Leben der Wissenschaft und Kunst sich in einer großen Residenz oder Hauptstadt concentrirte, in Teutschland, wo eine solche ganz fehlte, fast jeder Theil des Landes, mit wenigen Ausnahmen, gleichen Antheil daran erwarb. Wenn wir daher selbst in dem so glücklich und hochgebildet gepriesenen Frankreich eigentlich nur Paris als den Sitz und die Quelle der Kultur erkennen, und in dem größten Theile der kleinen Städte und des Landes noch bis auf den heutigen Tag den gröbsten Aberglauben und die finsterste Unwissenheit finden, so verdankt es Teutschland der entgegengesetzten Richtung, welche seine politische Entwickelung nahm, daß es durch eine reichliche Zahl kleiner Lichter weit mehr erleuchtet und erwärmt wurde, als Frankreich durch ein großes, das doch nur auf einen verhältnissmäßig kleinen Umkreis wirkte. Dazu kommt, daß in Teutschland die Fürsten ihrem Volke weit näher standen, als der einzige König eines großen Reiches, daß daher auch ihr eignes Beispiel weit mehr wirkte, und daß wirklich unter Teutschlands Fürsten, von den ältesten Zeiten her, verhältnissmäßig eine sehr große Zahl edler, tapferer, tugendhafter, weiser und ihr Volk wahrhaft liebender Männer erscheint, die dem teutschen Vaterlande zur wahren Ehre gereichen, und sich in der Geschichte für alle Zeiten als

Muster bewähren. Selbst im Fortgange dieser Geschichte werden wir Gelegenheit finden, mancher derselben, die sich auch im Gebiete der Wissenschaften unvergesslich machten, mit Ruhm zu gedenken.

In der Betrachtung des eigentlichen wissenschaftlichen Lebens, welches in Teutschland vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert waltete, beschäftigen wir uns nun zuerst mit einigen Männern, welche sich zu ihrer Zeit um die Wissenschaften im allgemeinen verdient machten. Wir finden besonders drei Perioden, in welchen sich solche Männer von allgemein umfassender Gelehrsamkeit, und allgemeinen Verdiensten um die Wissenschaften hervorthaten, nehmlich zuerst die Periode zunächst nach Karl dem Großen, wo von den heilsamen Anstalten Karls und der von ihm herbeigezogenen Gelehrten, vornehmlich von Alcuins Schule, noch einige Wirkungen sichtbar waren; dann die Zeiten, in denen sich Teutschlands Glanz überhaupt mit höherem Aufglühen erhob, nehmlich das Zeitalter der Ottonen und das der Hohenstaufen.

Der erste Mann, den wir hier nennen, und, nächst Eginhard, an die Spitze der ganzen teutschen Literatur, in so fern wir dabei auf den einheimisch-teutschen Ursprung sehen wollen, setzen müssen, ist Rabanus Maurus, zu Mainz im Jahre 776 geboren. Schon in früher Jugend kam er in das Kloster Fulda, und erhielt hier nicht nur den ersten Unterricht in den Wissenschaften, sondern bestimmte sich auch selbst für das Klosterleben. Im Jahre 801 ward er zum Diaconus geweiht, und bald nachher schickte ihn sein Abt nach Tours, zu Alcuin, unter dessen Leitung er sich in allen damals bekannten Wissenschaften ausgezeichnete Kenntnisse erwarb. Von da soll er auch, zu seiner weiteren Ausbildung, noch nach Italien gereist

sein; wiewohl hiervon nichts gewisses bekannt ist. Nachdem er hierauf in das Kloster Fulda zurückgekehrt war, erhielt er hier die Aufsicht über die Schule desselben, die durch ihn zu einer vorzüglichen Blüthe gelangte, und eine Pflanzstätte vieler Gelehrten wurde, die sich von hier aus nach anderen Orten vertheilten. Er sammelte auch für das Kloster eine bedeutende Bibliothek. Im Jahre 814 wurde er Priester; und um diese Zeit, wo das Kloster, unter dem Abt Ratgarius, in große Zerrüttung verfiel, scheint er es verlassen und eine Wallfahrt nach Palästina unternommen zu haben; doch kehrte er, nach Beendigung derselben, wieder zu seinem vorigen Amte nach Fulda zurück, wo durch den Abt Eigil die gute Ordnung wieder hergestellt wurde. Nach des letztern Tode (822) wurde Rabanus selbst zu der Würde eines Abtes befördert, die er zwanzig Jahre, zum großen Aufnehmen seines Klosters, bekleidete, dann aber freiwillig niederlegte, und sich auf den Petersberg bei Fulda in die Einsamkeit zurückzog. Doch musste er diese wieder verlassen, als er nach dem Tode des Erzbischofs Otgar, am 27. Jun. 847, auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz berufen wurde, den er mit großem Ruhm einnahm. Durch die Streitigkeiten, die Rabanus mit seinem ehemaligen Schüler Gothschalk über dessen abweichende Meinung von der Prädestination führte, und durch die harte Behandlung, welche der letztere, nach der öffentlichen Verurtheilung seiner Lehren, auf Veranlassung des Rabanus und seines Freundes, des Erzbischofs Hincmar von Rheims, erfuhr, wird jedoch der Ruhm des Rabanus eben nicht vermehrt, und man sieht, daß er, bei aller seiner Gelehrsamkeit, doch nicht der Mann war, der es an wahrer Geistesgröße seinem Jahrhundert zuvorthat. Zu Winkel im Rheingau,

wo er sich meistens aufzuhalten pflegte, starb er am 4. Februar 856, und wurde zu S. Alban bei Mainz, in der Kapelle der heiligen Martinus und Bonifacius begraben, von wo der Erzbischof Albert II. (zugleich Erzbischof zu Magdeburg, und nachher Kardinal) seine Ueberreste im Jahr 1515 nach Halle bringen ließ. *) — In Ansehung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit muss man ihn unbedenklich für den ersten Mann seiner Zeit erklären, dem unter seinen Zeitgenossen keiner an Umfang und Tiefe der Kenntnisse gleich kam. Bei der eifrigsten und gewissenhaftesten Abwartung seiner geistlichen Amtsgeschäfte, und bei seiner großen Thätigkeit als Lehrer, die er noch bewies, als er schon zur Würde eines Abtes gelangt war, studierte er nicht nur für sich selbst unablässig, sondern schrieb auch eine solche Menge Bücher, daß die Zahl derselben ins Unglaubliche steigt, und die nicht alle im Druck erschienen, sondern zum Theil noch handschriftlich in den Bibliotheken verborgen sind. Seine Kenntnisse umfassten alle damals bekannte Wissenschaften, und so stellte er auch fast alles, was man zu seiner Zeit überhaupt wissen konnte, in seinen Schriften zusammen, ohne jedoch durch eigne Forschungen die Wissenschaften selbst weiter zu bringen. Seine Gelehrsamkeit blieb die mehrerer nachfolgender Jahrhunderte, in denen man, die Veränderungen ausgenommen, welche die scholastische Philosophie hervorbrachte, nicht über die von ihm gezogenen Grenzen hinausging. Seine Schreibart ist, gegen die meisten seiner Vorgänger, lobenswerth. In teutscher Sprache hat er selbst zwar nichts geschrieben, wenn nicht etwa, wie man vermuthet, eine Beichtformel von

*) J. P. Schunks Beiträge zur Mainzer Geschichte. 2. Bd. (Mainz u. Frkft. 1789. 8.) S. 225.

ihm herrührt, welche Schilter (Thesaurus antiquit. teutonicar. T. I.) mittheilt; *) doch machte er sich um die Bereicherung und richtigere Bestimmung der Worte in der teutschen Sprache durch ein Glossarium verdient, **) so wie auch seine Schüler, z. B. Walafrid Strabo und Otfried, durch ihn zur ernstlicheren Beschäftigung mit ihrer Muttersprache veranlasst wurden. Unter seinen Werken sind die theologischen die zahlreichsten. Sie bestehen größtentheils in Erklärungen biblischer Bücher, welche fast das ganze alte und neue Testament umfassen, in Predigten, und in Schriften über einzelne Gegenstände des geistlichen Rechts, der Kirchenzucht und der Moral, wohin besonders gehört: de institutione clericali; de sacris ordinibus, sacramentis divinis et vestimentis sacerdotalibus; de disciplina ecclesiastica libri III; de anima et virtutibus; de virtutibus et vitiis; de videndo Deo, puritate cordis et modo poenitentiae; de sacramento eucharistiae; u. a. m. Unter seinen übrigen Schriften ist die merkwürdigste: de universo libri XXII. sive Etymologiarum opus; eine Art von Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste, welche über den Umfang und die Behandlungsart der Gelehrsamkeit in der damaligen Zeit den besten Aufschluss gibt. In so fern der geistliche Stand zu seiner Zeit ausschließlich der gelehrte war, ist für die Kenntniss des damaligen Geistes der wissenschaftlichen Bildung auch das oben erwähnte Buch de institutione clericali merkwürdig. Wie wenig selbst Rabanus

---

*) Sie steht auch in meinem Handbuch der teutschen Sprache, III. Curs. 1. (pros.) Theil, S. 21.

**) bei Eckhart, Commentar. de rebus Franciae orientalis, Tom. II. pag. 950 sq.

Maurus von dem innern Werthe der Wissenschaften überzeugt war, oder doch wenigstens diesen innern Werth für hinreichend hielt, um das Studium der Wissenschaften allgemein zu empfehlen, beweist die Demonstration, die er in diesem Buche anwendet, um von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der sogenannten freien Künste für den Geistlichen (welches ihm eben so viel hieß, als für den Gelehrten überhaupt) zu überzeugen. Die Rhetorik soll man hiernach studiren, um die figürlichen Redensarten der heiligen Schrift besser zu verstehen; die Poesie, um das richtige Tonmaß der geistlichen Gesänge zu finden; die Dialektik, um die Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen; die Arithmetik, um die geheimnissvollen Zahlen der heiligen Schrift zu entziffern; die Geometrie, um sich von den heiligen Gebäuden richtige Vorstellungen zu machen, und die Astronomie zur Bestimmung der kirchlichen Festtage. — Zum Behuf des Unterrichts in der Grammatik hat er einen Auszug aus Priscians Grammatik verfertigt. — Für die Kirchengeschichte ist, außer seinem Martyrologium, auch das Buch de laudibus sanctae crucis merkwürdig, welches theils in Prosa, theils in Versen geschrieben ist, und wovon der gelehrte Jacob Wimpheling (zu Pforzheim, 1503. fol.) die erste, jezt ungemein seltne Ausgabe besorgt hat. Seine übrigen Gedichte, theils geistlichen, theils vermischten Innhalts, sind von weniger Bedeutung. Eine Ausgabe der gesammelten Werke des Rabanus ist erschienen: post cur. Jac. Pamelii et Ant. de Henin, stud. et op. Geo. Colvenerii, Duacens. acad. Cancellarii. Colon. Agripp. 1627. fol. 6 Voll. Diese Ausgabe enthält aber bei weitem nicht alle Werke des Rabanus, indem viele darinn nicht enthaltene nachher einzeln herausgekommen, viele auch noch gar nicht gedruckt wor-

den sind. Um die Jahre 1788 — 90 ging Johann Bapt. Enhueber, Prior zu S. Emmeran in Regensburg, mit einer neuen Ausgabe sämmtlicher Werke des Rabanus um, die aber nicht zu Stande gekommen ist. —

Unter den Zeitgenossen des Rabanus Maurus ist Haymo diesem zunächst an die Seite zu stellen. Er war aus England gebürtig; denn wenn Trithemius ihn einen Sachsen nennt, so ist dies von dem in England ansässigen Stamme der Angelsachsen zu verstehen. Hier war er, aus der Verwandtschaft des heiligen Beda, um das Jahr 778 geboren. In seiner Jugend wurde er von Alcuin, als dieser sich seit 790 in England aufhielt, unterrichtet, und folgte ihm nach Frankreich, als er 793. dahin zurückkehrte. Alcuin brachte ihn hierauf in das Kloster Fulda, wo er mit Rabanus Maurus bekannt wurde, ja mit diesem eine Zelle bewohnte. Mit ihm ging er nachmals auch wieder zum Alcuin nach Tours, und soll sich hierauf einige Jahre in Italien aufgehalten haben. Nachdem er in das Kloster Fulda zurückgekehrt war, arbeitete er, gemeinschaftlich mit Rabanus Maurus, an der dortigen Klosterschule, und der Ruf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich so sehr, daß er als Lehrer in das Kloster Corvey und bald darauf in das Kloster Hersfeld berufen wurde, wo er die längste Zeit lebte, ohne jedoch eine höhere geistliche Würde zu bekleiden; denn die Angabe, daß er Abt zu Hersfeld gewesen, ist ungegründet. Aus diesem Kloster rief ihn der König Ludwig der Teutsche, indem er ihn, gleich nach dem Antritt seiner Regierung, im Jahr 840, zum Bischof zu Halberstadt ernannte. Diesem Amte stand er dreizehn Jahre lang rühmlich vor; doch widmete er seine Sorgfalt ausschließlich den geistlichen Angelegenheiten, und übertrug die weltliche Verwaltung seinem Hofmeister

Ruodger, einem ehemaligen Mönche aus dem Kloster Hersfeld. Die bischöfliche Schule zu Halberstadt wurde durch ihn zu einer blühenden Pflanzstäte der Wissenschaften erhoben. Er selbst war unermüdlich fleißig mit Lehren und Predigen, und hielt sogar seinen Domherrn theologische Vorträge, legte auch eine Bibliothek an, und baute die Domkirche und Schule weiter aus. Im Jahr 842 gründete er an dem Berge, wo späterhin das Stift Quedlinburg errichtet wurde, das Kloster S. Wigberti, welches er mit Benediktinern aus dem Kloster Hersfeld, seinen ehemaligen Schülern, besetzte, welches aber 300 Jahre nachher den Prämonstratensern eingeräumt wurde. Mit Rabanus Maurus, der inzwischen Erzbischof zu Mainz geworden war, lebte er in beständiger vertrauter Freundschaft, wohnte, als Suffraganeus desselben, verschiedenen von ihm gehaltenen Synoden bei, und half ihm unter andern die von Gothschalk aufgestellte Lehre von der Prädestination kräftig bestreiten. Er starb endlich am 27. März 853, und wurde im hohen Chor seiner Stiftskirche zu Halberstadt begraben. — Seine Schriften bestehen größtentheils in Commentarien über die Bibel, welche meistens allegorisch sind und in Auszügen aus den Kirchenvätern bestehen, aber sonst wegen ihrer Deutlichkeit gelobt wurden. Viele davon sind verloren gegangen, aber die über die Psalmen, das hohe Lied, die meisten Propheten, die Briefe des Paulus und die Offenbarung sind noch vorhanden, und so wie seine Predigten und einige andere Schriften, durch den Druck bekannt geworden. Sein Hauptwerk ist eine Kirchengeschichte, von Christi Geburt bis auf Theodosius den Großen, ein Auszug aus dem Eusebius und Rufinus, welche mehrmals, theils einzeln, theils in Verbindung mit andern Schriftstellern

herausgekommen ist; am besten: Historiae ecclesiasticae, sive de rerum christianarum memoria libri X. correctius jam atque emendatius editi cura Jo. Joach. Maderi. Helmstad. 1671. 4. —

Walafrid Strabo war in Alemannien, oder dem nachherigen Schwaben, im Jahr 807 geboren, und kam frühzeitig in das Kloster S. Gallen, wo er in den geistlichen Stand trat und den ersten Unterricht in den Wissenschaften genoss. In Fulda setzte er, unter Rabanus Maurus, seine Studien weiter fort, und zeichnete sich unter allen Schülern dieses berühmten Lehrers als derjenige aus, der ihm an umfassenden Kenntnissen, Thätigkeit, Verdiensten und allgemeinem Einfluss am nächsten kam. Nach seiner Rückkehr in das Kloster S. Gallen wurde er anfangs hier, nachher aber in dem Kloster Reichenau bei Constanz, der Schule vorgesetzt, welche durch ihn einen hohen Ruhm erlangte, und für das südliche Teutschland eben das wurde, was die Schulen zu Fulda und Halberstadt für das nördliche waren. Im Jahr 842 wurde er Abt des Klosters Reichenau. Daß er unter dem Vorwande, er versäume über seinen immerwährenden Studien die Angelegenheiten des Klosters, von den Mönchen wieder abgesetzt und aus dem Kloster verstoßen worden, ist wahrscheinlich ein ungegründetes Vorgeben; wenigstens müsste er bald wieder zu seiner Würde gelangt sein, denn es ist gewiss, daß er Abt war, als ihn König Ludwig an seinen Bruder Karl den Kahlen nach Frankreich sandte; aber während dieser Gesandtschaft starb Walafrid am 17. Jul. 849. — Als Schriftsteller hat er eine vielseitige Thätigkeit bewiesen, und wenn er seinem Lehrer Rabanus vielleicht an Umfang des historischen Wissens nachstand, so hat er ihn doch an Geschmack, Urtheilskraft und

Genie unfehlbar übertroffen. Manche seiner Schriften sind hauptsächlich aus den Vorträgen des Rabanus entstanden. Hierher gehört vornehmlich sein größtes und bekanntestes Werk, die kurzen Anmerkungen über den ganzen Text aller biblischen Bücher, welche unter dem Nahmen der Glossa ordinaria bekannt sind, und sich in vielen Ausgaben der Vulgata aus dem 15. und 16. Jahrhundert, meistens zugleich mit den Auslegungen des Nicolaus de Lyra, befinden. Eben so ist ein Theil der, dem Rabanus Maurus zugeschriebenen, für die Kenntniss der älteren teutschen Sprache nicht unwichtigen Glossarien (Glossae latino-barbaricae de partibus corporis humani; in Goldasti Script. rer. Alemann. T. II.) von ihm aus den Vorträgen des Rabanus gesammelt worden. Seine übrigen Schriften sind zum Theil theologischen Innhalts, worunter, außer einigen ausführlichern Erklärungen biblischer Bücher, besonders das Werk de divinis officiis oder de exordiis et incrementis rerum ecclesiasticarum (welches in einigen Handschriften irrthümlich dem Rabanus Maurus zugeschrieben wird), zu bemerken ist; zum Theil bestehen sie in Lebensbeschreibungen von Heiligen, worunter sich die des heiligen Gallus und Othmarus auszeichnen; zum Theil endlich aus lateinischen Gedichten, in denen er sich vor seinen Zeitgenossen besonders rühmlich hervorthut. Seine Gedichte sind größtentheils historischen Innhalts, und betreffen das Leben und die Thaten verschiedener Heiligen; doch befindet sich darunter auch eins, der Garten (Hortulus) genannt, worinn er den Garten, welchen er selbst gebaut hatte, beschreibt, und zugleich von den einzelnen darinn befindlichen Gewächsen und ihrem Nutzen in Krankheiten, mit Benutzung eigner Erfahrungen, spricht, so daß er sich also auch als den ersten medicini-

schen Schriftsteller unter den Teutschen darstellt. Einige seiner Schriften, worunter besonders seine Briefe, welche für die Kenntniss der Geschichte und Wissenschaften seiner Zeit nicht unwichtig sein mögen, und eine Chronik von den Aebten seines Klosters, sollen sich noch handschriftlich, verborgen in Bibliotheken, befinden. —

Dies sind die Männer, welche sich zunächst nach dem Zeitalter Karls des Großen durch allgemeine Verdienste um die Wissenschaften in Teutschland besonders hervorthaten. Erst nach mehr als hundert Jahren begegnet uns wieder ein Mann von ähnlichen ausgebreiteten Verdiensten, der, wenn gleich von Geburt kein Teutscher, doch sowohl durch seinen allgemeinen Einfluss, als besonders durch seine Verbindung mit dem königlichen Geschlechte der Ottonen, für Teutschland wichtig geworden ist. Dies ist Gerbert, ein Mann von geringer Herkunft, aus Aurillac in Auvergne, wo er sich schon in jungen Jahren ins Kloster begab. Da er hier nicht genug Befriedigung für seine Wissbegierde fand, so reiste er, mit Erlaubniss seiner Obern, nicht nur durch Frankreich, sondern auch nach Spanien, dessen größten Theil damals noch die Mauren inne hatten, und wo er mit der Sprache, den Wissenschaften und Künsten der Araber bekannt wurde. Er erwarb sich dadurch so große Kenntnisse, nicht allein in der Philosophie, sondern auch in der Mathematik, der Heilkunde und verschiedenen mechanischen Künsten, daß die unwissenden Mönche der damaligen Zeit ihn deshalb der Zauberei und des Umganges mit bösen Geistern beschuldigten; ein Umstand, der ihm viele Verfolgungen zuzog, und hierdurch auf die öfteren Veränderungen seines Schicksals und Aufenthaltes wesentlichen Einfluss hatte. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er anfangs der Schule des Klosters Fleury vorgesetzt. Auf

einer Reise nach Italien, wurde er dem Kaiser Otto I. bekannt, der ihm 968 die Abtei Bobio verlieh. Da er aber durch verschiedene widrige Zufälle bewogen wurde, diese wieder zu verlassen, so kam er nach Rheims, lehrte hier in der bischöflichen Schule mit großem Beifall, und richtete die verfallenen Wissenschaften in Frankreich für einige Zeit wieder auf, indem er mehrere der angesehensten Gelehrten dieses Zeitalters bildete. Auch der königliche Prinz Robert wurde von ihm unterrichtet, und der Vater desselben, Hugo Kapet, erhob ihn dafür (991) zum Erzbischof von Rheims. Doch nöthigten ihn neue Verfolgungen, sich dieses Amtes (996) wieder zu begeben, und er wandte sich nun nach Teutschland, wo der junge Kaiser Otto III. ihn an seinem Hofe behielt, und sich selbst seines Unterrichtes bediente. Zwei Jahre nachher erhob ihn derselbe zum Erzbischof von Ravenna, und beförderte ihn endlich 999, nach dem Tode Gregors V., zur päpstlichen Würde, die er unter dem Nahmen Sylvester II. vier Jahre bekleidete, indem sein Tod am 12. Mai 1003 erfolgte. — Gerbert war ohne Widerrede der gelehrteste Mann seiner Zeit, denn sein Geist umfasste alle Wissenschaften, so weit es zu seiner Zeit möglich war, sich Kenntnisse darinn zu erwerben. Er hatte seinen Geschmack durch Bekanntschaft mit den Klassikern gebildet, legte eine reiche Büchersammlung an, verstand nicht nur die griechische Sprache (in welcher Otto III. seinen Unterricht suchte), sondern auch die arabische, war ein ausgezeichneter Redner und Dichter, machte bedeutende Erfindungen in der Mathematik, und war als Philosoph der Einzige unter seinen Zeitgenossen, der diesen Nahmen verdiente. Freilich müssen alle diese Vorzüge nach dem Stande seiner Zeit beurtheilt werden, wie Brucker *) mit

*) Hist. crit. philos. Tom. III. pag. 617.

Recht erinnert, daß seine Kenntnisse sowohl gegen die klassische Gelehrsamkeit der Alten, als gegen die großen Fortschritte der neuern Zeiten kaum für mittelmäßig gelten dürften. Als Philosoph erhob er sich durch freies und umfassendes Denken weit über seine nächsten Vorgänger und Nachfolger, ist aber eben deswegen auch gar nicht unter die Schulphilosophen zu rechnen; denn es war ihm nicht darum zu thun, ein förmliches System aufzustellen, oder künstliche Reihen von Demonstrationen und Schlüssen zu bilden, sondern vielmehr den Geist im allgemeinen auf eine richtige Bahn zu leiten, und über wahrhaft wichtige, für die Wissenschaft und das Leben brauchbare und fruchtreiche Gegenstände richtig und bestimmt zu denken. Sein wichtigstes Verdienst ist aber seine Beförderung der Gelehrsamkeit und seine Aufmunterung der Gelehrten, wozu er seine Verbindung mit dem Kaiser, und nachher seine eigne hohe Würde als Papst, trefflich benutzte. Seine Schriften sind zahlreich, und mehrere darunter mathematischen Innhalts, z. B. eine Geometrie, welche in B. Pez Thesaur. anecdot. T. III. P. II. gedruckt ist. Unter seinen theologischen Schriften ist besonders der Sermo de informatione episcoporum (in Mabillon Analect. vet. T. II.) merkwürdig. — Aus dem Gebiete der Philosophie haben wir von ihm nur ein wirkliches Buch, de rationali et ratione uti (Vom Vernünftigen und dem Gebrauche der Vernunft), eine Art Logik, deren Vortrefflichkeit zwar den Kaiser Otto III. bestimmt haben soll, ihren Verfasser auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, die aber gleichwohl nicht die ausgezeichnetste seiner Schriften ist. (Sie steht in Pezii Thesaur. anecd. T. I. P. II.) Bei weitem das wichtigste unter seinen Werken sind aber seine Briefe, welche viel wissenschaftliches, besonders viele philosophische Betrachtungen und Er-

örterungen enthalten, und für die Geschichte seiner Zeit unentbehrlich sind. In der Ausgabe: Epistolae etc. nunc primum in lucem editae cur. et stud. Jo. Massoni. Paris. 1611. 4. ist ihre Zahl 161; Duchesne (Script. hist. Franc. T. II.) hat sie aber noch mit 55 andern vermehrt. Verschiedene sind auch in größeren Sammlungen einzeln gedruckt. —

Wibald (oder Wicbold), einer der merkwürdigsten und vielseitig thätigsten Männer des zwölften Jahrhunderts, ist nur zu lange vergessen, und erst im vorigen Jahrhundert wieder ans Licht gebracht worden. Er stammte aus einer adligen Familie du Pré im Stifte Lüttich, kam sehr jung in das Kloster Stablo, wurde zuerst hier, dann zu Lüttich in den Wissenschaften unterrichtet, und versah dann selbst, anfangs zu Vassor, dann zu Stablo, das Amt eines Lehrers. Hier wurde er 1130 zum Abt erwählt, und als im folgenden Jahre der Kaiser Lothar dahin kam und ihn kennen lernte, erwarb er sich dessen Achtung so sehr, daß ihn der Kaiser fortan zu den wichtigsten Staatsgeschäften brauchte. Er machte ihn zu seinem Kanzler, nahm ihn 1136 mit nach Italien, und machte ihn dort zum Abte des Klosters Monte Cassino, dessen zerrütteten Zustand er wieder zu beruhigen suchte, doch auf Kosten seiner eigenen Ruhe; denn er war dort, besonders nach der Entfernung des Kaisers, so vielen Verfolgungen ausgesetzt, daß er sich genöthigt sah, im November 1137 bei Nachte das Kloster zu verlassen und nach Teutschland zurückzukehren. Nach Lothars Tode stand er bei dessen Nachfolgern Konrad III. und Friedrich I. in nicht geringerem Ansehen, und wurde von ihnen bei Reichstagen und andern Versammlungen, zu Gesandtschaften und andern der wichtigsten Verrichtungen gebraucht. Im Jahre 1147 wurde

er zum Abt zu Corvey erwählt, und bekleidete dieses Amt mit großem Ruhm, indem er nicht nur das Stift, das er im größten Verfall antraf, in einen sehr vortheilhaften Zustand versetzte, sondern auch viel daselbst für die Wissenschaften that, die Schule in Aufnahme brachte, und die große Bibliothek gründete, welcher wir unter andern die Erhaltung der ersten fünf Bücher der Annalen des Tacitus verdanken. Die Achtung, zu welcher das Stift durch ihn erhoben war, dauerte auch unter seinen Nachfolgern fort. Den Oberhäuptern des Reichs diente er, fern von allem Eigennutz, ohne ihre Gunst zu seinem Vortheil zu benutzen, vielmehr mit eigner Aufopferung, wurde aber auch von ihnen als wahrer Freund geschätzt. Die Festigkeit und Würde seines Charakters, und der gerade Sinn, der ihn bei seinen Unternehmungen leitete, daß er nicht den Kaisern auf Kosten anderer Fürsten, oder zum Nachtheil der Gerechtigkeit zu dienen suchte, geht aus den Beweisen der Achtung hervor, welche auch die größten Fürsten gegen ihn aussprachen, unter denen besonders Heinrich der Löwe (kein Freund des Hohenstaufischen Kaiserhauses) zu bemerken ist. Dieser schreibt an Wibald: Wir wissen gewiss, daß du uns eben so wie unserm Vater mit besonderer Aufrichtigkeit zugethan bist, und mit großer und standhafter Treue unsere Ehre zu sichern und zu fördern strebest. Daher nehmen wir deine Rathschläge, welche die Verwaltung des Reiches, die Befestigung des Friedens, den Empfang und die Ehrenbezeugungen der Fürsten betreffen, mit ungetheiltem Wohlgefallen auf, und begehren sowohl hierinn, als in allem andern, den Einsichten, welche deiner Klugheit eigenthümlich sind, zu folgen. — Mitten unter den wichtigen Geschäften, welche die Regierung seines Stiftes und die Theilnahme an den wichtigsten Angelegenheiten des teut-

schen Reiches ihm auflegten, bewährte sich Wibald immer als einen kenntnissreichen und theilnehmenden Freund der Wissenschaften, nicht nur durch die Anstalten, die er in Corvey zum Besten derselben gründete, sondern auch durch die Erweckung gleichen Eifers an benachbarten Orten, durch die Aufmunterung fähiger Köpfe zu den Studien, und durch allgemeine Begünstigung der Wissenschaften. Er hatte die Griechen und Römer studirt, sprach mit Wärme von dem Vergnügen und der Belehrung, die er bei dem Lesen derselben gefunden, und suchte sie in seinem Kloster, und so weit sonst sein Einfluss reichte, zu verbreiten. — Friedrich I. bediente sich seiner unter andern bei den Verhandlungen mit dem griechischen Kaiser Manuel, und schickte ihn deshalb zweimal als Gesandten nach Konstantinopel; daß er aber auf einer solchen Gesandtschaft, und zwar auf der Rückreise, zu Butellia in Paphlagonien, am 19. Julius 1158, wie man behaupten will, an Gift gestorben sei, ist ungegründet; er kehrte vielmehr nach Corvey zurück, und starb dort, nach einer rühmlichen, mit allgemeinem Beifall anerkannten Wirksamkeit, an einer Lungenentzündung, am Abend S. Martini (10. November) 1174. *) — Bei seinen wichtigen Staats- und Regierungs-Geschäften hat zwar Wibald, ohngeachtet seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, keine bedeutenden wissenschaftlichen Werke ausarbeiten können; doch hat sich im Kloster Stablo eine höchst schätzbare Sammlung seiner Briefe erhalten, welche über 400 Stück in sich fasst, und doch nur die Hälfte des Ganzen ausmacht, indem die andere Hälfte verloren gegangen ist. Diese Briefe, welche für die Staats- und Kirchengeschichte

*) Petri Visselbeccii Chronicon Huxariense (in C. F. Paullini rer. et antiquit. German. syntagm. Frcf. ad M. 1698. 4.) pag. 25.

Teutschlands sehr wichtig sind, auch für die Wissenschaften manches schätzbare enthalten, stehen in Ed. Martene, Collect. ampliss. vet. monument. T. II. —

Unter den einzelnen Wissenschaften erhob sich die Philosophie (wenigstens was man damals so nannte) von ihrem vorigen geringen Umfange immer mehr zu einer umfassenden Ausdehnung und zu einem weit vorherrschenden Uebergewicht, welches bald so groß wurde, daß sie nicht nur allen andern Wissenschaften ihr damaliges Gewand lieh, sondern auch fast alle andern Kenntnisse verdrängte und gewaltsam erstickte. Es ist aber die damalige Philosophie durchgängig unter dem Nahmen der scholastischen bekannt; nicht als wären alle Lehrer und Anhänger derselben, welche man unter dem Nahmen der Scholastiker begreift, durchaus gleichen und übereinstimmenden, ihre Lehre allgemein und wesentlich charakterisirenden Grundsätzen gefolgt, sondern hauptsächlich wegen der Uebereinstimmung ihrer äußeren Form, wie man denn überhaupt in jenen Zeiten fast durchgängig die Form höher achtete, als das eigentliche Wesen. Der wahre Scholasticismus ergriff die Philosophie in einem erweiterten Umfange; anstatt daß diese sich vorher ganz auf die Dialektik beschränkte, also in einer bloßen Formenlehre bestand, beschäftigten die Scholastiker sich zugleich mit Spekulationen über das Wesen der Dinge (aus dem Gebiete der Metaphysik, und zum Theil der Moral), die sie mit jener in eine Wissenschaft verschmolzen. Diese Philosophie stand aber mit der Theologie in der engsten Verbindung; beide Wissenschaften wurden fast als ein unzertrennliches Ganzes betrachtet, und eben diese innige Verbindung, welche die Grenzen beider Wissenschaften gänzlich zerstörte, und hierdurch beide verunstaltete, bildet den wesentlichsten Charakter des Scholasticismus; seinen höchsten

Stolz aber fand er im unermüdlichen, kunstvollen Disputiren. In dieser Gestalt wurde die Philosophie, zwar nicht durchgängig nach gleichen Grundsätzen, aber doch fast überall in gleicher Form und nach gleichem Plane, in den Schulen gelehrt, und bekam davon ihren Nahmen, der also gleichsam so viel als die den Schulen eigenthümliche Philosophie bezeichnet.

Da die scholastische Philosophie sich nicht auf einmal zu einem vollständigen System ausbildete, und nicht das Werk eines einzigen Lehrers war, sondern sich allmählich, durch die fortgesetzten Bemühungen Mehrerer, entwickelte, so sind hieraus manche Zweifel und Streitigkeiten über den eigentlichen Urheber und Anfang der scholastischen Philosophie entstanden. Wenn wir sie indessen in dem oben angedeuteten Sinne bestimmen, so müssen wir ihren eigentlichen Anfang bis in das neunte Jahrhundert zurückführen, nehmlich bis dahin, wo man zuerst die herrschenden dialektischen Formen auf metaphysische Spekulationen, und diese wieder auf Gegenstände der christlichen Glaubenslehre anwandte, und aus diesem allen ein Aggregat von Kenntnissen darstellte; und da dieses zuerst durch Johannes Erigena bewirkt wurde, so ist dieser auch als der eigentliche Vater der scholastischen Philosophie zu betrachten. In ihrer Geschichte aber sind drei Perioden zu unterscheiden. Die erste begreift die Vorarbeiten zur eigentlichen scholastischen Philosophie, bis zur Aufstellung des ersten vollständigen Systems derselben durch Petrus Lombardus; die zweite geht von da bis zu dem entschiedenen Uebergewicht des Nominalismus durch Wilhelm Occam; und die dritte endlich bis zur gänzlichen Erschütterung der scholastischen Philosophie durch die Wiederherstellung der Wissenschaften und die Reformation.

Ohngeachtet nun die scholastische Philosophie sich nicht zunächst in Teutschland bildete, so ist es doch wegen ihres großen Einflusses, den sie auch in Teutschland, so wie fast in ganz Europa, über das gesammte wissenschaftliche Leben, über Religion und Kirchenthum ausübte, nicht am unrechten Orte, ihre Entwickelung hier vollständig zu übersehen, und uns daher auch mit den auswärtigen Lehrern bekannt zu machen, welchen die Philosophie die Gestalt, in welcher sie nachmals auch in Teutschland herrschend auftrat, vornehmlich verdankte.

Johannes Erigena, aus Schottland oder Irland gebürtig, und daher auch Scotus genannt,*) lebte in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Aus seinem Vaterlande kam er nach Frankreich, wo er bei dem König Karl dem Kahlen zu großem Ansehen gelangte, und in Paris öffentlich lehrte. Da aber seine Lehren von den damals herrschenden Begriffen sehr abwichen, so fand er viele Feinde, die ihn sogar, aus dem Grunde, weil er seine Lehren und Schriften nicht zuvor dem Urtheil des Papstes unterworfen, bei diesem verhasst machten, und dessen Verfolgung zuzogen. Ohngeachtet des Schutzes, den ihm Karl angedeihen ließ, fand er es daher doch für nöthig, Paris zu verlassen, und sich einige Zeit in Frankreich heimlich aufzuhalten, dann aber nach England zu gehen, wo ihn der König Alfred mit offenen Armen aufnahm und ihm ein Lehramt zu Oxford übertrug. Auch hier scheint er aber Verfolgungen ausgesetzt gewesen zu sein, denn er verließ

*) Irland wurde damals häufig auch mit unter dem Nahmen Schottland begriffen; der Nahme Erigena ist aber ohne Zweifel mit Scotus gleichbedeutend, und kommt von Erin oder Eirin, dem alten Nahmen von Irland, und γενος.

Oxford, und errichtete eine eigene Schule zu Malmesbury, wo er aber, wegen seiner allzugroßen Strenge, von einem seiner Schüler (877, oder nach Andern 886) erstochen wurde. *) — Er hatte seine Kenntnisse größtentheils aus den griechischen Kirchenvätern geschöpft, die er bei seiner, damals in den Abendlanden schon sehr seltenen, Kenntniss des Griechischen, in der Ursprache, wenn auch vielleicht nicht durchaus mit vollkommenen Verständniss, zu lesen im Stande war; vornehmlich aber waren es die (aller Wahrscheinlichkeit nach, untergeschobenen) Schriften des Dionysius Areopagita, die ihn, sobald er sie kennen gelernt hatte, so anzogen, daß er durch ihre Uebersetzung ins Lateinische für ihre allgemeinere Verbreitung sorgte, und auf die alexandrinische Philosophie, welche darinn vorherrscht, seine eignen Spekulationen und Lehren erbaute. Er blieb nicht, wie seine Vorgänger, bei der formellen Philosophie (der Dialektik) stehen, sondern ergriff, mit nicht gemeinem Scharfsinn, auch den realen Theil derselben (die Metaphysik), in seinen Spekulationen über die Natur der Dinge, die er jedoch, der Form nach, ganz in die herkömmliche Dialektik zu passen suchte, wie er sie selbst aus dem Augustinus und etwa aus des Boethius-Commentarien über das Organon des Aristoteles, als den damaligen einzigen Quellen aller Dialektik, gelernt hatte; denn Aristoteles selbst war damals im westlichen Europa noch ganz unbekannt. In seinen Spekulationen gerieth er zwar auf manche Irrwege, die aber, nach dem Standpunkte seiner Zeit, seinem Geiste gerade nicht zur Unehre gereichen, weil

*) Es darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß Mehrere glauben, der wahre Johannes Erigena sei in Frankreich gestorben, und der, welcher unter Alfred in England gelehrt habe, sei eine ganz andre Person gewesen.

sie wenigstens zeigen, daß er sich, ohne seinen Vorgängern gedankenlos nachzutreten, mit eignem Denken beschäftigte. Er vereinigte aber die Philosophie auf das genauste mit der Theologie, und da er auf diese Weise ähnliche Grundsätze, als die, von welchen die Neu-Platoniker ausgegangen waren, aufs neue mit der christlichen Religionslehre in Berührung brachte, so legte er dadurch den Grund zu der mystischen Theologie, die späterhin zwar durch den ausgebildeten Scholasticismus verdrängt, aber doch in vielen Klöstern noch im Stillen gepflegt wurde. Seine Spekulationen über die Natur (die er vornehmlich in einem Werke de divisione naturae dargelegt hat) drehen sich um den Grundsatz, daß Gott in der Natur und die Natur in Gott ist; oder (wenn ich mich eines neuern Ausdrucks bedienen dürfte) um die Identität Gottes mit der Natur. Er theilt nehmlich die Natur in vier verschiedene Begriffe; in die Natur, welche schafft und nicht erschaffen wird, das ist die Gottheit selbst; ferner in die Natur, welche erschaffen wird und schafft, das ist der Innbegriff der göttlichen Ideen; dann in die Natur, welche erschaffen wird und nicht schafft, das ist der Innbegriff der Geschöpfe; und endlich in die Natur, die weder schafft noch erschaffen wird; diese scheint er nur des Gegensatzes wegen aufgestellt zu haben, und man kann vernünftiger Weise nichts anderes darunter verstehen, als die in der Natur selbst begründete allmähliche Auflösung und Vernichtung aller endlichen Dinge. Von Gott sagt er: er ist die Ursache aller Dinge, und nur als Ursache derselben, eher als die Dinge selbst; er selbst ist in allen Dingen das Wesen, und deswegen ihr Schöpfer, und die Welt ist in ihm, als ihrer Ursache, ewig; Gott ist Alles und Alles ist Gott, so wie in der Einheit alle Zahlen gleichsam von Ewigkeit her erhalten sind; nach

der Auferstehung kehren alle Wesen in Gott zurück, ruhen ewig in ihrer ursprünglichen Ursache, und dann, wenn nichts mehr ist, wird Er Alles in Allem sein. —

Johannes Erigena hatte durch sein System zwar der Philosophie einem neuen Schwung gegeben, aber es war nicht geeignet, das allgemein herrschende zu werden, und da gleichwohl niemand ein besseres, allgemein ansprechenderes aufzustellen verstand, so dauerte es noch geraume Zeit, ehe die Philosophie aufs neue zu einer umfassenden Ausbildung gelangte. Den ersten Schritt hierzu, nach Johannes Erigena, und fast zweihundert Jahre später als dieser, that Lanfrancus, ein Italiener, zu Pavia um 1005 geboren; welcher anfänglich als Mönch im Kloster Bec lehrte, dann aber von Wilhelm dem Eroberer (1070) zum Erzbischof von Canterbury erhoben wurde, wo er durch seinen Einfluss in geistliche und weltliche Regierungsgeschäfte eine bedeutende Rolle spielte, und 1089 starb. Von seinen eignen philosophischen Lehren ist zwar zu wenig bekannt, um sein System vollständig beurtheilen zu können; doch ist so viel gewiss, daß er eine enge Verschmelzung der Philosophie mit der Theologie, und insbesondere einen noch ausgedehnteren Gebrauch der Dialektik in der Religion, als man vorher gewohnt gewesen war, sowohl in seinen eignen Schriften und Disputationen, als durch seine Schüler, bewirkte, und hierdurch zur Ausbildung des Scholasticismns wesentlich beitrug.

Anselmus (zum Unterschied von andern gleiches Nahmens, gewöhnlich Cantuariensis genannt), ein Schüler des Lanfrancus, wirkte noch mehr zu diesem Zwecke. Er war zu Aosta 1035 geboren, ging, voll Reue über eine in Ausschweifungen durchlebte Jugend, in das Kloster Bec, wo er den Unterricht des Lanfrancus genoss; wurde nachher Abt dieses Klosters, galt für den größten Gelehr-

ten seiner Zeit, und wurde, in Folge der dadurch erlangten allgemeinen Achtung, zum Nachfolger seines Lehrers als Erzbischof zu Canterbury berufen, wo er jedoch große Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten zu bestehen hatte, und 1109 starb. Da der Gedanke, die Philosophie nur als Dienerinn der Theologie, und von dieser unzertrennlich, zu betrachten, einmal eingewurzelt war, die kirchliche Glaubenslehre aber als etwas unabänderlich vorgeschriebenes fest stand, und der Gebrauch der Philosophie sich also hauptsächlich darauf beschränkte, die Zweifel, welche man gegen diese erheben konnte, zu beseitigen, so nahm auch die Philosophie des Anselmus diese Richtung, und die Verschmelzung der Theologie mit der Philosophie wurde durch ihn noch mehr befestigt; er wandte die Künste der Dialektik noch stärker als seine Vorgänger dazu an, die Sätze der christlichen Glaubenslehre zu vertheidigen, und die Geheimnisse der Religion durch die Vernunft zu erklären. In der Erfindung und Aneinanderkettung der Schlüsse besaß er eine besondere Fertigkeit. Durch seine Versuche, die Religionswahrheiten bloß aus der Vernunft, ohne Zuziehung der biblischen Lehren, zu beweisen, kam er zuerst auf eine natürliche Theologie. Die Philosophie seiner Zeit bereicherte er überdies nicht nur durch die öftere Anwendung neuer oder weniger gebräuchlicher Formen der Schlüsse und Beweise, (wie man denn häufig den Satz des Widerspruchs, des zureichenden Grundes, der bedingten und unbedingten Nothwendigkeit, u. dgl. m. bei ihm findet), sondern auch durch eine scharfsinnige Ausführung einzelner wichtiger Lehren, z. B. von der Wahrheit, der Freiheit des Willens, dem Ursprunge des Uebels, u. a. m. Es fehlt zwar seinen Erklärungen oft an der nöthigen Klarheit und Bündigkeit, wenn er z. B. die Wahrheit definirt als die Richtigkeit (rectitudo) dessen was für wahr ausgegeben wird, und

dann sagt, es gebe nur eine Wahrheit, und zwar die höchste und ewige, nehmlich Gott selbst; wo er also erst einen Zirkel in der Definition begeht, und dann das Wort noch in einem verschiedenen Sinne braucht. Da er aber doch in seinen Darstellungen mehr den Verstand als die Einbildungskraft beschäftigt, so brachte er auch von dieser Seite die scholastische Philosophie ihrer entschiedenen Ausbildung, in welcher sie reine, trockne Verstandesübung war, um vieles näher.

Hildebert, Erzbischof zu Tours, (geb. 1057, gestorb. 1134.), ein Mann von ausgebreiteten, für seine Zeit seltenen Kenntnissen, ging noch weiter als seine Vorgänger, indem er ein förmliches, doch nur kurzes, scholastisches Lehrgebäude der Theologie aufstellte, welches die späteren Scholastiker als Muster bei ihren ähnlichen Arbeiten immer vor Augen hatten. Als Philosoph that er es den meisten Scholastikern seiner und der folgenden Zeiten an Deutlichkeit und Gründlichkeit weit zuvor, wenn auch die Deutlichkeit seiner Erklärungen oft mehr in den Worten als in den Gedanken besteht. Endlich blieb er in seiner Philosophie nicht bei bloßen metaphysischen Spekulationen stehen, sondern machte auch die Moral zu einem Hauptgegenstande derselben, worinn er, außer dem Augustinus und Boethius, vornehmlich dem Seneca folgte.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts entspann sich ein Streit, welcher zwar nicht auf der Stelle, aber doch späterhin, und für lange Zeit hinaus, die Scholastiker in zwei Parteien trennte. Der Gegenstand dieses Streites war die Vorstellung von der Natur des Abstracten, oder der allgemeinen Begriffe. Die herrschende Meinung hatte darinn bestanden, daß diese allgemeinen Begriffe, auch außer der Abstraction im menschlichen Verstande, ein eigenthümliches Dasein hätten, und zwar entweder, nach Plato,

als unveränderliche Urbilder, die schon vor dem Dasein in dem göttlichen Verstande existirt hätten, gleichsam Formen, nach welchen Gott die Dinge gebildet (Universalia ante rem); oder, nach Aristoteles, als wesentliche Bestandtheile der Dinge selbst (Universalia in re). Die Anhänger dieser Meinung, welche den allgemeinen Begriffen Realität zuschrieb, nannte man, bei der nachher entstandenen Trennung, Realisten. Gegen sie erhob sich nun eine andere Meinung, nehmlich daß die allgemeinen Begriffe für sich gar keine Wirklichkeit hätten, sondern bloß von den einzelnen Dingen abgezogene Vorstellungen des Verstandes wären (Universalia post rem), mithin nicht als wirkliche Dinge, sondern bloß als Vorstellungen und Nahmen existirten. Weil also die Anhänger dieser Meinung das Dasein der allgemeinen Begriffe bloß in den Nahmen derselben suchten, nannte man sie Nominalisten. Diese Behauptung war zwar nicht neu, sondern schon im Alterthum, nahmentlich von Stilpo dem Megarenser, geltend gemacht worden; der Erste aber, der sie in die scholastische Philosophie einführte, war Roscelinus aus Bretagne, welcher zuerst in Compiegne, dann zu Paris, eine berühmte Schule hielt, und zu seiner Zeit als einer der mächtigsten Helden auf dem philosophischen Kampfplatze glänzte. Da von ihm keine eignen Schriften bekannt sind, so können wir nur aus den Angaben anderer Schriftsteller, zum Theil seiner Gegner, schließen, daß er in seiner Meinung zu weit gegangen, und in den Worten mehr gesucht habe, als darin zu suchen ist, wie ihm denn Abälard unter andern die Behauptung zur Last legt, daß kein wirkliches Ding theilbar sei, sondern nur die Worte, welche die Dinge bezeichnen. Roscelinus selbst zog sich durch seine neue Lehre, die man geradezu für Ketzerei erklärte, die heftigsten Verfolgungen zu, wurde

zweimal (1092 und 1094) von französischen Kirchenversammlungen verdammt, endlich aus Frankreich vertrieben, und konnte kaum einen Ort finden, um ruhig zu sterben. — Auch nach seinem Tode dauerten aber die Streitigkeiten über den Nominalismus noch mit Lebhaftigkeit fort, und obgleich dieser in Paris sogar einigemal gesetzlich verboten wurde, so gelang es doch nicht, ihn ganz zu unterdrücken, ja er wurde endlich, wie wir weiter unten hören werden, durch den Engländer Wilhelm Occam völlig wiederhergestellt und zum herrschenden System erhoben.

Einer der ersten Gegner des Roscelinus war ein Schüler desselben, Wilhelm von Campellis, der in Paris lehrte, und durch seinen großen Ruhm in der Disputirkunst, eine Menge von Schülern herbeizog. Er suchte, gegen Roscelinus, die Realität der allgemeinen Begriffe durch die Behauptung zu retten, daß die allgemeinen Begriffe das wahre Wesen der Dinge darstellten, und daß in allen einzelnen Dingen, welche unter einen solchen allgemeinen Begriff gehörten, dieses Wesen enthalten sei, so daß sich die einzelnen Dinge (individua) nicht durch ihre Realität, sondern nur durch die Anzahl und Mannichfaltigkeit ihrer zufälligen Eigenschaften (Accidentien) von einander unterschieden. Da wir auch von ihm keine eignen Schriften besitzen, und seine Meinungen hauptsächlich nur durch Abälard, der auch gegen ihn als Gegner auftrat, kennen, so bleibt uns freilich vieles in denselben dunkel.

Der eben genannte Peter Abälardus, aus Bretagne, (geb. 1079, gest. 1142) gleich merkwürdig durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und seinen als Lehrer und Schriftsteller erlangten Ruhm, wie durch seine ungewöhnlichen Schicksale, verursachte die größte Veränderung in der scholastischen Philosophie. Vielleicht eben so sehr durch

Begierde nach Ruhm, als durch Liebe zur Wahrheit getrieben, disputirte er gegen seinen Lehrer, den eben genannten Wilhelm von Campellis, hauptsächlich in der Lehre von den allgemeinen Begriffen, und trug einen so vollständigen Sieg über ihn davon, daß Wilhelm von der Zeit an fast von allen Schülern verlassen wurde, gleichsam (wie Abälard selbst hinzusetzt) als ob die ganze Dialektik auf einer gewissen Theorie von den Universalien beruhte. Abälard neigte sich aber auch nicht ganz auf die Seite des Roscelinus, der gleichfalls sein Lehrer gewesen war; vielmehr stellte er eine von beiden ganz unabhängige Meinung auf, aus deren genauerer Zergliederung sich jedoch leicht darthun ließ, daß der ganze Streit über Nominalismus und Realismus, welcher vorzüglich durch Abälard heftiger angefacht wurde und allgemeinere Wichtigkeit erhielt, im Grunde auf bloßem Wortstreite beruhte. Er nöthigte den Wilhelm, seinen Satz dahin einzuschränken, daß die individuellen Dinge nur individuelle Realitäten wären, und daß die Realität des Allgemeinen sich nicht in jedem Individuum ganz darstellte. Er nahm also allgemeine Realitäten an, und erklärte sich also geradezu gegen die Meinung des Roscelinus, welcher in den Universalien bloße Worte sah; aber er hielt auch die Universalien nicht geradezu für wirkliche Wesen, sondern bloß für Begriffe von etwas| wesentlichem, die vom Verstande allein gebildet würden, und in diesem ihren Ursprung und ihr Wesen hätten. Da nun Abälard zwar nicht für einen Nominalisten im völligen Sinne des Roscelinus gelten wollte, sich aber doch auch keineswegs an die Realisten ganz anschloss, so beriefen sich die späteren Nominalisten nichts desto weniger auf ihn, als auf einen ihrer Vorgänger. — Dies ist jedoch bei weitem nicht der einzige wichtige Ein-

fluss, den Abälard auf die Philosophie seiner Zeit gewann. Er hatte sich große, unter seinen Zeitgenossen äußerst seltene Kenntnisse zu eigen gemacht, denn er war nicht nur mit den Werken der meisten Kirchenväter, sondern auch mit verschiedenen Klassikern, besonders dem Cicero, genauer bekannt geworden, und diese übten nicht nur auf den Grundstoff seiner Philosophie, sondern auch auf seinen Vortrag einen wohlthätigen Einfluss. Insbesondere aber hatte er sich mit den logischen Schriften des Aristoteles genauer bekannt gemacht, — denn von den übrigen Werken des Aristoteles, so wie von den, die Aristotelische Philosophie betreffenden Werken der Araber, zeigt er wenigstens in seinen Schriften keine Kenntniss; — und dies bewog ihn, anstatt des bisher allgemein vorherrschenden Augustinus, nun den Aristoteles zum Hauptführer in der Dialektik zu wählen und geltend zu machen. Zwar wurde er auch deshalb, so wie um anderer wissenschaftlicher Unternehmungen willen, verketzert und verfolgt; aber nichts desto weniger blieb der Sieg der Dialektik des Aristoteles über die des Augustinus entschieden, und seitdem, vornehmlich aber, nachdem man in der Folge auch mit seinen übrigen Schriften nach und nach bekannt geworden war, herrschte Aristoteles in der scholastischen Philosophie allein. Daß, ohngeachtet des durchdringenden Scharfsinnes, des umfassenden Ordnungsgeistes und der Klarheit der Begriffe, wodurch sich Aristoteles vor allen Philosophen des Alterthums auszeichnet, seine damalige Herrschaft dennoch der Philosophie und durch sie den übrigen Wissenschaften keinen Gewinn, sondern vielmehr Verderben brachte, davon lag die Schuld darinn, daß man den Aristoteles selbst nicht verstand, seine ächten Schriften von den unächten und untergeschobenen nicht unter-

schied, sie in der Ursprache weder besaß noch lesen konnte, sondern sich theils mit schlechten Uebersetzungen, theils auch bloß mit den Werken seiner Ausleger (die ihn selbst schon größtentheils missverstanden hatten) behalf, und die christliche (oder vielmehr römisch-kirchliche) Theologie durchaus, nicht ohne den größten Zwang, mit den, ihr so sehr widerstrebenden Sätzen des Aristoteles, zu beider Verunstaltung, verwebte. — Endlich erwarb sich Abälard noch ein größeres Verdienst, als durch die Inthronisation des Aristoteles, dadurch, daß er (in seiner Theologia morum, oder wie er selbst das Buch nannte, Scito te ipsum) die Moral, zwar im Geiste eines Theologen, aber doch unabhängiger und aus einem mehr philosophischen Gesichtspunkte, als man bisher gewohnt gewesen war, bearbeitete. Ohngeachtet er darinn manches aufstellte, was theils irrig war, theils leicht missverstanden und gemissbraucht werden konnte, wie es denn in der Folge von den Jesuiten bei ihrer kasuistischen Moral wirklich gemissbraucht wurde, — so gab er doch auch einleuchtende Beweise von einem richtigen Gebrauche der Vernunft, von Unbefangenheit des Denkens und von Lebhaftigkeit und Reinheit seines moralischen Gefühls. —

Bis hieher rechnen wir die erste Periode der scholastischen Philosophie, in welcher wir eigentlich nur größere oder geringere, mehr oder weniger wirksame Vorarbeiten zu einem vollständigen Systeme derselben erkennen. Jezt aber trat ein Mann auf, der nun wirklich ein solches System zu Stande brachte, das Jahrhunderte hindurch die Grundlage aller philosophischen und theologischen Untersuchungen ausmachte. Dieser Mann war Petrus Lombardus, Bischof zu Paris (gestorb. 1164), ein Schüler Abälards, welcher durch seine Belesenheit in den Kir-

chenvätern und durch seine Stärke in der Dialektik sich große Bewunderung erworben, und vor seiner Erhebung zum Bischof mit vielem Beifall zu Paris gelehrt hatte. In der Absicht, allen theologisch-dialektischen Zweifeln ein Ende zu machen, und die wichtigsten Streitfragen durch Aussprüche der Kirchenväter zu entscheiden, stellte er ein philosophisch-theologisches System, dem er den Titel der Sentenzen gab, in vier Büchern zusammen. Er war nicht der Erste, der den Gedanken eines solchen Systems fasste, denn außer dem bereits erwähnten Hildebert, hatten schon im elften Jahrhundert ein italienischer Cistercienser, Nahmens Bandinus, und in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der Kardinal Robert Pullenus (ein geborner Engländer, gestorben zu Rom, um 1153), ähnliche Werke, sogar unter demselben Titel, der Sentenzen, ausgearbeitet, von denen jedoch nicht genau auszumitteln ist, in wie weit sie dem Lombardus bekannt waren und ihm vielleicht bei seiner Arbeit zur Grundlage dienten. Die Sentenzen des Lombardus erlangten jedoch bald ein so allgemeines und dauerndes Ansehen, daß man sie fast in allen Schulen von Europa zum Grunde des philosophisch-theologischen Unterrichts legte, und als ein klassisches Werk von entscheidendem Ansehen betrachtete; denn obgleich die Absicht des Lombardus zunächst auf die Theologie, und nicht auf rein philosophische Spekulationen, gerichtet war, so war doch der ganze Innhalt der damaligen Philosophie, nach der herrschenden Ansicht, zugleich in seinem Werke enthalten, und die Philosophie wurde durch die allgemeine Einführung desselben noch abhängiger von der Theologie, als jemals zuvor. Neue Grundsätze hat Lombardus in seinen Sentenzen nicht aufgestellt, wohl aber darinn alles, was für seinen Zweck im Kreise der damaligen

Einsichten und Kenntnisse lag, ziemlich vollständig, kurz und in einer, für seinen Standpunkt, zweckmäßigen Ordnung zusammengefasst. Bei der allgemeinen Verbreitung, welche dieses Werk fand, und in welcher es jedes ähnliche für lange Zeit verdrängte, wurde es mit dem ausschließlichen Nahmen der Sentenzen bezeichnet; seinen Verfasser nannte man den Magister Sententiarum, und die Nachfolger desselben Sententiarii. Unzählige Auslegungen wurden über diese Sentenzen geschrieben, und unter den Verfassern derselben finden sich die berühmtesten Nahmen im Scholasticismus, ein Alexander von Ales, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Bonaventura, Scotus, Durandus, Occam, Gabriel Biel u. a. m. Den Zweck einer Stätigkeit der Meinungen konnte jedoch Lombardus durch seine Sentenzen nicht erreichen, denn so dogmatisch er auch alle Sätze hingestellt hatte, so gab er doch, eben durch die häufigen Auslegungen und Disputationen, welche darüber angestellt wurden, wieder zu neuen Fragen, Widersprüchen und Spitzfindigkeiten Anlass. Desto mehr kommt die zunehmende Verdrängung der Bibel und der alten Kirchenväter, deren man bei einem so vollendeten Corpus doctrinae, wie die Sentenzen waren, nicht mehr zu bedürfen glaubte, dann die sklavische Anhänglichkeit an die wissenschaftliche Form, bei überhand nehmender Gleichgiltigkeit gegen die Sachen, die Liebhaberei an unnützen Subtilitäten, weil man die praktisch nothwendigen Grundsätze für ausgemacht hielt, und doch einer geistigen Beschäftigung bedurfte, und endlich das Ueberhandnehmen eines barbarischen Styls, in dem sich die Scholastiker ordentlich gefielen, großentheils auf seine Rechnung.

Wir übergehen mehrere, zum Theil hochberühmte, aber nichts neues zu Tage fördernde Lehrer des Scholasticismus

in und außer Teutschland, um uns alsbald mit Albertus Magnus zu beschäftigen, der nicht nur als ein für die Gestaltung der Philosophie höchst bedeutender Mann, sondern auch als ein geborner und in seinem Vaterlande vorzüglich wirksamer Teutscher, uns bei weitem wichtiger erscheint. Er war zu Lauingen in Schwaben im Jahre 1197 geboren, *) und stammte aus der adligen Familie derer von Bollstädt. Der große Nahme, den er in der Folge, theils mit, theils ohne Verdienst erlangte, hat ihn fast zu einer mythischen Person gemacht, und viele Fabeln von seinen Schicksalen und Thaten veranlasst, worunter auch die gehört, daß er in seiner Jugend sehr geringe Geistesanlagen gehabt und gar keine Fortschritte in den Wissenschaften gemacht habe, deshalb auch schon willens gewesen sei, das Kloster, in welchem er erzogen wurde, zu verlassen, als ihm die Jungfrau Maria, zu der er fleißig gebetet, im Traum erschienen, seinen Verstand erleuchtet, und ihm die Wahl frei gestellt habe, ob er lieber in der Philosophie oder in der Theologie einen ausgezeichneten Ruhm erlangen wolle; da er sich nun die Philosophie gewählt, habe sie ihm erklärt, daß er zwar, zu Erfüllung ihres Versprechens, in dieser Wissenschaft sehr groß werden, aber auch, zur Strafe, daß er nicht die Theologie vorgezogen, einige Jahre vor seinem Tode alle seine Geisteskräfte wieder verlieren und in seine vorige Unwissenheit zurücksinken würde, welches denn auch geschehen. Daß dieses Mährchen erst ziemlich spät ersonnen worden sein kann, sieht man daraus, daß zu den Zeiten, wo Albertus Magnus wirklich lebte, zwischen der Theologie und Phi-

*) Nach Brucker, Institut. hist. philosoph. (Lips. 1747. 8.) pag. 425. wo er sein Alter auf 83 Jahr setzt. Andere nennen 1193, noch andere 1205 als sein Geburtsjahr.

losophie keine Wahl statt fand, sondern beide ein Studium ausmachten, und daß Albertus Magnus wirklich viele rein theologische Bücher geschrieben hat. Es ist aber dieses Mährchen wahrscheinlich von den Goldmachern erfunden worden, die so gern jenen großen Mann an ihre Spitze stellten; und daher ist unter der Philosophie, welcher dasselbe gedenkt, eigentlich nur die Magie und Alchymie zu verstehen, welche vermeinte Wissenschaften von ihren Anhängern mit dem so ganz unpassenden Nahmen der Philosophie bezeichnet wurden. — Richtiger ist, daß Albert im Jahre 1221 in den damals noch neuen Dominikaner-Orden trat, und bald darauf zu Paris anfing, die Philosophie, nach den, ebenfalls erst seit kurzem im westlichen Europa bekannt gewordenen, Schriften des Aristoteles, zu lehren. Eben dies that er nachher in verschiedenen Klosterschulen Teutschlands. Im Jahr 1236 wurde er zum Provinzial seines Ordens in Teutschland erwählt, und nahm seinen Wohnsitz zu Cöln, wo er zugleich viele Jahre lang sowohl die Theologie als die Philosophie lehrte. Unter seinen Schülern befanden sich nachmals hochberühmte Männer, unter andern der bekannte Thomas von Aquino. Im Jahre 1260 wurde er, wider seinen Willen, vom Papste zum Bischof von Regensburg ernannt; da ihn aber diese Würde an der Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen hinderte, so entsagte er derselben schon nach drei Jahren wieder, ging nach Cöln zurück, und starb daselbst im Jahre 1280, dem 83sten seines Alters. — Als Gelehrter hat er sich vor den meisten seiner Vorgänger durch den ungemeinen Umfang seiner Kenntnisse ausgezeichnet, indem er sich nicht bloß auf die herrschenden dialektischen und theologisch-metaphysischen Untersuchungen beschränkte, sondern auch mit Mathematik,

Physik und Naturgeschichte beschäftigte, wiewohl er auch hierinn dem herrschenden Geiste seiner Zeit und der Richtung seines eignen Charakters zu sehr nachgab, und weit mehr auf theoretische Spekulationen, als auf wahre Naturbeobachtung baute. Diesen ausgedehnteren Umfang seiner Studien verdankte er vornehmlich der Bekanntschaft mit den Werken des Aristoteles, die damals vollständiger bekannt geworden waren; denn bisher hatte man, wie oben schon erwähnt wurde, eigentlich nur die logischen gekannt, seit einiger Zeit waren aber auch die übrigen, nahmentlich die physischen, metaphysischen und moralischen, im westlichen Europa (freilich nicht im Original, sondern immer nur in schlechten, größtentheils erst aus dem arabischen gefertigten Uebersetzungen) eingeführt worden, und Albert war nicht nur unter den Teutschen, sondern vermuthlich unter den Scholastikern überhaupt, der Erste, der alle damals übersetzte Werke des Aristoteles und seiner arabischen Commentatoren las, und selbst weitläuftige Auslegungen darüber schrieb. Er wurde durch diese Beschäftigungen so für den Aristoteles eingenommen, daß er ihn fast vergötterte, ihm ein entscheidendes Ansehen in allen philosophischen Gegenständen einräumte, und die scholastische Philosophie gänzlich auf den Aristoteles erbaute. Sein Ansehen wirkte so viel, daß von der Zeit an Aristoteles ausschließlich der Philosoph genannt und allenthalben als das Haupt und der unumstößliche Eckstein und Grundpfeiler aller Philosophie betrachtet wurde. Außer den Commentarien über den Aristoteles schrieb Albert auch einen weitläuftigen Commentar über die Sentenzen des Petrus Lombardus, der in der eigentlichen Theologie, so wie Aristoteles in der spekulativen Philosophie, ausschließlich sein Führer war; und viele andere theologische,

philosophische und physikalische Schriften, in denen er sich jedoch fast überall nur als Sammler, selten als freiständiger, besonnener Denker zeigt; und selbst bei abweichenden Vorstellungen, die man seiner eignen Erfindung zuschreiben könnte, ist es zweifelhaft, ob sie wirklich ihm gehören, oder ob er sie nicht von irgend einem nicht mehr bekannten arabischen oder arabistischen Commentator des Aristoteles entlehnte. Albert selbst verstand so wenig griechisch als arabisch, und ob er sich gleich in seinen Schriften oft griechischer und arabischer Kunstausdrücke bedient, so sieht man doch aus der fehlerhaften Art, wie er sie schreibt und erklärt, daß er sie selbst nicht verstand; und die griechischen Schriftsteller, die er zuweilen anführt, citirt er ohne Zweifel nur den arabischen und arabistischen Auslegern des Aristoteles nach. Er selbst hatte von den ins lateinische übersetzten griechischen Schriftstellern schwerlich, außer dem Aristoteles, Dionysius Areopagita und dem sogenannten Hermes Trismegistus, noch einen gelesen. Von den ältern lateinischen Schriftstellern waren ihm, außer den gewöhnlichsten lateinischen Kirchenvätern, wahrscheinlich einige Schriften des Cicero, Apulejus und Boethius, vielleicht auch des Seneca, bekannt. Am belesensten aber war er in den Werken der Araber und Rabbinen, und seiner Vorgänger unter den Scholastikern. In der Geschichte der ältern griechischen Philosophie war er durchaus fremd; auch in der Geschichte, Geographie und Grammatik zeigt er eine große Unkunde. Ueberhaupt war guter Geschmack nicht sein Erbtheil geworden, denn sein Styl ist äußerst dunkel, rauh, schwerfällig und barbarisch; selbst einen natürlichen, zweckmäßigen, gelungenen Plan trifft man fast in keiner seiner Schriften; und sein Beispiel trug nicht wenig dazu bei, daß die Barbarei in der Schreibart

und die abscheulichen, abenteuerlichen Terminologien in der Philosophie immer mehr überhand nahmen. Bei seiner Bekanntschaft mit den Schriften der Araber uud Arabisten ist es nicht unwahrscheinlich, daß er auch mit der Chymie, die bei jenen eine so große Rolle spielt, bekannt wurde, und sie selbst ausübte; und da die Auffindung des sogenannten Steins der Weisen und die Verwandlung der Metalle in Gold (die sogenannte Alchymie) fast allenthalben das Ziel der chymischen Untersuchungen war, so lässt sich leicht annehmen, daß auch Albert nach diesem abenteuerlichen Ziele strebte; daß er es nicht erreichte, braucht heut zu Tage wohl nicht erwiesen zu werden, ob man ihm gleich vormals nachrühmte, er habe, mit Hilfe seiner Goldmacherkunst, alle Schulden des Bisthums Regensburg, während seiner kurzen Regierung desselben, abgetragen. Seine Kenntnisse in der Naturkunde überhaupt brachten ihn in den Ruf eines Zauberers, und gaben Anlass zu einer Menge fabelhafter Anekdoten, wie z. B. von dem zauberischen Gastmahle, das er einst dem Römischen König Wilhelm (Grafen von Holland) bei dessen Durchreise durch Cöln, am Tage der heiligen drei Könige, gegeben, wobei die schönsten Blumen und Früchte aller Jahreszeiten vorhanden gewesen sein sollen. Abgesehen von diesen und ähnlichen Fabeln, die zum Theil auf wirklichen, nur in jenem finstern Zeitalter missverstandenen und nachher übertriebenen Thatsachen beruhen mögen, die aber in ihrer durch die Mönchslegenden erhaltenen Gestalt jezt ohnehin niemand mehr glauben wird, ist es nicht zu leugnen, daß Albert selbst eine große Neigung zum Uebernatürlichen gehabt, und in seinen Schriften dem schon so sehr überhand genommenen Glauben an Wunder und Zaubereien noch mehr Nahrung gegeben hat. — Seine Werke bilden fast eine Bibliothek aller zu seiner Zeit

gangbaren Kenntniſſe. Einzeln ſind mehrere derſelben, beſonders im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, und zum Theil ſehr bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt, herausgekommen; viele werden ihm aber auch fälſchlich zugeſchrieben; andere liegen noch handſchriftlich in Bibliotheken. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner geſammelten Werke iſt: Alberti Magni, Ratisb. Episc. Opera omnia, ed. stud. et lab. Petri Jammy. Lugd. 1651. sq. XXI. Voll. fol. — Das berüchtigte, und in vielen Sprachen häufig gedruckte Buch de secretis mulierum gehört unter diejenigen, welche mit ziemlicher Gewiſſheit als untergeſchoben anzuſehen ſind. —

Auf dem durch Albertus Magnus gelegten Grunde baute Thomas von Aquino noch weiter. Dieſer berühmte und nach ſeinem Tode heilig geſprochene Mann war aus der gräflichen Familie von Aquino, auf einem derſelben zugehörigen Schloſſe Roccaſicca im Königreich Neapel, im Jahre 1224 geboren, wurde zuerſt im Kloſter Monte Caſino, dann zu Neapel unterrichtet, und trat 1243, wider den Willen ſeiner Aeltern, in den Dominikaner-Orden, und ob er gleich zu ſeinem Vater zurückgebracht wurde, entwich er ihm doch zum zweitenmal, kehrte zu den Dominikanern zurück, und ſtudirte hierauf in Paris, dann zu Cöln unter Albertus Magnus. Von dieſem ward er mit dem Ariſtoteles bekannt gemacht, und verbreitete nachher die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie nicht nur in Italien, ſondern begründete ſie auch durch ſeine eignen Schriften noch feſter. Nachdem er an mehrern Orten Italiens gelehrt, und die Würde eines Erzbiſchofs zu Neapel abgelehnt hatte, ſtarb er auf der Reiſe zum Concilium nach Lyon, im Jahre 1274. Die Dominikaner brachten viele Wunder von ihm in Umlauf, und bewirkten

dadurch im Jahre 1323 seine Heiligsprechung, so wie er auch als einer der vornehmsten Kirchenlehrer betrachtet, und von den Scholastikern mit dem Nahmen des Doctor angelicus beehrt wurde. — Thomas besaß nicht viel weniger Fleiß und Umfang der Kenntnisse, und dabei weit mehr Scharfsinn und eigne Urtheilskraft, als sein Lehrer Albert, und die Vereinigung dieser Gaben erhob ihn zu dem souverainen Ansehen, das er so lange Zeit unter den Scholastikern behauptete; denn er war es in der Folge allein, dessen Sätze von der herrschenden Schule gelehrt und von den Gegnern bestritten wurden. Auch ihm war Petrus Lombardus in der Theologie und Aristoteles in der Philosophie der vornehmste Führer, und dem letztern folgte er fast mit unbeschränkter Hingebung. Nur in einzelnen Gegenständen, vorzüglich in der Lehre vom Daseyn und Wesen Gottes, wich er von ihm ab, und folgte mehr dem Augustinus, Dionysius Areopagita und Anselmus Cantuariensis. Des Griechischen war er zwar eben so wenig kundig, als Albert; doch hatte er in Italien Gelegenheit, die lateinischen Uebersetzungen älterer griechischer Ausleger des Aristoteles, vorzüglich des Themistius, kennen zu lernen; außerdem waren die Quellen seiner Kenntniss im Ganzen eben die bei Albert genannter. Da er aber mehr mit eignem Denken das Ganze durchdrang, so wird seine Philosophie und Theologie durch einen Geist der Einheit ausgezeichnet, der fast allen seinen Vorgängern fehlte, und der es ihm allein möglich machte, ein völlig durchdachtes, zusammenhangendes, gleichförmiges und allgemein umfassendes System der Philosophie und Theologie aufzustellen. Außer seinen Commentarien über den Aristoteles und über die Sentenzen des Petrus Lombardus, ist sein Hauptwerk die Sum-

ma Theologiae, ein Lehrgebäude der ganzen scholastischen Theologie, in drei Theilen, welches ein so klassisches Ansehen erhielt, daß es nicht nur bis auf die Reformation, sondern in katholischen Ländern noch bis auf die neusten Zeiten, bei dem theologischen Unterricht, wenigstens dem Plane nach, zum Grunde gelegt wurde. Außerdem sind zu bemerken: die Summa contra gentiles, eine Vertheidigung der christlichen Religion; und die Quodlibeta, einzelne Abhandlungen über philosophisch-theologische Gegenstände, welche ziemlich die besten seiner Gedanken und Untersuchungen enthalten. Der ihm beigelegte, und seines Nahmens wegen sehr hochgeschätzte Commentar übr das Werk des Boethius de consolatione philosophiae, ist untergeschoben. — Sein vornehmstes Verdienst ist, daß er seine Dialektik mehr, als es vor ihm geschehen war, auf wahre Deutlichkeit der Begriffe berechnete, und daß er die Moral systematischer bearbeitete und ihr einen weiten Umfang einräumte, als seine Vorgänger. Dagegen wurde aber auch das ärgerliche scholastische Disputirwesen durch ihn auf den höchsten Gipfel getrieben, und indem er seine Theologie, bei ihrer engen Verbindung mit der Phiosophie, mehr auf metaphysische Spekulationen als auf die Lehren der Bibel gründete, wurde der überhand nehmenden Vernachlässigung des Bibelstudiums ein immer breiterer Weg gebahnt. Wissenschaftliche Ordnung des Vortrags ist den Werken des Thomas nicht abzusprechen; auch ist sein Styl nicht ganz so schlecht, wie bei andern Scholastikern, welches wahrscheinlich seinem fleißigern Lesen der alten lateinischen Kirchenväter zuzuschreiben ist; doch war er übrigens, nach der Sitte seiner Zeitgenossen, in der Geschichte und klassischen Literatur fremd. Seine strengeren Anhänger nannten sich nach ihm Thomisten.

Neben Thomas von Aquino erhob sich ein anderer Italiener, Bonaventura, ebenfalls aus einer angesehenen Familie (eigentlich Fidanza genannt), zu Bognarea in Toscana 1221 geboren. Er trat in den Franciskaner-Orden und studirte gleichzeitig mit Thomas zu Paris, worauf er selbst als Lehrer auftrat, und sich durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ein solches Ansehen erwarb, daß er schon in seinem 34sten Jahre General seines Ordens, und nachher auch Kardinal wurde. Während des Conciliums zu Lyon, dem er auf Verlangen Papst Gregors X. beiwohnte, starb er, und wurde mit einer noch nie gesehnen Feierlichkeit begraben, indem der Papst, der König von Aragonien, und viele andere Fürsten, nebst den anwesenden Patriarchen, Kardinälen, und unzähligen Geistlichen geringeren Standes, dem Leichenbegängnisse beiwohnten. Seine Ordensbrüder, die Franciskaner, stellten ihn dem Thomas entgegen, um zur Ehre ihres Ordens mit den Dominicanern zu wetteifern; auch brachten sie es in der Folge dahin, daß er heilig gesprochen wurde. Unter den Scholastikern führt er den Nahmen Doctor seraphicus. Seine Schriften sind ebenfalls zahlreich und meistens theologisch; die größte darunter ist sein Commentar über die Sentenzen. In der Philosophie folgte er gleichfalls dem Aristoteles; seine Philosophie hat aber das Eigenthümliche, daß sie weniger spitzfindig ist, und dagegen mehr das Gefühl anspricht, wie er denn überhaupt die mystische Theologie gewissermaßen wieder mit der scholastischen zu vereinigen suchte. — Die unter seinen Schriften befindliche Abhandlung von der Beziehung der Künste *) auf die Theo-

*) Was man unter den Künsten (artibus) verstand, davon wird weiter unten, bei der Betrachtung der Universitäten, die Rede sein.

logie (de reductione artium ad theologiam) ist deshalb merkwürdig, weil sie gleichsam eine Encyklopädie der Wissenschaften, wie sie zu seiner Zeit getrieben wurden, darstellt.

Wie schon Bonaventura einigermaßen dem Thomas entgegen gewirkt hatte, doch ohne dies wirklich auszusprechen, so geschah es noch stärker und entschiedener durch einen anderen Franciskaner, Johannes Duns, nach seinem Vaterlande gewöhnlich Scotus, und unter den Scholastikern Doctor subtilissimus genannt (geb. 1275, gestorb. 1308.). Als Lehrer zu Oxford, Paris und Cöln hatte er sich, durch seinen ungemeinen Scharfsinn, einen großen Nahmen gemacht. Seine Absicht scheint vorzüglich dahin gegangen zu sein, die Einseitigkeit, welche durch die unbedingte Hingebung an das System des Thomas eintrat, aufzuheben, und eignes Denken zu befördern; aber die Mittel, welcher er sich hierzu bediente, waren nicht die passenden, denn er stellte meistens nur Sätze und Gegensätze einander eine Zeitlang gegenüber, und disputirte so hin und wider, ohne zu entscheiden und seine eigne Meinung deutlich auszusprechen; und so hat er denn bei den Neuern den übeln Ruf eines bloßen Wortkrämers nicht ganz ohne seine Schuld davon getragen. Seine Schriften sind zahlreich, und sein Commentar über die Sentenzen, nebst seinen Quodlibetis (vermischten Abhandlungen) darunter am wichtigsten. Die scholastischen Subtilitäten und weitläuftigen Untersuchungen über unbedeutende Dinge hat er aufs Höchste getrieben, und dabei dem Skepticismus Thür und Thor geöffnet; sein Styl ist äußerst dunkel und barbarisch, besonders aber kann mit der Barbarei und Unverständlichkeit seiner überhäuften Terminologien nichts verglichen werden. Gleichwohl schien ein solcher Mann jenem

Zeitalter, dessen Geschmack nun schon durchaus verdorben war, recht angemessen zu sein; denn er wurde nicht nur von seinen Ordensbrüdern, den Franciskanern, — was sich schon aus Ordensstolz vermuthen ließ, — ungemein erhoben, sondern fand auch sonst Schüler genug, um eine eigne Schule der Scotisten zu bilden, die sich lange Zeit, im Gegensatz gegen die Thomisten, erhielt.

Außerdem ist vornehmlich noch Wilhelm Durandus, Bischof zu Meaux, (gest. 1333) als der letzte bedeutende Mann aus dieser zweiten Periode des Scholasticismus zu bemerken, der, zwar selbst aus dem Dominikaner-Orden, doch wagte, in manchen wichtigen Punkten von der Lehre des Thomas abzuweichen, sich aber dadurch auch viele Feindschaft zuzog; übrigens durch seine bewunderten Auflösungen der schwierigsten Streitfragen, den Nahmen des Doctor resolutissimus erwarb. — Er ist mit dem älteren Durandus, einem berühmten Canonisten, dessen Werk de divinis officiis auch in der Geschichte der Buchdruckerkunst Epoche macht, nicht zu verwechseln. —

An die Spitze des dritten und letzten Zeitraums der scholastischen Philosophie setzen wir nun den Engländer Wilhelm Occam. Er war ein Franciskaner und Schüler des Scotus, verließ aber die Bahn dieses seines Lehrers und der Anhänger des herrschenden Systems überhaupt, indem er den Realismus, welchem diese durchgängig anhingen, widerlegte, und den fast ganz verschollenen Nominalismus wieder in Schwang brachte. Da dieser durch ihn viele und sehr berühmte Anhänger bekam, so nannte ihn seine Schule venerabilis Inceptor; auch erhielt er die Ehrennahmen Doctor singularis und Doctor invincibilis. Er lehrte anfänglich zu Paris, und wurde

hierauf Provincial seines Ordens in England; da er aber, gegen die Dominikaner, den Satz vertheidigte, daß Christus und die Apostel keine zeitlichen Güter besessen hätten, empfand dies der Papst Johann XXII. so übel, daß er ihn in den Bann that. Er begab sich hierauf wieder nach Frankreich, wo er bei dem Könige, dessen Gerechtsame er gegen den päpstlichen Hof vertheidigte, Schutz fand, und bis 1328 lebte, worauf er nach Teutschland, zu Kaiser Ludwig IV. (von Baiern) ging, den er ebenfalls, so wie die Rechte der Fürsten gegen den Papst überhaupt, in seinen Schriften vertheidigte. Er starb endlich auch in Teutschland im Jahre 1347. Unter seinen Schriften sind die vornehmsten: Quaestiones super IV. libros sententiarum; — Centiloquium theologicum; ein kurzer Abriss der spekulativen Theologie; — Dialogus inter magistrum et discipulum; — Summa totius Logicae; — seine merkwürdigen Streitschriften gegen den römischen Hof (in Goldasti Monarchia S. R. I. Tom. II.), welche nicht allein für die Geschichte seiner Zeit wichtig sind, sondern auch in die Philosophie und Theologie einschlagen, weil er dabei theils die Politik des Aristoteles berücksichtigt, theils die theologischen Lehren vom Ansehen der Bibel, der Concilien u. s. w. erörtert. — In der Philosophie bestand, wie schon gesagt, sein wichtigster Einfluss in der neuen Einführung des Nominalismus, die mit so heftigen Disputationen verbunden war, daß es darüber nicht selten zwischen seinen Anhängern und den Scotisten zu blutigem Handgemenge kam. Der Satz des Realismus, den Occam bekämpfte, ist: Die Universalien (allgemeinen Begriffe) haben nicht nur wirkliche, sondern ausschließliche Realität; die individuellen Dinge haben keine wesentliche Realität, sondern unterscheiden sich nur durch die Accidentien (äußern

Eigenschaften). Der von Occam dagegen aufgestellte Satz des Nominalismus ist: Nur die individuellen Dinge haben wahre Realität; die Universalien sind bloße Verstandesbegriffe, die nur durch die Sprache als wirklich vorhandene Gegenstände bezeichnet werden, und dadurch den Schein von Realität gewinnen, aber nirgends in concreto vorhanden sind. Die Gründe, wodurch Occam diesen Satz gegen die Scotisten und andere Anhänger des Realismus vertheidigte, auszuführen, würde hier zu weitläuftig und überflüssig sein; es ist genug, zu wissen, daß er dies mit so siegreichem Erfolge that, daß von seiner Zeit an die angesehensten Scholastiker Nominalisten waren, und es besonders in Teutschland beinahe für eine Schande galt, sich noch zu dem Realismus zu bekennen. Uebrigens suchte es Occam an Subtilitäts-Krämerei dem Scotus nicht nur gleich zu thun, sondern ihn, wo möglich, noch zu überbieten. Selbst seine geistlich-staatsrechtlichen Schriften sind mit dergleichen scholastischen Spitzfindigkeiten angefüllt. —

In dieser, mit Occam begonnenen, dritten Periode des Scholasticismus sind übrigens Männer von ausgezeichnetem literarischen Rufe eben so selten, als im Ganzen die Anzahl der Lehrer und Schriftsteller in diesem Fache sich mehrte, da die scholastischen philosophisch-theologischen Spekulationen fast die einzige Beschäftigung der damaligen Gelehrten ausmachten. Es wurden aber meistens nur die alten Streitfragen wieder vorgenommen, und aus den Schriften der früheren Lehrer entweder Auszüge gemacht, oder Commentarien darüber geschrieben, die im Ganzen weder die Wissenschaft weiter brachten, noch sonst eine merkwürdige Veränderung in derselben bewirkten. Selbst das geschah selten, daß einzelne Lehren eine neue, ausgezeichnete Bearbeitung erfuhren, wie z. B. die Lehre von der

Freiheit durch Buridanus. Deshalb können wir uns auch der genaueren Bekanntschaft mit den einzelnen Scholastikern dieses Zeitraumes hier ganz überheben. — Für Teutschland sind Marsilius Ingenuus, Johann Buridanus, Heinrich von Hessen, Gabriel Biel, und einige andere, noch von historischer Wichtigkeit; wir werden daher auf diese weiter unten an einem schicklichen Orte zu sprechen kommen. — Johann Wessel, der von Vielen auch zu den Scholastikern gerechnet wird, gehört nicht in ihre Reihe, denn ob er gleich, wider seinen eigentlichen Willen, dem Scholasticismus noch für einige Zeit neue Nahrung gab, so erscheint er doch mehr als freiständiger Denker, und ist als einer der ersten Reformatoren der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt zu betrachten. —

Wenn wir nun den Scholasticismus im allgemeinen übersehen, so lässt sich zwar manches Gute in ihm nicht verkennen, wie denn besonders durch denselben der Scharfsinn geübt, der Geist in Thätigkeit erhalten und ein Streben nach Tiefe der Kenntniss und Klarheit der Begriffe auf die Bahn gebracht wurde. Aber in der wirklichen Anwendung gingen diese formellen Vortheile des Scholasticismus größtentheils wieder verloren, oder wurden doch nur bei wenigen Einzelnen erreicht, während man im Ganzen den Scholasticismus für die Wissenschaften überhaupt, und für die Theologie und Philosophie insbesondere, unbedingt für schädlich halten muss. Den Wissenschaften überhaupt schadete er durch die Verdrängung aller wahrhaft klassischen und humanistischen Gelehrsamkeit; durch die Erhebung der wissenschaftlichen Form über die wahre Sachkenntniss, und der Spekulation über die Erfahrung und das historische Wissen; durch den Kleinlichkeitsgeist, mit welchem man

oft die unnützesten und geringfügigsten Dinge mit der feierlichsten Wichtigkeit behandelte; durch die fehlerhafte Methode des Unterrichts, indem man allen formellen Unterricht bloß auf Disputiren berechnete; durch die Verwirrung der Begriffe, in Folge dieses übertriebenen Disputirens, bei welchem am Ende niemand selbst recht wusste, was man für wahr oder falsch halten sollte; durch den schlechten, rohen und groben Ton, welcher durch eben denselben Missbrauch des Disputirens unter den Gelehrten eingeführt, und den Sektengeist, der zugleich in den Wissenschaften herrschend wurde; durch die persönlichen Feindschaften, welche in Folge dieser Meinungsverschiedenheit sich bildeten, auf ganze gelehrte Anstalten übergetragen wurden und da die größten Zerrüttungen verursachten; und endlich durch den schlechten, ungebildeten Styl, welchen fast alle Scholastiker schrieben, und durch dessen unausbleibliche Nachahmung, bei dem großen Ruhme jener Männer, die Herrschaft der Barbarei und des Ungeschmacks in der Literatur vollendet wurde. Der Philosophie insbesondere schadete die Gefangennehmung des freien Denkens unter die herrschenden Autoritäten der sogenannten großen Doctoren; die falsche Meinung von dem Werthe der Philosophie (in der man ein bloßes Werkzeug sah) und der damit zusammenhangende Mangel an wahrer Ueberzeugung und an aufrichtiger Achtung der Wahrheit; und die Verschmelzung der Philosophie mit der Theologie, welche die Grenzen und Prinzipien beider Wissenschaften verrückte und unter einander verwirrte. Der Theologie endlich schadete, außer dem eben gedachten Umstande, die Verdrängung der Bibel, des einzigen wahren und sicheren Grundes christlicher Glaubenslehre, und der übertriebene Werth, den man dagegen den Ansichten und Meinungen der Doctoren beimaß; die Ein-

führung metaphysischer Spitzfindigkeiten in die an sich einfachen und klaren Religionswahrheiten; die Sucht, alles, auch das Unbegreiflichste, zu erklären, und zwar nicht etwa nach klaren Aussprüchen einer unbefangenen Vernunft, sondern nach bloßen vorgefaßten Meinungen und willkürlich angenommenen, aber unbeweglich feststehenden Voraussetzungen; überhaupt das einseitige Vorherrschen bloßer trockner und kalter Verstandes-Operationen auf Kosten wahrer Empfindung und Ueberzeugung, und daher der Mangel an Wirkung dieser Philosophie und Theologie auf Veredlung der Sitten und Besserung des Herzens.

So ist es auch in der Geschichte des Scholasticismus nicht zu übersehen, und spricht für ihn nicht günstig, daß er, ohne merkliche Veränderung seiner Form, zu den verschiedensten Zwecken diente; denn so wie sich unter den Scholastikern Männer fanden, welche der überhand nehmenden Uebermacht des Papstthums widersprachen, wie wir besonders Occam kennen gelernt haben, so wurde nachher der Scholasticismus, ohne wesentliche Veränderungen, die stärkste Stütze des Papstthums, so daß die Reformation mit der Bekämpfung desselben begann; und so wie die Scholastiker ihren Ruhm darein setzten, alle Begriffe, nach ihrer Art, deutlich zu machen, so waren sie auch im Stande, durch ihre Demonstrationen und vermeintlichen Vernunftgründe den crassesten Aberglauben wahrscheinlich zu machen, und dadurch die hereingebrochene Finsterniß noch zu unterstützen; ein Beweis für die schon aufgestellte Behauptung, daß der Charakter des Scholasticismus mehr in der Form als im Innhalte bestand, so daß sich mithin die verschiedenartigsten Wesen in dieser Form verbergen ließen, je nachdem man dieselbe den verschiedenen Absichten gemäß benutzte.

Man muss sich wundern, daß so nachdenkende Männer, als wir ohne Widerrede unter den Scholastikern finden, jene Mängel ihres Lehrgebäudes nicht früher einsahen, und, da man wenigstens nicht bei Allen Mangel an gutem Willen annehmen darf, zu Gunsten der gesunden Vernunft und wahren Religion, jene Spitzfindigkeiten aufgaben, sich mit einer auf das Leben anwendbaren philosophischen Erkenntniss begnügten, und zu weiterem Studium auf die unerschöpfliche Quelle der Erfahrung verließen. Aber sie waren fast alle schon so tief in dem Gewebe jener Subtilitäten befangen, daß selbst die Versuche, sie daraus zu befreien, sie nur immer tiefer, und auf eine uns fast unbegreifliche Weise, darinn verwirrten. Hierzu kam nun noch der Stand und die Lebensart der Männer, welche sich mit diesen Studien beschäftigten. Sie alle waren Geistliche, und zwar größtentheils Mönche, die also, durch ihr einsames Klosterleben, der Spekulation vorzüglich hingegeben, und von allen Gelegenheiten, sich mit dem praktischen Leben bekannt zu machen und Erfahrungen zu sammeln, ganz abgeschnitten waren, für die auch das Bestreben, der menschlichen Gesellschaft zu nützen, gar keinen besondern Reiz haben konnte, da sie sich der menschlichen Gesellschaft gänzlich entzogen. Man könnte dagegen zwar einwenden, daß ja die Geistlichen mit dem praktischen Leben eng genug verbunden waren, indem sie selbst ansehnliche Güter besaßen, fast an allen weltlichen Geschäften Theil nahmen, und einen großen Theil derselben lenkten; allein diejenigen, welche sich mit solchen Welthändeln beschäftigten, die ihnen Macht und Reichthümer zuführten, fanden auch darinn einen weit höheren Reiz, als in den stillen unscheinbaren und trocknen Beschäftigungen im Gebiete der Wissenschaft; sie entzogen sich also diesen, oder nahmen doch daran nur

nothdürftig Theil, so weit es etwa nicht ganz zu unterlassen war. Nur äußerst wenige Beispiele sind vorhanden von Männern, die auf beiden Schauplätzen glänzten, wie Gerbert, Wibald u. a. m. und auch bei diesen finden wir, daß jene verschiedenen Beschäftigungen bei ihnen entweder in verschiedene Lebensperioden fallen, oder daß sie in der That, als Weltmänner, zwar den Wissenschaften treu blieben, aber sich nicht auf dem Felde der spekulativen Philosophie, sondern der Geschichte und der praktischen Lebens- und Staatsklugheit beschäftigten, ohne jedoch dadurch auf das herrschende System zu wirken. Dagegen wissen wir, daß Männer, die sich eine Reihe von Jahren mit ihren abstrakten Studien beschäftigt hatten, so darein vertieft waren, daß sie den höheren Würden, die man ihnen darbot, entweder, wie Thomas von Aquino, ganz entsagten, oder sich ihnen doch, wie Albertus Magnus, bald wieder entzogen.

Indessen ging doch eben aus dem Klosterleben ein System hervor, das sich zwar nicht sehr laut machte, aber doch dem Scholasticismus einigermaßen im Stillen entgegen wirkte; und dieses können wir im allgemeinen am besten mit dem Nahmen des Mysticismus bezeichnen. Es gebührt zwar den Mystikern ihre Stelle mehr unter den Theologen als unter den Philosophen, da sich die meisten unter ihnen, besonders die späteren, vorzüglich zu rein geistlichen Dingen hinwandten, und von weltlichen Kenntnissen wenig Gebrauch machten; aber als Gegensatz gegen die Scholastiker, muss ihrer um so mehr gedacht werden, da doch zugleich auch ihre Ansichten die tiefsten und innersten Gründe des Wissens, Glaubens und Lebens überhaupt ergriffen. Wollen wir das, was die Mystiker gemeinschaftlich auszeichnet, und also den Charakter des Mysticismus

ausmacht, kurz zusammen fassen, so besteht es in Folgendem. Die Mystiker suchten die höchste Vollkommenheit des Menschen in einer gänzlichen Hingebung an Gott; sie entsagten daher den stolzen Ideen von den allgewaltigen Kräften des menschlichen Verstandes, und suchten desto mehr ihr Gefühl zum Göttlichen und Uebersinnlichen hinzuwenden; sie wollten keineswegs, wie man sie beschuldigt hat, das vernünftige Nachdenken ganz unterdrücken, sondern sie wollten es nur, von unfruchtbaren und entbehrlichen Streitfragen, auf solche Gegenstände hinlenken, welche zur Bekämpfung der Sinnlichkeit, zur Erweckung wahrer, gottgefälliger Tugenden und zur Besserung des Lebens dienten, welche sie für die einzige wahre Weisheit erklärten; auch der Gelehrsamkeit waren die wahren Mystiker nicht feind; wir finden unter ihnen Männer von großen und einflussreichen Kenntnissen; aber sie waren der Meinung, daß alle Kenntniss nur dann Werth habe, wenn der Mensch sie zur wahren Veredlung seiner selbst und seiner Nebenmenschen gebrauche, und daß Tugend und Gottseligkeit alle Kenntniss an Werth unendlich übertreffe, oder, mit den Worten des Apostels zu reden, Christum lieb haben, besser sei als alles Wissen. Als eigentliche Quelle wirklicher Religionskenntniss galt ihnen allein die Bibel, und von den Kirchenvätern ehrten sie am meisten die ältesten, die am reinsten aus der Bibel geschöpft hatten. Freilich ist diese Mystik manchmal übertrieben worden, und der Mysticismus selbst dadurch in üble Nachrede gekommen; es gab Mystiker, welche glaubten, alle gelehrte Kenntniss ganz entbehren zu können, ja welche sie wohl gar für sündlich hielten; welche nicht der Vernunft, sondern bloß ihrer, oft ungeregelten nnd schwärmerischen Einbildungskraft folgten, eine dunkle, geheimnissvolle Sprache annahmen, sich in eine schwärmerische, un-

thätige Andacht verloren, sich eine sinnliche Vereinigung des Menschen mit Gott schon in dieser Welt einbildeten, eine dem Menschen gar nicht mögliche Selbstverleugnung und Vernichtung aller Seelenkräfte verlangten u. dgl. m.; aber mit solchen Uebertreibungen waren die ächten Mystiker selbst sehr unzufrieden, und überdies muss man wissen, daß jene Verirrungen der Mystiker oft von ihren Gegnern sehr übertrieben und in einem falschen Lichte dargestellt worden sind. Die wahren Mystiker waren zwar an Zahl zu gering, lebten zu sehr von der Welt zurückgezogen und in sich beschränkt, als daß sie den Scholastikern völlig das Gleichgewicht hätten halten können; aber sie suchten auch ihren vorzüglichsten Wirkungskreis eben nicht unter den Gelehrten, die sich in ihrem Gewebe von Spitzfindigkeiten gleichsam gegen sie verschanzt hatten, sondern sie wandten sich vielmehr an die Ungelehrten, deren Geist, noch nicht von Vorurtheilen eingenommen und von geistlichem Stolz verblendet, einer einfachen, frommen Belehrung noch zugänglich war. So wurden sie wahrhaft gemeinnützig und sorgten für die Belehrung des Volks, wenn auch nur in einem beschränkten Kreise; und alles was von schlichter, praktischer Vernunft, so wie von Bibelkenntniss, wahrer Religiosität und thätigem Christenthum bis auf die Reformation übrig blieb, ist ihnen vornehmlich zu verdanken.

Man kann die Schule der Mystiker bis auf Bernhard von Clairvaux zurückführen. Dieser berühmte Mann, den man wegen seiner tiefen Kenntniss der Bibel und der alten Kirchenlehrer, den letzten unter den Kirchenvätern nannte, war aus einer adligen Familie zu Fontaine bei Dijon im Jahre 1091 geboren, studirte zu Chatillon an der Seine, und trat 1113 in den Cistercienser-Orden, worauf er 1115 Abt des Klosters Clairvaux wurde. Hier suchte

er seine Untergebenen durch Lehre und Beispiel zu geistlichen Tugenden und Wissenschaften zu gewöhnen. Der zu seiner Zeit vorzüglich in Aufnahme kommenden scholastischen Philosophie suchte er sich aus allen Kräften zu widersetzen; aber er ging in seinem Eifer für glaubige Hingebung zu weit, indem er alles Nachdenken des Verstandes über religiöse Gegenstände verabscheute, und sich dadurch hinreißen ließ, Männern, welche sich auf freie Untersuchungen und Abweichungen von der kirchlichen Meinung einließen, wie Abälard und Arnold von Brescia, schwere Verfolgungen zu bereiten. Er selbst aber machte sich, vornehmlich durch seine großen Rednergaben, so berühmt, daß man ihn bei wichtigen Staats- und Kirchen-Angelegenheiten zu Rathe zog, und daß er auf den Kirchenversammlungen jener Zeit als eine Hauptperson erscheint. Bekannt ist, daß er einen Kreuzzug vorzüglich betrieb, und durch seine unermüdlichen Ermahnungen wirklich zu Stande brachte, der jedoch einen unglücklichen Ausgang nahm, wodurch nicht nur Bernhard selbst innig betrübt, sondern auch die Achtung gegen ihn sehr vermindert wurde. Er starb im Jahre 1153, und wurde schon 21 Jahre nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt. — Wegen seiner geistreichen und angenehmen Schreibart nannte man ihn Doctor mellifluus. Seine Schriften, unter denen, außer den Briefen und Predigten, vorzüglich fünf Bücher von der Selbstbetrachtung (de consideratione sui) merkwürdig sind und für sein Hauptwerk gehalten werden, sind (mit Ausnahme derer, worinn er die scholastische Philosophie, nahmentlich den Abälard bekämpft, und in denen er nicht gerade seine starke Seite zeigt) größtentheils moralischen und ascetischen Innhalts; sie wurden von allen nachfolgenden Mystikern, sowohl ihres anziehenden Vortrags,

als der darinn gebrauchten biblischen Ausdrücke und der in ihnen herrschenden Gesinnung wegen, außerordentlich geschätzt, und gewannen hierdurch eine große, tief verbreitete Wirkung.

Unter den Teutschen sind, im Zeitalter Bernhards und zunächst nach demselben, wenn auch nicht als entschiedene Mystiker, doch wenigstens als Vorläufer und nahe Geistesverwandte derselben, vorzüglich folgende drei Männer zu erwähnen.

Honorius, wahrscheinlich ein Mönch und Vorsteher der Schule zu Augt bei Basel (nicht, wie man ehedem irrig glaubte, zu Autun in Bourgogne), daher Augustodunensis genannt, lebte um das Jahr 1125, und ist übrigens in Ansehung seiner Lebensumstände ziemlich unbekannt. Er hat eine beträchtliche Anzahl theologischer und philosophischer Bücher geschrieben, in denen er eine große Gelehrsamkeit in allen damals gangbaren Theilen des menschlichen Wissens, und eine ausgebreitete Belesenheit an den Tag legt; doch ist er nicht bloß Compilator, sondern zeigt sich selbst denkend, und zwar mit Gründlichkeit, Deutlichkeit und Ordnung; auch sein Ausdruck ist fließend und fasslich. Von den Scholastikern unterschied er sich vornehmlich durch seine Vorliebe für das Bibelstudium, wie denn unter seinen zahlreichen Werken die exegetischen (vornehmlich über die Psalmen und die salomonischen Schriften) keinen geringen Rang einnehmen. Auch seine Philosophie ist darinn ganz mystisch, daß sie mehr nach Erweckung des Herzens, als nach bloßer Beschäftigung des Verstandes strebt, und die Wissenschaften nur als Weg zu höherer Vervollkommnung betrachtet. Er bedient sich dabei, selbst in rein belehrenden Schriften, häufig der mystischen Allegorien. Eine

der merkwürdigsten unter seinen Schriften ist die von der Verweisung und dem Vaterlande der Seele (de animae exilio et patria). Nach der Allegorie, deren er sich darinn bedient, ist die Seele des Menschen aus ihrem Vaterlande, dem Lande der Weisheit, in das Land der Unwissenheit verwiesen, und muss auf einer Reise durch zehn Städte, unter welchen eben so viele freie Künste gemeint sind, nach jenem zurückkehren. Dieses Buch ist als eine Art von Encyklopädie zu betrachten, indem es uns mit dem Umfange der Kenntnisse in jenem Zeitalter, den Quellen, woraus sie geschöpft, und der Absicht, in welcher sie erlernt wurden, ziemlich genau bekannt macht. Es führt daher auch den Titel de artibus. — Eben so versteht er in dem Gespräche, betitelt die Himmelsleiter (Scala coeli), unter der Leiter, welche zur himmlischen Seligkeit führt, die Liebe, ihre Stufen aber sind Wissenschaft und Weisheit. — Andere merkwürdige Schriften des Honorius sind: de philosophia mundi libri IV.; Cognitio vitae de Deo et vita aeterna; Imago mundi (eine kurze, sehr oft durch Abschriften vervielfältigte, auch im Druck erschienene, Weltbeschreibung); u. a. m. —

Hugo von S. Victor war in Niedersachsen, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg, im Jahre 1097 geboren. Sein Vater war Graf Conrad I. und seines Vaters Bruder der Bischof Reinhard zu Halberstadt. Auf des Letztern Veranstaltung wurde er seit 1112 in dem Kloster Hadmersleben, welches derselbe gestiftet hatte, erzogen, und zeichnete sich schon früh durch Liebe zu den Wissenschaften aus. Nach drei Jahren verließ er das Kloster Hadmersleben, und begab sich (1115) in das Kloster der regulirten Chorherren Augustiner-Ordens zu S. Victor zu Paris, in welchem seines Großvaters Bru-

der, Hugo der Aeltere, lebte, unter welchem der Bischof Reinhard gleichfalls daselbst studirt hatte. Hier brachte er es bald so weit, daß er an der Schule dieses Klosters lehren konnte, welche ihm in der Folge einen großen Theil ihres Ruhmes verdankte. Er nahm nie eine höhere geistliche Würde an, und starb im Jahre 1140. — Seine Schriften sind sehr zahlreich, doch sind ihm späterhin manche, die andern Verfassern zukommen, fälschlich beigelegt worden. In seiner Philosophie und Theologie war er, wie Bernhard von Clairvaux, ein Gegner der damals in Aufnahme kommenden Scholastik, und suchte dagegen die biblische Theologie aufrecht zu erhalten. Zu diesem Ende schrieb er mehrere exegetische Schriften, worinn er jedoch, zu Folge der mystischen Tendenz, die auch in seinen philosophischen Ansichten vorherrscht, die, nachher durch Nicolaus von Lyra noch weiter ausgebildete und durchgeführte Ansicht, daß in den biblischen Büchern, neben dem wörtlichen und historischen Sinne, noch ein besonderer mystischer oder allegorischer obwalte, (den man oft mit dem moralischen verwechselte), auf die Bahn bringen half. Uebrigens war in der Theologie, so wie in der Philosophie, Augustinus sein vornehmster und beinahe einziger Führer, dessen Lehren er sich so zu eigen gemacht hatte, daß man ihn selbst den andern Augustinus nannte; dem er sich aber auch gänzlich, beinahe mit Verzichtleistung auf alles eigne Urtheil, hingab. Die meisten seiner Schriften gehören übrigens in das Gebiet der ascetischen Theologie. — Sein Didascalon (auch didascalicon libri VII.) ist merkwürdig als eine Encyclopädie der damals gangbaren Wissenschaften, aus welchem wir zugleich den Umfang seiner eignen Kenntnisse erkennen. Auch die kleine Abhandlung über die rechte Art des Lernens und Nach-

denkens (de modo discendi et meditandi) ist, als eine kurze und einfache Methodologie, obgleich ihre Anwendung zunächst nur auf geistliche, besonders ascetische Gegenstände gemacht wird, zu erwähnen. *)

Alanus, zum Unterschiede von andern Personen dieses Namens, Alanus ab Insulis, Alanus Magnus oder Altissiodorensis genannt, war um das Jahr 1114 zu Ryssel (Lille, Insulae) in den Niederlanden geboren. Er trat 1128 zu Clairvaux in den Cistercienser-Orden, wo er noch den Unterricht des heiligen Bernhard genoss; späterhin kam er nach Paris, wo er die Doctorwürde erhielt, und auch zum Rector der Universität erwählt wurde. Seine Gelehrsamkeit war so ausgebreitet und vielseitig, daß er für ein Wunder seiner Zeiten galt, und deshalb den Beinahmen Doctor universalis erhielt. Seine Zeitgenossen verehrten ihn so, daß man zu sagen pflegte: Sufficiat vobis vidisse Alanum! — Im Jahr 1140 wurde er Abt zu la Rivour, Cistercienser-Ordens, und 1151 Bischof zu Auxerre (Altissiodora), legte aber 1167 diese Würde freiwillig nieder, und ging in das Kloster nach Clairvaux zurück, wohnte von dort aus noch 1189 der dritten lateranischen Kirchenversammlung bei, und starb 1202 oder 1203 zu Clairvaux in einem hohen Alter. Daß er aber sein Alter noch höher, selbst über 100 Jahre gebracht, und noch 1215 einer lateranischen Kirchenversammlung beigewohnt haben soll, ist ungegründet. Eben so ist das Dasein eines jüngern Alanus, welches man aus einer Grabschrift vom Jahre 1294 (deren Aechtheit aber verdächtig gemacht wird) hat schließen wollen, und mit wel-

*) Die letzte Abhandlung steht in Martene et Durandi Thesaurus anecdotorum Tom. V. pag. 883. sq.

chem man sogar den wahren Alanus verwechselt hat, ganz zu bezweifeln. — Seine Schriften sind sehr zahlreich, theils in Prosa, theils in Versen, alle zwar in einem höchst barbarischen Style, doch mit Gelehrsamkeit und Besonnenheit geschrieben, und größtentheils theologischen und moralischen Innhalts. In seiner Philosophie ist er keineswegs als ein Scholastiker zu betrachten, ob er gleich, wie sie, Theologie und Philosophie mit einander verschmolz; er gehört vielmehr unter die spekulativen Mystiker, die alle Philosophie nur auf Theologie, diese aber nur auf ascetische Religionsübung und beschauliches Leben berechneten, jedoch ihre Speculationen mit einer ausgebreiteten historischen Gelehrsamkeit zu verbinden suchten, und die Nothwendigkeit eines gründlichen wissenschaftlichen Forschens zur höheren Geistesbildung voraussetzten, wobei er doch in eigentlich wissenschaftlichen Schriften mehr als Sammler erscheint, als daß er ein wirkliches philosophisches System aufgestellt hätte. Die wichtigsten seiner Schriften sind: 1) De arte sive articulis catholicae fidei libri V. ein kurzer systematischer Abriß der natürlichen und kirchlichen Theologie, worinn er sich nur auf die Hauptlehren beschränkt, und für diese eine streng mathematische Demonstration versucht. Durch den in der Vorrede dieses Werkes ausgesprochenen Grundsatz, daß das Ansehen der Kirche zur Ueberzeugung der Irrglaubigen nicht hinreiche, und daß man sich daher menschlicher, wahrscheinlicher, aus der Philosophie hergenommener Gründe dazu bedienen müsse, und durch die mit diesem Grundsatz übereinstimmende Begründung seiner Theologie auf allgemeine philosophische Vordersätze, nähert er sich einigermaßen den Scholastikern. Dieses Werk steht in B. Pez Thesaur. nov. aneodot. T. I. P. II. — 2) Opus quadripartitum de fide ca-

tholica, contra Waldenses, Albigenses, Judaeos et Paganos seu Mohamedanos. Dieſes Werk wurde von ihm, nach der lateraniſchen Kirchenverſammlung, auf Befehl Papſt Alexanders III. geſchrieben. — 3) Anti-Claudianus, sive de officio viri in omnibus virtutibus perfecti libri IX. Eine Encyklopädie, nach dem damaligen Zuſtande der gangbaren Wiſſenſchaften, in Verſen; das bedeutendſte und gelungenſte unter den Werken des Alanus, auch unter allen am meiſten geleſen. Der Titel Anti-Claudianus, der ſich aus dem Innhalte ſchwer erklären läſſt, rührt nach Caſpar Barths Erklärung (ad Statii Thebaid. II. 714.) daher, daß Alanus in dem Gedichte die göttliche Vorſehung vertheidigt, welche Claudian, im Eingange der Bücher in Rufinum, in Zweifel zu ziehen ſcheint. Es findet ſich auch unter dem Titel Cyclopaedia Anticlaudiani. Ausgaben: Basil. 1536. 8. — Venet. 1582. 12. — Antverp. 1611. 8. — Paris. 1612. 8. — Antverp. 1621. 8. u. a. m. — 4) Doctrinale minus, auch Doctrinale altum, Liber parabolarum, oder Compilatio proverbiorum; eine Sammlung moraliſcher Vorſchriften, in ſechs Abſchnitten, ebenfalls in Verſen. Ausgaben: Daventr. 1492. 4. — Lips. 1499. fol. — Colon. 1500. 4. — Lugd. 1501. 4. — Colon. 1502. 8. — Ibid. 1507. 8. — Lips. 1516. 4. — Colon. 1520. 4. — c. not. Aud. Senftlebii. Vratislav. 1663. 8. — u. a. m. Auch in Leyseri hist. poët. med. aeri, pag. 1064 sq. Auch ins Franzöſiſche überſetzt. — 5) De planctu naturae; neun Abſchnitte in Verſen, und eben ſo viele, mit jenen abwechſelnd, in Proſa, nach dem Beiſpiele des Boethius; ein moraliſch-allegoriſches Werk, gegen das Laſter der Unzucht, beſonders die unnatürlichen Ausübungen derſelben. Ausg.:

Lips. per Arnoldum Coloniensem 1494. 4. u. a. m. Der berühmte Leo Allatius wollte, nach seiner eignen Aeußerung (Apes urbanae pag. 179.), einen Commentar über dieses Werk herausgeben, der aber nicht erschienen ist. — Andere Schriften des Alanus sind noch: Commentarius in cantica canticorum, ad laudem virginis Deiparae. Paris. 1541. 8. — Liber dictorum memorabilium s. sententiarum. Paris. 1507. 8. — Liber de naturis quorundam animalium; als das zweite Buch zu Hugonis de S. Victore bestiarium; in Hugonis Opp. T. II. Rothomag. 1648. fol. wobei man aber an keine eigentliche Naturgeschichte der Thiere denken darf; denn es sind, wie in andern ähnlichen Werken, größtentheils Fabeln und mystische Gleichnisse. — Rhytmi de incarnatione Christi; de caduca natura hominis; contra amorem Veneris. — Vita S. Bernardi; in dessen Werken. — Summa de arte praedicandi. — Predigten u. a. m. — Die meisten Werke des Alanus sind gesammelt in: Alani Magni de Insulis Opera moralia, paraenetica et polemica, quae reperiri potuerunt; op. et stud. Caroli de Visch. Antverp. 1654. fol. — Von dem Opus quadripartitum etc. sind hierinn nur die zwei ersten Bücher befindlich; die beiden letzten (contra Judaeos et Mahometanos) finden sich in Car. de Visch Bibliotheca Scriptorum ordinis Cisterciensis (Colon. 1656. 4.) pag. 411. sq. —

Man kann diese Männer, welche von mystischen Grundsätzen geleitet, sich doch einem spekulativen Studium und einer systematischen Bearbeitung der Wissenschaften widmeten, und das wissenschaftliche Leben nach ihren Principien zu gestalten suchten, mit dem Nahmen der gelehrten Mystiker bezeichnen, um sie dadurch von den

nachfolgenden populären Mystikern, welche sich, wenn auch der Gelehrsamkeit selbst nicht fremd, doch in Hinsicht ihrer Thätigkeit von der bestimmteren Richtung auf die gelehrte Welt abwandten, und mehr die Belehrung des Volks zu befördern suchten, zu unterscheiden.

An der Spitze dieser populären und wahrhaft gemeinnützigen Mystiker steht in Teutschland Johann Tauler. Dieser in mehr als einer Hinsicht merkwürdige und besonders um die teutsche Literatur verdiente Mann war gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich zu Straßburg, geboren. Schon in jungen Jahren trat er in den Dominikaner-Orden, und da den Dominikaner-Mönchen ihr Ordensstatut das Predigen vorzüglich zum Gesetz machte, so trat auch er, zuerst in Cöln, dann an verschiedenen andern Orten Teutschlands, vorzüglich zu Straßburg, als Prediger auf. Es ist ausgezeichnet, daß er, als Mitglied eines Ordens, in welchem die Scholastik vorzüglich gepflegt wurde, und welcher darinn seinen vorzüglichsten Stolz suchte, sich doch nicht in den Schlingen derselben fangen ließ, sondern sein Gemüth vielmehr der stillen, ruhigen Betrachtung der einfachen, ewigen Heilswahrheiten zuwandte, und diese in ihrer einzig lautern Quelle, der Bibel, unmittelbar aufsuchte. So wie er selbst die reichste und reinste Nahrung seines Geistes hier fand, so theilte er sie auch seinen Zuhörern mit, und zwar in seiner vaterländischen, lange aus den Kirchen verdrängten Sprache, frei von den Spitzfindigkeiten der Schulen, rein in der Absicht, das Gemüth zu Gott zu erheben, nach dem göttlichen Vorbilde zu veredeln, und zu einem wahrhaft gottseligen Wandel zu weihen. Daß er hierinn das Bedürfniss seiner Zeit richtig erkannte, bewies der zahlreiche Kreis von Zuhörern, den er jederzeit

um sich versammelte, die hohe Achtung, die er sich unter seinen Zeitgenossen erwarb, und der Nahme des hochgelehrten, in Gnaden erleuchteten Doctors, womit ihn diese beehrten. Daß er, bei seinen Abweichungen von dem gewohnten Herkommen, viele Feinde und Verfolgungen fand, ist leicht zu erwarten, aber er ertrug sie mit Standhaftigkeit und ächt christlicher Geduld, und starb zu Straßburg am 16. Junius 1361. — Unter seinen Schriften ist die Sammlung seiner Predigten die vornehmste; außerdem werden ihm noch andere, theils in teutscher, theils in lateinischer Sprache, z. B. die teutsche Theologie; von der Nachfolgung des armen Lebens Christi; von der Vollkommenheit aller Tugenden; u. a. m. zugeschrieben, von denen es aber zum Theil ungewiss ist, ob sie wirklich von ihm selbst, oder von Andern, die sich seinen Geist aneigneten, und so als seine Schüler zu betrachten sind, herrühren. — Tauler ist nicht nur als der eigentliche Schöpfer der teutschen geistlichen Beredsamkeit zu betrachten, sondern er hat auch die teutsche Sprache dadurch auf eine, vor ihm kaum geahnte Höhe gehoben, daß er sie mit eben so viel Kraft als Gewandheit zum Ausdruck übersinnlicher Vorstellungen benutzte, und dadurch eben so verdienstlich die Sprache selbst veredelte, als den so dargestellten Begriffen einen leichteren und sicherern Eingang in die Herzen seiner Zeitgenossen verschaffte. Bei aller seiner Herrschaft über die Sprache, verliert er sich doch nie in Worten, sondern ist kurz im Ausdruck, und reich an Gedanken. Immer behauptet er, seinem erhabenen Gegenstand angemessen, Ernst und Würde, ohne sich ins Gemeine, oder in die Spiele des Witzes zu verlieren, wodurch so viele seiner Nachfolger die Kraft ihrer Vorträge entweihten. Zugleich eiferte er mit Freimüthigkeit gegen die

Thorheiten und Laster seiner Zeit, ohne selbst des verdorbenen Zustandes der Kirche zu schonen. Da er sich so wenig um den in den Schulen vorherrschenden Lehrbegriff kümmerte, und nur seiner, auf die Bibel gegründeten, Ueberzeugung folgte, so ist es kein Wunder, daß er in der Folge von den eifrigen Systematikern in der katholischen Kirche verketzert wurde, wie ihn denn z. B. der bekannte Johann Eck für einen Schwärmer erklärt, welcher der Ketzerei verdächtig sei, und dessen Schriften immer hätten verborgen bleiben sollen. Dagegen fand er aber auch in der evangelischen Kirche, an Luther selbst, so wie an Spalatin, Melanchthon, Michael Neander, Arndt, Spener und andern eben so frommen als einsichtsvollen Männern, aufrichtige Verehrer. —

Da Taulers Nachfolger nur im Stillen wirkten, ihre Wirksamkeit mehr im Wort als in der Schrift suchten, dabei an Zahl gering waren, zum Theil sich in die Verirrungen des falschen Mysticismus verloren, zum Theil aber auch ihre vorhandenen Schriften absichtlich von den Scholastikern und andern Anhängern des herrschenden Systems unterdrückt wurden, so ist keine vollständige Nachricht von ihnen zu erlangen. — Von einem der ausgezeichnetsten Mystiker der folgenden Zeit, Thomas von Kempis, der zugleich bei der Wiederherstellung der Wissenschaften eine verdienstliche Rolle spielt, sprechen wir später. —

Nächst der Philosophie bildet den Hauptzweig der Literatur des Mittelalters, und in vielen Stücken den Gegensatz zu jener, die Geschichte. Freilich wusste man in diesem Fache wenig von einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung, und war nicht einmal darüber einig, ob man

die Geschichte wirklich in den Kreis der Wissenschaften aufnehmen sollte; daher auch, besonders seit der größeren Aufnahme und allgemeineren Verbreitung des Scholasticismus, von den Männern, die sich zu dem eigentlichen gelehrten Stande rechneten, gar wenige es der Mühe werth fanden, sich mit Geschichtschreibung zu befassen. Dennoch sind die Geschichtwerke aus jenen Jahrhunderten ungemein zahlreich; denn theils beschäftigten sich Männer, welche den Machthabern der Zeit nahe standen, oder selbst an den Weltbegebenheiten thätigen Antheil nahmen, in Stunden der Muße mit der Aufzeichnung der von ihnen erlebten und erfahrenen Ereignisse, theils machten sich Mönche und andere, fern von dem Schauplatze der großen Weltbegebenheiten, in stiller Zurückgezogenheit lebende Menschen ein Geschäft daraus, die Erscheinungen der Zeit, die sie, ohne darinn unmittelbar zu wirken, an sich vorüber gehen sahen, durch Schriften dem Gedächtniss der Nachwelt zu bewahren. Daher finden wir unter den Geschichtschreibern, besonders der frühern Jahrhunderte, Männer vom höchsten Range, neben einer großen Anzahl solcher, deren Persönlichkeit so unbedeutend schien, daß ihre Nahmen ganz vergessen sind; und späterhin, da sich der wissenschaftliche Geist unter den Großen immer mehr verlor, wurde die Geschichtschreibung fast ausschließlich ein Eigenthum der Mönche, die sie aber, durch keine ehrenvolle Nacheiferung mehr aufgemuntert, auch immer geistloser und handwerksmäßiger betrieben, so daß auch der Nahme der Mönchs-Chroniken zu einem eben nicht rühmlichen Sprichworte geworden ist; bis endlich der Fleiß thätiger und verständig beobachtender Bürger sich auch diesem Felde widmete, und durch Besonnenheit und Gemüthlichkeit der Auffassung und des Vortrags der Begebenheiten unvermerkt den Weg zu einer edleren, prag-

matischen Geschichtschreibung bahnte. Ein großer und fast allgemeiner Fehler der meisten Chroniken des Mittelalters ist der, daß ihre Verfasser sich nicht damit begnügten, die Geschichte ihrer, oder der ihnen zunächst gelegenen Zeiten, von der sie sich genaue Kenntniss verschaffen konnten, zu schreiben, sondern ihre Werke von der Erschaffung der Welt, oder wenigstens von Christi Geburt anfingen, und dadurch auf der einen Seite sich den Raum für die Geschichte der späteren Zeiten unnöthiger Weise beschränkten, auf der andern Seite aber, weil sie die ältere Geschichte, theils aus Unbekanntschaft mit den wahren und guten Quellen, theils aus Mangel an Kritik, meistens aus sehr unvollkommenen und unlautern Quellen schöpften, dadurch große Verwirrung in die ältere Geschichte brachten, und sie mit vielen Fabeln verunstalteten, deren Ausrottung nachmals äußerst schwer hielt. Unter der großen Menge von Geschichtschreibern, oder vielmehr Chronisten, deren Werke natürlich von sehr ungleichem Werthe sind, unter denen aber leicht das unbedeutendste mehr wahren Werth auch für uns noch haben dürfte, als so manches große und künstliche System des Scholasticismus, — wollen wir uns hier nur mit einigen der ausgezeichnetsten und werthvollsten genauer bekannt machen.

Rhegino eröffnet nicht unwürdig die Reihe dieser Geschichtschreiber. Er war anfangs Mönch im Kloster Prüm, in der Diöces des Erzstiftes Trier, wurde in der Folge zum Abt dieses Klosters erwählt, aber 899 wieder verstoßen, wandte sich hierauf nach Trier, wo ihm der Erzbischof Ratbod die Abtei zu S. Maximin verlieh, und starb 915. Er hat als Schriftsteller sein Gedächtniss durch zwei Werke erhalten. Das eine, welches uns hier vorzüglich angeht, ist ein Chronicon, von Christi Geburt

bis auf das Jahr 907, welches nachher von einem Ungenannten bis 967 fortgesetzt worden ist. Ohne gerade zu den ausgezeichnetsten Werken dieser Art zu gehören, ist es doch nicht ohne besondern Werth. Außer einigen, wenig bekannten, einzelnen Ausgaben, steht es u. a. in Pistorii Scriptor. rer. German. edit. Struvii, Tom. I. gleich zu Anfange. — Das andere Werk des Rhegino ist eine Sammlung von Statuten der Concilien und andern geistlichen und weltlichen Verordnungen, in zwei Büchern; Ausgaben: De disciplina ecclesiastica veterum praesertim Germanorum libri II. quorum alter clericos alter laicos informat; nunc primum ex vet. MS. ed. op. et stud. Joach. Hildebrandi. Helmst. 1659. 4. — Libri II. de ecclesiasticis disciplinis et religione christiana; Steph. Baluzius ad fid. vetustiss. cod. emendavit etc. Paris. 1671. 8. —

Witichind, oder Widikind, aus Niedersachsen gebürtig, lebte in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Er empfing seine Bildung in den Klöstern Corvey und Hirschau, ward in dem erstern nachher der Schule vorgesetzt, wo er gelehrte Schüler zog, und starb um das Jahr 1004. Er ist der älteste sächsische Geschichtschreiber, und zugleich einer der besten aus seiner Zeit. Seine sächsische Chronik (Annales de rebus Saxonum, oder de rebus gestis Henrici et Ottonis I. Imperatorum libri III.) die er vom Jahre 900 bis auf das Jahr 980 herabführte, und der Aebtissinn Mechtild zu Quedlinburg zueignete, sind nicht nur in einem lobenswerthen Zusammenhange und Vortrage, sondern auch mit guter Beurtheilung und Charakteristik geschrieben. Ausgaben: Basil. ap. Hervag. 1532. fol. — stud. et op. Reineri Reineccii. Francof. ad M. 1577. fol. — op. et stud. H. Meibo-

mii. Frcf. 1621. fol. und in der Meibomischen Sammlung teutscher Geschichtschreiber, Tom. I. —

Ditmar, ein Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, war im Jahre 976 geboren, wurde Mönch im Kloster Bergen bei Magdeburg, nachher Propst zu Walbeck, und endlich 1008 Bischof zu Merseburg. Nachdem er diesem Amte zehn Jahre rühmlich vorgestanden hatte, starb er 1018. Er ist einer der ausgezeichnetsten unter den älteren Geschichtschreibern, und seine Chronik von den Begebenheiten Heinrichs I. Otto's I. II. und III. und Heinrichs II., die er als Bischof von Merseburg verfertigte, (Chronicorum libri VIII. gewöhnlich, aber unrichtig, Chronicon Merseburgicum genannt) ist ein wahrer Schatz für die Geschichte jener Zeiten, dem an Vollständigkeit und Genauigkeit so leicht keine andere an die Seite gesetzt werden kann, und ohne welche ein grosser Theil der damaligen Begebenheiten und Staatsverhältnisse ganz unbekannt sein würde. Sie ist, nach einigen früheren unvollkommenen Ausgaben, am richtigsten in Leibnitzens Scriptor. rerum Brunsvicens. Tom. I. erschienen. —

Hermann, wegen seines gebrechlichen Körpers gewöhnlich Hermannus Contractus genannt, war der Sohn Wolfrads, eines schwäbischen Grafen, wie man gewöhnlich angibt, von Veringen, und am 18. Junius 1013 geboren. Er wurde von früher Jugend an, zuerst, wie es scheint, im Kloster S. Gallen, dann im Kloster Reichenau unterrichtet, und trat hier selbst in den Mönchsstand; denn daß er ein Mönch im Kloster S. Gallen gewesen, ist ungegründet. Seine gelehrten Kenntnisse waren für seine Zeit sehr ausgebreitet, und erstreckten sich nicht

nur über die Philosophie und Mathematik, sondern auch über mehrere Sprachen, wie er denn arabisch verstanden haben soll, worinn er, nach Gerbert, im mittlern Europa der erste war. Er starb am 24. September 1054 und wurde auf seinem Gute Alshausen begraben. Als Schriftsteller hat er sich durch Werke verschiedener Art bemerklich gemacht; allein seine mathematischen Schriften sind unbedeutend und füglich zu übergehen, und von den geistlichen Hymnen, die er verfertigt haben soll, ist nichts gewisses zu sagen. Desto bedeutender ist seine Chronik, die er vom Anfange der Welt bis auf das Jahr 1054 herabgeführt hat (daher sie auch den Titel führt: Chronicon de sex aetatibus mundi), und die zwar für die ältern Zeiten wenig brauchbares hat, und größtentheils aus Beda entlehnt ist, aber da, wo er sich seiner Zeit nähert, wahren Werth besitzt. Sie kommt unter verschiedenen Abweichungen vor, welche sich wahrscheinlich auf eigne Verbesserungen des Verfassers gründen. Nach verschiedenen ältern Ausgaben (am besten in Pistorii Scriptor. rer. German. ed. Struv. T. I. wo die drei verschiedenen Ausgaben neben einander stehen), verdankt man die sauberste und brauchbarste dem berühmten Abt Martin Gerbert, in: Germaniae sacrae prodromus, seu collectio monumentorum res alemannicas illustrantium; auch unter dem Titel: Chronicon Hermanni Contracti, una cum ejus vita et continuatione a Bertholdo ejus discipulo scripta, etc. notis et observat. illustr. P. Aemilianus Ussermann. Tom. I. S. Blas. 1790. 4. (Tom. II. enthält Nachträge dazu, und andere, nicht hieher gehörige Schriften des Bertholdus.) —

Adam, aus Meißen gebürtig, wurde zu Bremen Vorsteher der Schule und Canonicus, daher man ihn

gewöhnlich Adamus Bremensis nennt. Seine Kirchengeschichte (Historia ecclesiastica), von Karl dem Großen bis auf Heinrich IV. oder bis auf das Jahr 1076 (welches er nicht lange überlebt haben kann), bezieht sich vornehmlich auf das Erzstift Hamburg und Bremen, und ist, bei manchen Unrichtigkeiten in der Zeitrechnung, doch für die Geschichte des nördlichen Teutschlands wichtig. Ein besonderer Anhang beschäftigt sich mit Dänemark. Die beste Ausgabe ist von Jo. Joach. Mader. Helmst. 1670. 4. und nach dieser in Lindenbrogii Script. rer. septentrional. ed. Fabricii. Hamburg. 1706. fol. —

Lambertus, aus Aschaffenburg, daher gewöhnlich Lambertus Schafnaburgensis, war Mönch im Kloster Hersfeld, that im Jahre 1058 eine Reise nach dem heiligen Grabe, und schrieb nach seiner Zurückkunft eine Chronik, die von der Erschaffung der Welt anfängt, und mit dem Jahre 1077 schließt. Bis auf das Jahr 1050 ist diese Chronik ganz kurz, und hat nichts eignes; von da an aber ist sie nicht nur ausführlicher, sondern auch mit Genauigkeit, Geschmack und Einsichten geschrieben, so daß sie mit Recht für eins der bessern Werke aus jener Zeit gelten kann. Philipp Melanchthon entdeckte sie zuerst in einem würtembergischen Kloster, doch ohne den Nahmen des Verfassers, welcher erst später bekannt wurde. Nachdem, durch seine Veranstaltung, 1525 die erste Ausgabe erschienen war, folgten mehrere; doch steht das Werk am besten in Pistorii Script. rer. German. ed. Struv. Tom. I. —

Sigebert, aus Brabant gebürtig, und um das Jahr 1030 geboren, trat noch sehr jung als Mönch in das Kloster Gemblours, und heißt daher bei den Schrift-

stellern gewöhnlich Sigebertus Gemblacensis. Sein Eintritt geschah zu den Zeiten des Abtes Otbert, der im Jahre 1048 starb. Frühzeitig zeichnete er sich durch seine Gelehrsamkeit so aus, daß der Abt Folkuin zu S. Vincenz in Metz, welcher vorher noch mit ihm zugleich im Kloster zu Gembloux gewesen war, ihn an die Schule seines Klosters nach Metz berief, welches um 1050 geschehen zu sein scheint. Er stand dieser Schule viele Jahre sehr rühmlich vor, und konnte es endlich nur mit Mühe erlangen, daß man ihm die Rückkehr in sein voriges Kloster gestattete, wo er seine gelehrten Beschäftigungen fortsetzte, und allgemein geachtet, in hohem Alter, am 5. Oktober 1112 starb. Seine Kenntnisse waren für seine Zeit sehr ausgezeichnet, denn er schrieb nicht nur im Lateinischen bei weitem richtiger und geschmackvoller als die meisten seiner Zeitgenossen, sondern verstand auch, was noch seltener war, griechisch und hebräisch. Unter seinen zahlreichen Schriften, welche größtentheils aus Lebensbeschreibungen von Heiligen bestehen, ist hier vorzüglich sein Chronicon zu merken, welches vom Jahre 381 bis auf das Jahr 1112 geht. In den ältern Zeiten hat er zwar viele fabelhafte Erzählungen aufgenommen und Fehler gegen die Zeitrechnung begangen; für die spätern Zeiten ist er aber zuverlässig, und durch die Aufbewahrung mancher Begebenheiten, die nur durch ihn noch bekannt sind, wichtig. Die richtigste Ausgabe: stud. Auberti Miraei. Antverp. 1608. 4. und hiernach in Pistorii Script. rer. German. ed. Struv. Tom. I. — Außerdem ist noch sein Buch von geistlichen Schriftstellern (De scriptoribus ecclesiasticis), welches in Fabricii Biblioth. ecclesiast. (Hamburg. 1708. fol.) S. 93 u. f. steht, besonders deshalb bemerkenswerth, weil er darinn von sich selbst und

seinen Schriften ausführlich spricht. Es scheint das letzte seiner Werke zu sein, da er aller seiner bekannten, und mancher nicht mehr vorhandenen Schriften darinn erwähnt. —

Otto, der Sohn des Markgrafen Leopold IV. oder des Heiligen, von Oestreich, und seiner Gemahlinn Agnes, einer Tochter Kaiser Heinrichs IV., wurde von seinem Vater frühzeitig zu den Wissenschaften angehalten, studirte in Paris, und war einer der ersten, welche die genauere Kenntniss der scholastischen Philosophie und Theologie von dort nach Teutschland übertrugen. Auf seiner Rückreise trat er zu Morimont in den Cisterciènser-Orden, wurde nach einiger Zeit Abt dieses Klosters, und 1137 Bischof zu Freisingen. Unter den Kaisern Konrad III. und Friedrich I., mit denen er nahe verwandt war, nahm er an den Staatsangelegenheiten des teutschen Reichs lebhaften Antheil, machte den Kreuzzug des erstern mit, und versöhnte den letztern mit dem Papst Adrian. Im Begriff, den Kaiser Friedrich auch im Jahr 1158 auf seinem Zuge nach Italien zu begleiten, ward er an der Grenze von Italien krank, kehrte nach Freisingen zurück, und begab sich von da in sein Kloster Morimont, wo er noch in demselben Jahre starb. Was seine wissenschaftlichen Verdienste betrifft, so war er einer der größten Gelehrten seines Zeitalters, der ausgebreitete Kenntnisse, so weit sie ihm zu seiner Zeit zu Gebote standen, mit Gewandtheit und Thätigkeit im höheren Geschäftsleben vereinte. Insbesondere besaß er die vorzüglichsten Eigenschaften zum Geschichtschreiber, und steht durch Weltkenntniss, großartige Ansichten, richtige Beurtheilung, Freimüthigkeit, Unpartheilichkeit, gründliche und gediegene Darstellung, unter den teutschen Geschichtschreibern des Mittelalters oben an.

Er hat zwei Werke von Bedeutung hinterlassen, nehmlich 1) ein Chronicon, vom Anfange der Welt bis auf das Jahr 1146, in acht Büchern. Bis auf das Jahr 1106 ist dies Werk ein Auszug älterer Geschichtschreiber, der sich aber vor der Menge ähnlicher Arbeiten aus jener Zeit sehr vortheilhaft auszeichnet; von da an schreibt er theils nach dem Zeugniss glaubwürdiger Zeitgenossen, theils nach seiner eigenen Erfahrung, als Augenzeuge oder sonst unmittelbarer und naher Theilnehmer der wichtigsten Ereignisse, wobei seine Wahrheitsliebe, die er selbst der nächsten Verwandtschaft nicht opfert, die größte Achtung verdient. Das achte Buch gehört nicht zur Geschichte, sondern ist ein entbehrlicher Anhang speculativer Untersuchungen im Geiste des Scholasticismus, über das Ende der Welt, den Antichrist, die Auferstehung der Toden, das jüngste Gericht, die Hölle u. dgl. m., welche man dem Geschmacke seiner Zeit zu gute halten muss. 2) Eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. (de rebus gestis Friderici I. libri II.) bis auf das Jahr 1157; von Radevicus, einem Canonicus zu Freisingen, nach Otto's Tode, in zwei Büchern fortgesetzt. Es gilt von diesem Werke alles, was von Otto als Geschichtschreiber überhaupt rühmliches gesagt worden ist, und zur Geschichte jener Zeit ist es unentbehrlich. — Eine Geschichte des östreichischen Hauses wird ihm von einigen Schriftstellern zugeschrieben, ist aber wahrscheinlich verloren gegangen. Jene beiden Werke sind von Cuspinianus in einem Kloster zu Wien gefunden und zuerst herausgegeben worden: Ottonis Frisingensis Episc. Rerum ab origine mundi ad ipsius usque tempora gestarum libri VIII. Ejusd. de rebus gestis Friderici I. libri II. Radevici libri II. de ejusdem Friderici Imp. gestis. Argentor. ex aed. Matth. Schu-

rerii 1515. fol. — Außerdem stehen beide Werke des Otto auch in Urstisii German. historic. illustr. Tom. I. und die Geschichte Friedrichs I. mit der Fortsetzung des Radevicus in Muratori Script. rer. Ital. Tom. VI. —

Helmoldus, ein Mann von unbekanntem Herkommen, war Pfarrer in dem Dorfe Besow, bei Lübeck. Als der Bischof Gerold von Lübeck in den Ländern an der Ostsee umher zog, um die großentheils noch heidnischen Slaven zu bekehren, begleitete er ihn auf diesem Zuge, machte sich dabei mit der Geschichte dieser Länder bekannt, und arbeitete, auf des Bischofs Rath, eine Chronik derselben aus, welche zwar den Titel Chronica Slavorum führt, aber auch viele andere Begebenheiten, besonders des nördlichen Teutschlands, enthält, und durch Aufbewahrung vieler Geschichten, die ohnedies unbekannt sein würden, wichtig ist. Sie geht von Karl dem Großen bis auf das Jahr 1170, und ist in zwei Bücher getheilt. In der Folge hat Arnold, ein Benedictiner und Abt zu S. Johann in Lübeck diese Geschichte in 6 Büchern von 1171 bis 1209 fortgesetzt. Beide Werke stehen, nach einigen früheren Ausgaben, am richtigsten in Leibnitii Scriptor. rer. Brunsvic. Tom. II. —

Conrad von Lichtenau, ein teutscher Edelmann aus einer angesehenen Familie, diente anfangs am kaiserlichen Hofe in ritterlichen Geschäften, trat aber nachher in den geistlichen Stand, und wurde vom Bischof Diethelm zu Constanz im Jahre 1202 zum Priester geweiht. Einige Jahre nachher begab er sich in den Prämonstratenser-Orden; es ist aber unbekannt in welchem Kloster er gelebt hat, bis er 1215 zum Abt des Klosters Ursberg erwählt

wurde. Er machte sich um dieses Kloster theils durch Aufführung neuer Gebäude, theils durch Errichtung einer guten Bücherſammlung verdient, und starb 1240. Als Schriftsteller hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er die Chronik eines unbekannten Verfassers, welche vom Anfange der Welt bis auf das Jahr 1126 geht, von da bis 1229 fortsetzte; denn daß er nicht Verfasser der ganzen Chronik sein kann, geht daraus hervor, daß der Verfasser von Dingen, die hundert Jahre vor Conrads Lebzeiten geschehen sind, als Augenzeuge spricht. Conrad selbst gibt indessen eine genaue Bekanntschaft mit den Begebenheiten seiner Zeit zu erkennen. Da man im Anfange auch Conrads Nahmen nicht fand, so kam diese Chronik in den ersten Zeiten nach ihrer Entdeckung nur unter dem Titel Chronicon Abbatis Urspergensis oder Chronicon Urspergense vor. Die erste Ausgabe (August. Vindel. 1515. fol.) ist dem berühmten Conrad Peutinger zu verdanken. Spätere Ausgaben sind: Argentor. 1537. fol. (mit einer Vorrede Philipp Melanchthons.) — Basil. 1569. fol. — Argentor. 1609. fol. (mit dem Rhegino und Lambertus.) —

Albert, seit 1232 Abt des Benedictiner-Klosters zu Stade (daher Albertus Stadensis), suchte die verfallene Kirchenzucht seines Klosters wieder herzustellen, und wirkte, auf einer Reise nach Rom, im Jahre 1236, eine päpstliche Bulle aus, nach welcher dasselbe in ein Cistercienser-Kloster verwandelt werden sollte; da aber der Erzbischof von Bremen die Ausführung verzögerte, auch die Mönche sich seiner beabsichtigten Reformation widersetzten, so legte er seine Würde nieder, verließ das Kloster und trat 1240 in den Franciscaner-Orden. Im Jahr 1260 war er noch am Leben, und es ist eine, auf Nahmensähnlichkeit beru-

hende Verwechselung, wenn man ihn mit dem General des Franciscaner-Ordens, Albert von Pisa, für eine Person hält. Man hat von ihm ein Chronicon von Erschaffung der Welt bis auf das Jahr 1256, welches zwar an den allgemeinen Fehlern der Geschichtschreiber jener Zeit, Mangel an Kritik, Einmischung fabelhafter Erzählungen und Unordnung in der Zeitrechnung, leidet, doch in der Geschichte seiner Zeit, wegen des Reichthums specieller Angaben, und besonders wegen der eingeflochtenen genealogischen Nachrichten, schätzbar. Nach der ersten, von Reinerus Reineccius besorgten Ausgabe (Helmst. 1587. 4. u. nachgedr. Witteub. 1608.), steht es in Schilteri Script. rer. German. P. II. —

Albert von Straßburg, ein Geistlicher in dieser Stadt, wurde von dem dortigen Bischof, unter der Regierung Kaiser Ludwigs IV., als Gesandter an den Papst geschickt, lebte aber nach der Regierung dieses Kaisers noch lange Zeit, und schrieb eine Chronik, vom Jahre 1270, oder von den Zeiten K. Rudolfs von Habsburg, bis auf den Tod Karls IV. im Jahre 1378, welche sich am vollständigsten in Urstisii German. histor. T. II. befindet. —

Peter Wisselbeck, aus Höxter, der Sohn eines dortigen Rathsherrn, war 1331 geboren, wurde zu Erfurt, wahrscheinlich in einem Kloster, unterrichtet, und trat im 17. Jahre seines Alters in den Benediktiner-Orden im Kloster Eresburg, wo er sich durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnete, und 1395 starb. Er schrieb eine Chronik der Stadt Höxter (Chronicon Huxoriense), welche, neben vielen unnützen und fabelhaften Nachrichten, auch manchen wichtigen Beitrag zur Geschichte Niedersach-

sens und Westfalens enthält, in Ansehung des Vortrags und der Einrichtung aber als Muster der alten Mönchs- und Stadtchroniken dienen kann. Sie steht in C. F. Paullini Syntagma rerum et antiquit. Germanicarum. Frcf. ad M. 1698. 4. —

Dietrich von Niem, aus Westfalen, ging, vielleicht der Studien wegen, nach Italien, und lebte dort 37 Jahre lang in Diensten bei fünf Päpsten, von Gregor IX. bis Gregor XII. Er wurde zum Bischof von Verden erwählt, konnte jedoch nicht zum Besitz kommen, indem sein Gegner, Otto, ein Prinz von Braunschweig, sich gegen ihn behauptete. Nachher wurde er Bischof von Cambray, nahm aber auch von diesem Bisthum nicht Besitz, sondern starb auf dem Concilium zu Constanz, um 1417. In seinen Schriften erscheint er als ein gelehrter, für sein Zeitalter ziemlich aufgeklärter und freimüthiger Geistlicher, welcher die Mängel und Unregelmäßigkeiten des Papstthums nicht verschwieg. Sein Hauptwerk sind die libri IV. de schismate, eine Geschichte der Begebenheiten von 1378 bis 1410, worinn er hauptsächlich die damalige langwierige und schädliche Kirchenspaltung, die Bemühungen der weltlichen Fürsten, ihr abzuhelfen, und die Ränke, womit die Päpste diese Bemühungen zu vereiteln suchten, erzählt. Eine der vollständigsten Ausgaben ist: Theoderici de Niem Historiae qua res suo tempore cum in imperio aliisque regnis sub Carolo IV. et subsequentibus duobus Imperatoribus, tum in ecclesia durante perniciosissimo schismate inter Urbanum VI. et Clementem eorumque successores gestae uberrime exponuntur libri IV. Basil. 1566. fol. Der Herausgeber ist Simon Schardius. — Ob die Lebensbeschreibungen der römischen Päpste von Nicolaus IV. bis auf Urban

V., welche ein Ungenannter mit einer Fortsetzung bis 1418 versehen hat, (in Eccardi Corp. histor. med. aevi Tom. I.) Dietrich von Riem zum Verfasser haben, ist zweifelhaft. —

Jakob von Königshofen, aus einem alten adligen Geschlechte, war zu Straßburg 1346 geboren, wurde Domherr daselbst, und starb am Johannistage 1420. Sein Nahme ist einer der bedeutendsten in der teutschen Literatur, denn er ist Verfasser einer allgemeinen Geschichte oder Chronik, die er im Jahre 1382 zu schreiben anfing, und bis 1414 fortführte. Sie beginnt mit dem Anfange der Welt, beschäftigt sich aber in der Folge am meisten mit der Geschichte von Teutschland und besonders von Elsas und Straßburg, daher man sie auch gewöhnlich die Straßburgische Chronik nennt. Außer dem Werthe, welchen dieses Buch in historischer Hinsicht, durch fleißige Sammlung, sorgfältige Auswahl und richtige Beurtheilung hat, ist es auch merkwürdig als das erste große Geschichtwerk in teutscher Sprache, wenigstens in teutscher Prosa, wenn wir den älteren Reimchroniken einen Platz unter den Geschichtwerken anweisen wollen. Es steht, sowohl der Zeit als dem Werthe nach, an der Spitze der teutschen Chroniken, begründet sowohl durch seinen Umfang als durch seine Ausführung einen wichtigen Fortschritt der teutschen Sprachbildung, und ist mithin für Geschichte und Sprache gleich wichtig. Nach neuern Nachrichten ist das bisher im Druck bekannte Werk (Die älteste sowohl allgemeine als insonderheit Elsassische und Straßburgische Chronik ꝛc. herausg. v. J. Schilter. Straßb. 1698. 4.) nur ein, jedoch von dem Verfasser selbst verfertigter, Auszug eines weit größeren Werkes, welches noch handschriftlich zu Straßburg vorhanden ist. —

Wir haben nun noch einen Blick auf die Kultur der alten Sprachen zu werfen, in so fern sie sich nehmlich nicht in eigentlich wissenschaftlichen Werken (da bekanntlich im Mittelalter fast alles lateinisch geschrieben wurde), sondern in Werken der schönen Künste zeigte. Gerade in diesem Fache ist die Literatur des Mittelalters äußerst dürftig; denn da man sich so wenig um gute Muster bekümmerte, die Alten schlecht kannte, wenig las und noch weniger zu benutzen verstand, so läßt sich leicht denken, daß Werke, deren Vorzug in der Schönheit der Schreibart liegen sollte, in jenen Zeiten nicht vorzüglich gedeihen konnten. So wie daher in den meisten wissenschaftlichen und geschichtlichen Werken, wenn sie auch sonst von Werth sind, doch gerade nicht der lateinische Styl das ist, was sie empfiehlt, sondern das Latein häufig gegen die Regeln des ächt klassischen Sprachgebrauchs verstößt, und mit barbarischen, zum Theil selbst erfundenen Ausdrücken vermischt ist, so findet man auch in den lateinischen Gedichten aus jener Zeit, die im Ganzen (freilich nur dann, wenn man Verse mit Gedichten für gleichbedeutend nimmt) sehr häufig sind, selten eine Spur des alten klassischen Geistes und Geschmackes. Drei Personen sind jedoch wegen ihrer hieher gehörigen Werke besonders zu bemerken.

Roswitha (Hroswitha) stammte aus einem angesehenen sächsischen Geschlechte, und lebte in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, zur Zeit Kaiser Otto's II. Ohne Grund hat man behaupten wollen, ihr ursprünglicher Nahme sei Helena von Rossow gewesen *); denn

*) Seidels Bildersammlung in d. Mark Brandenburg wohlverdienter Männer ꝛc. (Berl. 1751. fol.) S. 1.

abgesehen davon, daß die Gründe, mit welchen man ihre Familie in die nordsächsische Mark (die nachherige Altmark) versetzen will, gar nicht hinreichen, und nichts beweisen, waren auch dergleichen Geschlechtsnahmen zu jener Zeit noch gar nicht gebräuchlich. Roswitha war Nonne im Kloster Gandersheim, und scheint unter der vierten Aebtissinn dieses Klosters, welche auch Roswitha hieß, in das Kloster gekommen zu sein. Sie genoss dort eine, für jene Zeit, ziemlich gelehrte Bildung; unter andern war Gerberga, die Enkelinn Kaiser Otto's I., (die von 959 bis 1002 Aebtissinn zu Gandersheim war) ihre Lehrerinn. Sonst ist von ihrer Lebensgeschichte nichts weiter bekannt. Merkwürdig ist sie aber in der teutschen Literaturgeschichte als Schriftstellerinn und Dichterinn, und als ein, für ihre Zeit und für viele folgende Jahrhunderte, einziges Beispiel geworden. Ihre Gedichte sind ziemlich zahlreich, und wenn gleich mit den Fehlern ihres Zeitalters behaftet, doch zu den bessern zu zählen, welche sich aus dem Mittelalter erhalten haben, daher, auch abgesehen davon, daß sie von einem Frauenzimmer verfasst wurden, immer merkwürdig und beachtenswerth; wenn sie gleich kein unbedingtes Lob verdienen. Der berühmte Dichter Conrad Celtes fand sie, nachdem sie lange vergessen worden waren, in einer Kloster-Bibliothek wieder auf, und veranstaltete davon die erste Ausgabe: Opera Hrosvitae, illustris virginis et monialis Germanae gente Saxonica, ortae, nuper a Conrado Celte inventa. Am Ende: Impressum Norimbergae — anno Christi 1501. fol. — Eine neuere Ausgabe, cur. et stud. H. L. Schurzfleischii. Wittenb. 1707. 4. — Die Werke der Roswitha verrathen eben so sehr den Stand der Verfasserinn, als den Geschmack ihrer Zeit. Es sind 1) sechs sogenannte Co-

mödien, eigentlich dialogisirte geistliche Geschichten, die mit Recht weder Comödien genannt werden können, weil durchaus nichts komisches darinn vorkömmt, und der Ausgang meistens tragisch ist, noch auch Dramen überhaupt, weil sich weder Plan noch Ordnung darinn zeigt, wie es das Drama erfordert. Sie heißen: Gallicanus, Dulcicius, Callimachus, Abraham, Pafnucius, und Fides et Spes. Roswitha schrieb sie nicht sowohl (wie man gewöhnlich angibt) zur Nachahmung des Terenz, mit dem sie gar nichts gemein haben, als vielmehr, um die Comödien des Terenz, welche damals häufig in den Schulen gelesen wurden, und doch, ihrer Meinung nach, den Sitten und der Religion höchst gefährlich waren, dadurch zu verdrängen. In allen zeigt sich die Liebe im Conflict mit der Religion, so daß die letzte den Sieg davon trägt. In den drei ersten erscheinen christliche Jungfrauen den Verfolgungen heidnischer Liebhaber ausgesetzt; die Christinnen bleiben standhaft und finden zum Theil den Märtyrertod; die Heiden werden entweder bekehrt, oder finden ihre Strafe. In den beiden folgenden werden Mädchen, die sich einem lüderlichen Lebenswandel ergeben, durch Einsiedler, die sich, in Liebhaber verkleidet, bei ihnen einfinden, bekehrt und zur Buße geleitet. Die letzte enthält das Märtyrerthum der drei Schwestern Fides, Spes und Charitas, Töchter der Sapientia. Beiläufig kommen selbst philosophische Untersuchungen darinn vor, wie im Anfange des Paphnucius, über die Vereinigung des Leibes und der Seele im Menschen. Diese Comödien sind nicht in Versen geschrieben. 2) Acht Gedichte, die Geschichte von Heiligen enthaltend; eine (passio S. Gangolfi) in elegischen Versen, die übrigen in Hexametern, und zwar größtentheils in gereimten, oder sogenannten leoninischen Versen. 3) Pane-

gyris Ottonum; ein Gedicht, ebenfalls in gereimten Hexametern, zum Lobe Kaiser Otto's des Großen, welches die Geschichte der Regierung desselben bis auf das Jahr 967 enthält, und auf Verlangen Otto's II. und der Aebtissinn Gerberga geschrieben worden ist. Wegen seiner Brauchbarkeit für die Geschichte, ist dieses Werk auch in einige Sammlungen teutscher Geschichtschreiber, nehmlich Reuberi Script. rer. German. ed. Johannis, und Meibomii Script. rer. German. Tom. I. aufgenommen. — Außerdem hat sich noch ein historisches Gedicht der Roswitha gefunden, welches in den oben erwähnten Ausgaben ihrer Werke nicht enthalten ist, nehmlich: de primordiis et fundatoribus coenobii Gandersheimensis; in Leibnitii Script. rer. Brunsvicens. Tom. II. und in Harenbergii Histor. Gandersheim. diplom. pag. 468 sq. — Epigramme und andere Schriften, welche der Roswitha noch zugeschrieben werden, sind verloren gegangen. —

Philipp Gualther war aus Ryssel gebürtig, wird aber gewöhnlich von Chatillon (de Castellione) benannt, und war Propst der Domkirche zu Dornick. Seine Lebenszeit ist nicht genau zu bestimmen; daß sie aber gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts fällt, ist daraus zu ersehen, daß er sein sogleich anzuführendes Werk dem Erzbischof von Rheims, Guillermus, zugeeignet hat, welcher diese Würde bis zum Jahre 1201 bekleidete. Dieses Werk ist nehmlich ein Heldengedicht, unter dem Titel Alexandreis, von den Thaten Alexanders des Großen, in zehn Büchern und ziemlich guten lateinischen Hexametern. In Ansehung der Sachen folgt er dem Curtius so genau, daß er häufig dessen Worte beibehalten hat und deshalb sogar zur Verbesserung des Textes dieses Schriftstellers hat

gebraucht werden können. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert stand dieses Gedicht so in Ansehen, daß man es in den Schulen las, und den alten Dichtern vorzog; nach der Zeit aber ist es fast etwas zu sehr in Vergessenheit gerathen. Unter den Ausgaben ist zu bemerken: Alexandreis sive gesta Alexandri Magni libris X. comprehensa, auctore Gualtero de Castellione; in lucem ed. op. Athan. Gugger. In monast. S. Galli 1659. 12.

Der unter dem Nahmen Günther bekannte Dichter, ein Zeitgenosse des Vorigen, und der Ausgezeichnetste unter allen teutschen Dichtern, welche vor der Wiederherstellung der Wissenschaften in lateinischer Sprache gedichtet haben, ist in Ansehung seiner Lebensumstände so unbekannt, daß man sogar sein Dasein ganz bezweifelt, und sein noch vorhandenes Gedicht für ein untergeschobenes, in einem spätern Jahrhundert verfertigtes Werk erklärt hat, *) wogegen aber sehr bedeutende innere Gründe streiten. Selbst der Nahme Günther, den ihm die Ausgaben seines Werkes beilegen, beruht wahrscheinlich auf einen bloßen Misverstand, und eben so wenig begründet ist die Vermuthung, daß er mit einem Cistercienser-Mönche, Nahmens Günther, dem Verfasser einer Geschichte der Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1204 (in Canisii lection. antiq. T. IV.) eine Person sei. So viel gehet jedoch aus ziemlich deutlichen Spuren seines Werkes hervor, daß er ein Teutscher, und zwar ein Geistlicher, aber kein Mönch gewesen ist, sondern wahrscheinlich eine Stelle am königlichen Hofe bekleidet, und entweder noch zu den Zeiten Kaiser

*) Senkenberg, conjecturae de Gunthero Ligurini scriptore supposititio; in Parerg. Goetting. T. I. lib. 3. pag. 149.

Friedrichs I. oder doch sehr bald hernach gelebt hat. Das Werk, um deswillen ihm hier eine ehrenvolle Stelle gebührt, ist ein historisches Gedicht unter dem Titel: Ligurinus, sive de rebus gestis Friderici I. Imperatoris libri X. worinn die Thaten Friedrichs I., besonders in Italien, beschrieben werden. Der Verfasser hat dabei die Bücher ähnlichen Innhalts von Otto von Freisingen und seinem Fortsetzer Radevicus so benutzt, daß sein Werk fast nur eine poetische Umschreibung derselben darstellt; doch weicht er auch manchmal von ihnen ab, und beweist alsdann, daß er entweder selbst Augenzeuge der Begebenheiten war, oder doch aus unmittelbaren Augenzeugen schöpfte. Daß er nicht vor dem Jahre 1186 geschrieben, sieht man daraus, weil er der in dieses Jahr fallenden Vermählung Heinrichs VI. gedenkt. Das Werk ist nicht bloß, wegen seiner historischen Treue, für die Geschichte sehr brauchbar, sondern enthält auch merkliche Spuren von wahrer Poesie und höherer Begeisterung. Der Nahme Ligurinus, welcher dem Buche gilt, hat im Anfange Gelegenheit zu dem Irrthume gegeben, den Verfasser entweder Ligurinus zu nennen, oder für einen Italiener (Liguriner) zu halten. Das Gedicht wurde, nachdem es lange verborgen und unbekannt gewesen war, von Conrad Celtes im Kloster Eberach in Franken aufgefunden, und von Marquard von Stein, Propst zu Bamberg, Matthäus Marschalk, Bernhard und Conrad Schenken von Adelmannsfelden, Conrad Peutinger und Georg Herbart auf gemeinschaftliche Kosten herausgegeben. Diese erste Ausgabe führt den Titel; Ligurini de gestis Imp. Caes. Friderici I. Augusti libri X. carmine heroico conscripti, nuper a Conrado Celte reperti. Am Ende: Guntheri Ligurini poëtae clarissimi de gestis

Imp. Friderici I. libri feliciter editi et impressi per M. Erhardum Oeglin civem Augustensem anno MDVII. mens. April. — fol. Am Schlusse wird noch erwähnt, daß Conrad Celtes zu Wien, Hieronymus Baldung zu Freiburg, Heinrich Bebel zu Tübingen, Jakob Locher zu Ingolstadt und Hermann Busch zu Leipzig bereits Vorlesungen über dieses Gedicht gehalten. — Diese erste Ausgabe ist die Quelle aller folgenden, da sich das von Conrad Celtes gefundene Manuscript, was, nach der Angabe der Herausgeber, schon sehr schadhaft gewesen sein soll, nach der Hand wieder verloren hat, und kein anderes bekannt geworden ist. Außer einigen andern Ausgaben, befindet sich das Gedicht, mit den Anmerkungen der frühern Herausgeber, in Reuberi veter. Script. German. ed. Joannis, pag. 427. sq. Die neuste und beste Ausgabe ist: Guntheri Poëtae Ligurinus sive de rebus gestis Impratorise Caes. Friderici I. Aug. cognom. Aënobarbi libri X. post Jac. Spigelii, Pet. Pithoei, Cunr. Rittershusii et G. C. Joannis repetitas curas ad fidem edit. princ. Augustanae denuo recensuit etc. D. C. G. Dümge. Vol. I. Heidelb. 1812. 8. —

Mehr und erfreulicheres als von der Kultur der alten Sprachen läßt sich allerdings von der Kultur der vaterländischen Sprache aus jenen Zeiten berichten, wenn wir nur unter dieser Kultur weder eine eigentlich gelehrte Behandlung, noch eine feinere Politur, sondern bloß eine geistvolle Verwendung zu Werken der schönen Kunst und zu andern Schriftwerken verschiedener Art verstehen. Den Gelehrten verdankt die Bildung der teutschen Sprache vor der Wiederherstellung der Wissenschaften äußerst wenig. Ihre Bildung ging rein aus der Mitte des

Volkes hervor; die Dichtkunst aber war ihre fruchtbarste und glänzendste Seite, und in ihr spiegelt sich am deutlichsten die vielfache gegenseitige Einwirkung der Geschichte des Volks auf die Bildung seiner Sprache, Kunst und Weisheit.

Der Krieg, der in Teutschland fast unabläßig waltete und durch den kampflustigen Charakter der Nation immer aufs neue angefacht wurde, hatte, bei der noch unsichern, unausgebildeten Verfassung und dem Mangel allgemein geltender, fester Gesetze, eine Menge von Eigenmächtigkeiten und Empörungen unter den großen und kleinen Herren in Teutschland verursacht, und wiewohl die kräftigern Kaiser sich alle Mühe gaben, diesen Geist der Unruhe zu unterdrücken, das königliche Ansehen zu erheben und eine feste Ordnung zu begründen, so gelang es ihnen doch mit der größten Anstrengung nie ganz, den Freiheitssinn zu beschränken, der so tief in dem teutschen National-Charakter lag, und durch die unvermeidlich fortwährenden innern und äußern Kriege stets neue Nahrung erhielt. Bei jeder Gelegenheit brach die Neigung zur Ungebundenheit unter den teutschen Großen wieder hervor, und immer deutlicher zeigten sie, daß sie den König nur achteten als den Ersten unter seines Gleichen. Welche traurige Händel hieraus entstanden, und wie häufig um dieser Ursache willen Teutschlands Fluren mit Blut gedüngt wurden, das bedarf hier nicht erst des Beweises. Doch bildete sich aus dieser Ungebundenheit und Kampflust der teutschen Edeln jener eigenthümliche Geist des Ritterthums, in dem sich das Rauhe mit dem Schönen auf eine so seltene Weise paarte. Durch die Kreuzzüge, die an sich nicht eigentlich Ursache, sondern schon Wirkung des Rittergeistes waren, erhielt dieser seine stärkste Nahrung und seinen wahrhaft romantischen Cha-

rakter. Im Ritter erkannte man einen freien Mann, der, sein eigner Fürst, alles auf sich und sein Schwerd baute, der durch Kühnheit des Muthes und Stärke des Armes alles vermochte, und dem das Unglück wohl das Leben, aber nicht sein höchstes Gut, die Ehre, rauben konnte. Das Christenthum hatte die alten, unter den Teutschen eingewurzelten Begriffe von Freiheit und Tapferkeit dahin veredelt, daß man es nun für des Ritters höchsten Schmuck erkannte, zum Schutze der Unschuld, zur Rettung der Unterdrückten, und zur Ehre des Glaubens zu fechten; und die alte, tief in den teutschen Charakter eingepflanzte Achtung gegen das weibliche Geschlecht, fügte hierzu noch den Schutz und die Vertheidigung edler Frauen, und überhaupt die ganze, dem Ritterthume so wesentliche Minne, die ihm so viele Zartheit und Anmuth verleiht, und es, bei aller Verwandtschaft mit dem Heroismus in den früheren Zeitaltern der Griechen und anderer Völker des Alterthums, doch ganz auffallend von jeder ähnlichen Erscheinung in der Geschichte unterscheidet. Aus dieser Gestalt des Ritterthums entsprang nun auch die Ritterpoesie, diese in der Geschichte ebenfalls ohne Beispiel dastehende Erscheinung, die immer denselben Grundcharakter behält, mag sie die Thaten der Helden und Könige des teutschen Volkes und seiner Stammes- und Sinnes-Verwandten preisen, oder die Dichterwerke des Alterthums nachbilden, dessen Helden aus dem trojanischen Kriege und andern Ereignissen doch bei ihr auch nur im Geiste des neueren Ritterthums auftreten; mag sie mit Lobgesängen sich zu Gott und den Heiligen erheben, oder die Leiden und Freuden der Minne besingen, oder die Umwandelung der Zeiten beklagen, oder mit dem Stachel des Spottes ihre Feinde verfolgen. Nicht mehr in den Zwingern der Klöster blieb jezt die Blüthe der

Dichtkunst verschlossen; die Ritter achteten es für gleich groß, im Liede wie im Schwerdeskampfe zu siegen, ja selbst Fürsten ergriffen begeistert die vaterländische Harfe; aus den Pallästen der Könige und aus den Burgen der Edlen gingen Sänger hervor, ihr Volk zu verherrlichen und zu ergötzen. Aus den heitern Gefilden Italiens und des südlichen Frankreichs wurde, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, die liebliche Blume der Poesie nach Teutschland verpflanzt, und blühte hier zuerst an den Gestaden des Rheins und Neckars, in dem Lande, dem das herrschende Kaiserhaus entsprossen; aber bald verbreitete sie sich über ganz Teutschland und baute sich ihren Thron am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, auf der erhabenen Wartburg. Heinrich von Veldegg, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Hartmann von der Aue, Walther von der Vogelweide, Wirnt von Gravenberg, Ulrich von Lichtenstein, und viele andere sangen ihre unsterblichen Lieder, und in fröhlichem Wetteifer erhob sich eine rüstige Schaar ritterlicher Sänger, in deren Reihen selbst Kaiser Heinrich VI. einzutreten nicht verschmähte. Das Beispiel der Ritter weckte die Nacheiferung der Gelehrten; Meister Gottfried von Straßburg und Meister Conrad von Würzburg legten reiche Gaben auf den Altar der vaterländischen Dichtkunst; und Manche, die nicht stark genug waren, sich bis zum Dichten zu erheben, machten sich doch das Vergnügen, zu reimen, und brachten, in gereimten Chroniken, die Geschichten der Welt, oder in gereimten Legenden, die Sagen von den Heiligen in Verse. — Doch in den blutigen Verwirrungen, welche seit dem traurigen Ende des glänzenden schwäbischen Kaiserhauses in Teutschland herrschten, fand die Blüthe des

teutschen Adels ihren Untergang, und der ritterliche Gesang in den Sälen der Fürsten und Herren verstummte. Jezt wurden die Städte die Zufluchtsorte desjenigen, was der teutschen Nation von geistiger Bildung, außer der Klosterwelt, noch übrig blieb. Schon früher hatte in den Städten ein eigenthümliches Leben, gegründet auf Gewerbfleiß und gesellige Ordnung, begonnen; sie hatten sich zu diesem Behuf eigne Gesetze gegeben, und ihre Gesetzbücher, oder Willküren, sind, außer ihrem Werthe für bürgerliche Verfassung, auch dadurch wichtig geworden, daß sie zur neuen Ausbildung teutscher Prosa (nächst den allgemeineren Rechtsbüchern, dem Sachsen- und Schwaben-Spiegel) den ersten Grund legten. Durch Handel und Gewerbe gelangten die Städte zu Reichthum und Wohlstand, die sie fähig machten, sich in vielen Dingen dem Adel, ja selbst den Fürsten gleich zu stellen, Kriegsheere auszurüsten, und nicht bloß gegen Angriffe sich zu vertheidigen, sondern selbst Eroberungen zu machen und in Krieg und Frieden gewichtvolle, entscheidende Worte zu sprechen. Die Hansa, dieser große, vornehmlich zur Sicherung des Handels geschlossene Städte-Bund, bewies am deutlichsten, wie weit die Macht der Städte schon gediehen war, und legte zugleich einen festeren Grund zu ihrem noch höheren Erblühen; ja, sie trug wesentlich dazu bei, christlichen Glauben und edlere Sitten bis in die fernsten Gegenden von Europa zu verbreiten. In den Städten selbst wurden die Künste gepflegt. Nicht nur die Baukunst übte sich an Rathhäusern und andern stattlichen Gebäuden; auch die Dichtkunst, nachdem in den Pallästen und Burgen der Gesang verstummt war, flüchtete sich in die Häuser der einfachen, aber nachdenkenden, gefühlvollen und lebensfrohen Bürger. Zum Theil nahmen sich noch Männer von wissenschaftlicher Bildung

des Gesanges an; aber die Zeit, welche jene Gedichte voll höheren Schwunges und zarter Empfindung geschaffen hatte, war vorüber; einfache, aber gemüthliche Lehren der Tugend, des Rechts und der Klugheit, zum Theil in Fabeln und Erzählungen eingekleidet, wie Hugo von Trymberg und Boner sie gaben, traten an ihre Stelle. Sobald aber der Gesang auch in die Werkstätten der Handwerker eingezogen war, musste sich hier die Kunst in ein ganz eigenthümliches Gewand schmiegen. Denn wie man damals auf äußere Formen den größten Werth legte, und das größte Heil in äußerlichen Verbindungen suchte, und wie die mechanischen Künste und Handwerke an die Regeln der Innungen und Zünfte gebunden waren, so ward auch die Kunst des Gesanges zunftmäßig geübt; und die ehrsamen Bürger, welche sich fähig fühlten, in dieser Kunst etwas zu leisten, traten in die zunftmäßig geordnete Gesellschaft der Meistersänger zusammen. Unter ihren Händen wurde nun freilich der Poesie ein trocknes Regel- und Formenwerk aufgedrungen, bei welchem sie sich zu keiner höheren Stufe erheben konnte; sie wurde nicht selten von Leuten geübt, denen es an wahrem Beruf und Geschick dazu gänzlich fehlte, und es kam dadurch eine Menge verunglückter Poesien zum Vorschein, die den Geschmack nur verdarben; aber es ist dabei doch nicht zu vergessen, daß die Meistersänger, bei der Oeffentlichkeit, mit der sie ihr Werk trieben, durch den Innhalt ihrer Lieder, der meistens aus biblischen Geschichten oder aus dem Reiche der Sitten und dem geselligen Leben genommen war, und durch die Freimüthigkeit, mit welcher sie, in Spott und Ernst, Laster und Thorheiten bestraften, zur Bildung guter Sitten im Bürgerstande nicht wenig beitrugen; daß sie zugleich den Sinn für Dichtkunst erhielten und allgemein verbreite-

ten, und dadurch wenigstens die Grundlage für eine künftige neue Schöpfung erhielten.

Weit langsamer und beschränkter waren die Fortschritte der teutschen Prosa. Nach den alten hieher gehörigen Schriften eines Notker und Willeram, und einigen kleineren aufbewahrten Bruchstücken, finden wir eine große Lücke; denn die Gelehrten bedienten sich nicht der Muttersprache in ihren Schriften, und auch die öffentlichen Verhandlungen wurden, da die Schreiber durchgängig geistlichen Standes waren, fast ohne Ausnahme lateinisch abgefasst. Erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts findet man geringe Spuren teutscher Urkunden *), aber diese verschwinden wieder, bis gegen das Ende des dreizehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, von wo sie sich allmählich vermehren, und dann seit dem zweiten Jahrzehent des vierzehnten Jahrhunderts immer zahlreicher und allgemeiner erscheinen. Die Städte machten den Anfang, sich bei öffentlichen Verhandlungen ihrer Muttersprache zu bedienen; ihnen folgten die weltlichen Fürsten und Herren, und viel später erst die geistlichen (in so fern diese nicht bei der Ausstellung ihrer Urkunden mit den Städten oder ihren Bürgern zusammentrafen). In den Urkunden zeigt sich die teutsche Sprache im Ganzen noch sehr rauh und ungelenk; nur die am Kaiserlichen Hofe

*) Die älteste bekannte teutsche Urkunde (eine Eidesformel für die Judenschaft zu Erfurt) habe ich im Königlichen Archive zu Erfurt entdeckt, und in einer jezt erloschenen Zeitschrift (Allgem. thüringische Vaterlandskunde 1822, 24. Stück) zuerst bekannt gemacht. Das Original befindet sich nunmehr im Königlichen Geheimen Staats- und Kabinets-Archive zu Berlin.

ausgefertigten machen eine rühmliche Ausnahme. — Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber öffnete sich eine reichere und reinere Quelle für den Gebrauch teutscher Prosa, in den Gesetzbüchern. Seitdem Ecko von Repkau den Anfang machte, die sächsischen Landrechte in dem bekannten Sachsenspiegel zusammen zu tragen, und nach gleichem Plane in Oberteutschland der Schwabenspiegel gesammelt wurde; seitdem um dieselbe Zeit sich die städtischen Verfassungen immer mehr ausbildeten, und die Städte es nöthig fanden, ihre Rechte, Satzungen und Ordnungen durch die Schrift zu bewahren, vermehrten sich die schriftlichen Gesetzbücher in so großer Zahl, daß binnen einem Jahrhundert fast jede nur einigermaßen bedeutende Stadt ihr eignes geschriebenes Stadtrecht aufzuweisen hatte. — Seitdem sich die Schreibkunst immer mehr unter den Personen weltlichen Standes verbreitete, wurden auch immer mehr Briefe in teutscher Sprache gewechselt, deren sich viele noch aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erhalten haben. — Eigentliche Schriftsteller-Werke wurden vorzüglich durch die mystischen Theologen ins Leben gerufen; es ist insonderheit von Taulers Verdiensten in dieser Hinsicht schon oben die Rede gewesen, und seinen Predigten und moralisch-ascetischen Schriften folgten in der zweiten Hälfte des vierzehnten und im funfzehnten Jahrhundert nicht wenig andere nach, von denen ein großer Theil noch ungedruckt in den Bibliotheken zerstreut liegt. — Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts vermehrte sich die teutsche Literatur noch um einen sehr ergiebigen Zweig, die Chroniken, deren Reihe der bereits rühmlich erwähnte Jakob von Königshofen eröffnet. Dies war ein Feld, auf dem auch Ungelehrte Beschäftigung fanden, und

in der Regel die Mönche, die noch mit ihnen nach gleichem Ziele strebten, weit übertrafen. Die Reiselust, die sich während des funfzehnten Jahrhunderts in allgemeinerem Umfange regte, gab ebenfalls einer besondern Gattung von Schriftsteller-Werken, den Reisebeschreibungen, ihren Ursprung. — Dann fing man an, sich an Uebersetzungen zu machen; und sowohl die Bibel, als andere alte und neue lateinische Bücher (denn auch die Bibel kannte man nur in der lateinischen Uebersetzung) wurden in der Muttersprache bearbeitet; aber freilich sehr fehlerhaft, weil der fremden Sprache, aus welcher man übersetzen wollte, nur Wenige mehr als ganz oberflächlich kundig waren, und brauchbare Hilfsmittel ganz fehlten. — So hatte sich zwar bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts schon ein ziemlich bedeutender Vorrath teutscher Schriftwerke gebildet; allein es fehlte dabei nicht nur an der Berücksichtigung der wesentlichsten Forderungen eines guten Geschmacks, sondern die Bemühungen der Schriftsteller in teutscher Sprache standen auch vereinzelt und wurden zu wenig verbreitet, um für die wahre Kultur und Aufnahme der Muttersprache so, wie es sonst wohl möglich und nützlich gewesen wär, in größerem Umfange zu wirken. *)

Allgemeine Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften lagen in Teutschland lange Zeit ganz außer dem

---

*) Ich habe diesen Gegenstand nur kurz abgefasst, und bin dabei nicht ins Einzelne eingegangen, weil die specielle Geschichte der teutschen Literatur schon in mehrern andern Werken vorgetragen ist, und das, was ich etwa neues und ausführlicheres darüber sagen könnte, besser für den Gegenstand eines besonderen Werkes aufgespart wird.

Gesichtskreise des Zeitalters, und die einzigen, welche einigermaßen diese Stelle vertreten konnten, die Klöster und andere Schulen der Geistlichen für Geistliche, verfehlten immer mehr ihren Zweck, und sanken immer tiefer in Verfall. Endlich wurden in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Anstalten, welche Frankreich und Italien schon lange kannten, auch in Teutschland nachgebildet, und ihr Emporkommen versprach der wissenschaftlichen Bildung einen neuen Umschwung.

Während nehmlich die Wissenschaften in den Klöstern entschliefen, oder aus ihnen ganz entwichen, bildeten sich an andern Orten freie Vereine von Menschen, welche durch kein Gelübde gebunden, von keiner äußeren Nothwendigkeit veranlasst, aus reinem inneren Triebe, die Wissenschaften lehrten und lernten. Daß wenigstens die alten berühmten Hochschulen zu Salerno, Paris, Bologna, und vermuthlich noch andere, besonders in Italien, ursprünglich als freie Vereine von Lehrenden und Lernenden, ohne Zuthun eines Fürsten oder einer andern Obrigkeit, entstanden, ist mit Bestimmtheit zu erweisen. Es war aber natürlich, daß die Fürsten und Obrigkeiten früher oder später den Werth dieser gelehrten Vereine erkannten, sie an gewissen Orten zu bevestigen suchten, auch absichtlich neue gründeten, und sie mit den größten Rechten und Freiheiten ausstatteten; mit Freiheiten, welche zum Theil, nach unsern heutigen Begriffen, sich mit den Hoheitsrechten des Staates und seiner Oberhäupter, ja mit der Einheit und Vollkommenheit einer allgemein wohlgeordneten Staatsverfassung und mit dem wahren Zweck einer Lehranstalt, kaum vertragen. In jenen Zeiten, wo der Werth der Wissenschaften noch so wenig allgemein anerkannt war, wo

Fürsten und Gewaltige so wenig unmittelbar für sie, auch bei dem besten Willen, thun konnten, und wo die, größtentheils selbst noch sehr schwankenden und mangelhaften, Einrichtungen der Staaten ihnen so wenig Schutz zu gewähren vermochten, war es indessen eben so vortheilhaft als nothwendig, Lehranstalten, welche zu langer und fester Dauer bestimmt waren, durch eine freie, unabhängige Stellung, durch äußere Würde, und durch ein gewisses Ansehen von Heiligkeit, zu erheben und zu sichern. Die Auszeichnung, welche der Lehrer und die Lehranstalt genoss, musste dem Uneingeweihten imponiren, und die Achtung, welche man anfangs nur dem Manne zollte, musste bald auf sein Geschäft, auf die Wissenschaft übergehen, und so wirkten die Universitäten zur Vermehrung und Vevestigung des äußern Ansehens der Wissenschaften. Aber der Zunftgeist, welcher durch das ganze Mittelalter in allen Ständen vorherrscht, ward auch auf die Universitäten übergetragen, durch die Vorrechte und die abgesonderte Stellung derselben genährt, und von allen ihren Mitgliedern, auch wenn sie aus der unmittelbaren Verbindung herausgetreten waren, lebenslang beibehalten; und so bildete sich ein eigner Gelehrten-Stand, abgesondert von dem geistlichen und Bürger-Stande. Denn obgleich die Geistlichen, als solche, von dem gelehrten Stande nicht ausgeschlossen waren, so gab ihnen doch ihre geistliche Würde dabei durchaus keinen Vorzug, wenn sie sich nicht auch zugleich eine akademische Würde erwarben. Dieser Bildung eines besondern, mit hohen Vorrechten ausgestatteten Gelehrten-Standes, und insbesondere dem Einflusse der Universitäten, ist es zuzuschreiben, daß die Wissenschaften, bei dem immer mehr einreißenden Verderben der Geistlichkeit, noch aufbewahrt wurden, und daß die Geistlichen selbst, zu einem

heilsamen Wetteifer mit den gelehrten und geachteten Laien genöthigt, nicht noch tiefer und allgemeiner in Unwissenheit und Verwilderung versanken.

Italien, das Land, in welchem die Liebe zu den Wissenschaften nie ganz erloschen war, hatte schon eine bedeutende Anzahl Hochschulen aufzuweisen; auch Frankreich, Spanien, Portugall und England waren damit ausgestattet; Teutschland aber sah noch keine in seinem Schoße erblühen. Wem es hier um Einsammlung wissenschaftlicher Kenntnisse zu thun war, der musste die weite und kostbare Reise nach Italien oder nach Frankreich unternehmen; und da dies nur wenige vermochten, so blieb Teutschland an wissenschaftlicher Bildung eben so weit hinter jenen Ländern zurück, als es an politischer Macht und Bedeutung sich damals noch über sie erhob.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde nun auch in Teutschland der Anfang gemacht, diesem Bedürfniss abzuhelfen. Kaiser Karl IV., ein Fürst, der bei allem Schwankenden, Zweideutigen, selbst Tadelhaften, was in seinem Charakter liegt, doch unverkennbar wohlthätig auf sein Zeitalter einwirkte, gründete, noch ehe er allgemein als Oberhaupt des teutschen Reichs anerkannt war, in Prag, der Hauptstadt seines Erbkönigreichs Böhmen, (1348) die erste Universität, und sah noch während seiner Regierung (1365) neben jener eine zweite, zu Wien, durch die Veranstaltung des Herzogs von Oestreich, entstehen; ja, es war durch das einmal gegebene Beispiel ein solcher Eifer in Teutschland erwacht, daß noch während des vierzehnten Jahrhunderts, bald nach Karls IV. Abgange, innerhalb weniger Jahre, noch drei Universitäten, nehmlich 1386 die zu Heidelberg, 1388 die zu

Cöln, und 1392 die zu Erfurt eröffnet wurden. Von dieser Gründung der ersten teutschen Universitäten muss man billig den Anfang der Wiedergeburt der Wissenschaften in Teutschland herschreiben.

Bei der Einrichtung der Universitäten zu Prag und Wien lag ganz die Form der italienischen Universitäten, bei Heidelberg die der Universität Paris zum Grunde; die älteste Verfassung der Universität Cöln ist mir nicht bekannt; Erfurt aber erscheint in einem, von jenen ganz verschiedenen, rein teutschen Charakter. Da von Erfurt aus, im vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, so wesentlich für die Verbreitung des wissenschaftlichen Lebens in Teutschland gewirkt wurde, und Erfurt daher in der Folge mehrmals genannt werden muss, so wird es nicht unzweckmäßig sein, von der Entstehung und dem frühsten Zustande dieser nun ganz untergegangenen Hochschule, hier einiges einzuflechten.

Erfurt behauptete damals unter den Städten Teutschlands einen vorzüglichen Rang. Das politische Verhältniss dieser Stadt war sehr schwankend und streitig. Der Erzbischof von Mainz, dessen geistlicher Jurisdiction Erfurt nebst dem größten Theile Thüringens unbestritten untergeben war, besaß in und um Erfurt ansehnliche Güter, und übte in der Stadt mancherlei weltliche Fürstenrechte aus; die eigentliche Landeshoheit ward ihm aber von dem Rathe der Stadt nicht zugestanden. Die Stadt selbst hatte sich, theils durch Kauf, theils durch Eroberung, ansehnliche Besitzungen zugeeignet, worunter die Herrschaft Kapellendorf, die unmittelbar vom Kaiser und Reiche zu Lehen ging; sie hatte von den teutschen Kaisern und Königen, nahmentlich noch von Karl IV., stattliche Privilegien erhalten,

war mehrmals zu Reichstagen gefordert worden, hatte sich durch ausgebreiteten Handel ansehnliche Reichthümer erworben, und in Krieg und Frieden sich so hervorgethan, daß Fürsten und Herren sich um ihr Bündniss bewarben. Diese Vorzüge, so wie die günstige Lage der Stadt und das eben so angenehme als wohlfeile Leben in derselben, hatten ohne Zweifel viele Gelehrte bewogen, sich dort niederzulassen und an die Errichtung einer vollständigen Gelehrten-Innung zu denken. Bei der damaligen Seltenheit der Universitäten in Teutschland und im ganzen nordöstlichen Europa, musste auch der Rath zu Erfurt einem solchem Vorhaben, durch Begünstigung und Unterstützung, gern die Hand bieten; denn nicht ohne Grund glaubte man dieser Stadt keine höhere Zierde aneignen zu können, als wenn man sie zum Sitz einer solchen Hochschule machte. Die Erlaubniss zur Gründung derselben konnte damals nirgends anders, als bei dem Papste gesucht werden; denn man betrachtete die Wissenschaften als ein, keiner weltlichen Herrschaft angehöriges, geistiges Gemeingut; das Geistige aber wusste man von dem Geistlichen noch immer nicht mit Genauigkeit zu sondern; und wenn gleich die Geistlichkeit sich nicht mehr im ausschließlichen Besitze der wissenschaftlichen Schätze befand, so behauptete sich doch der Papst, als das geistliche Oberhaupt der Christenheit, noch immer bei dem Rechte der obersten Aufsicht, und eben so glaubte man auch das, was durch den Ausspruch der allgemein gefürchteten geistlichen Macht bestätigt war, vollkommner gesichert.

In jener Zeit war der päpstliche Stuhl viele Jahre lang von Rom nach Avignon verlegt gewesen, und erst Gregor XI. war im Jahre 1377 nach Rom zurückgekehrt. Als dieser nun schon im folgenden Jahre starb,

wählte ein großer Theil der Kardinäle Urban VI. zu seinem Nachfolger; allein die Kardinäle aus der französischen Nation widersprachen dieser Wahl, welche sie für übereilt und ungesetzmäßig erklärten; sie begaben sich von Rom nach Fondi, und wählten hier, unter dem Schutze der Königinn Johanna von Neapel, den Kardinal Robert von Geneve zum Papste, der nun den Nahmen Clemens VII. annahm und sogleich seinen Sitz wieder nach Avignon verlegte. Hier fanden ihn die Abgeordneten der Stadt Erfurt, und erhielten von ihm die erste Zusicherung der erbetenen Privilegien zur Gründung einer Universität.

Das Schreiben, welches der Papst in dieser Angelegenheit an den Rath zu Erfurt erließ, ist *) vom 1. Oktober, pontif. ann. I. also 1378, datirt, und dabei ist es allerdings merkwürdig, daß Clemens VII., dessen Wahl erst am 20. September 1378 vollzogen war, schon am 1. Oktober eine so wichtige Urkunde ausfertigen ließ. Bei der Langsamkeit, mit welcher sonst, bekanntermaßen, die päpstliche Kanzlei zu Werke ging, läßt sich um so mehr auf einen Irrthum in der Zeitangabe schließen, als die eigentliche Stiftungs-Urkunde fast ein Jahr später erschienen ist. Allein, gesetzt auch, daß es mit dem angegebenen Datum seine Richtigkeit hätte (worüber, bei dem Mangel des Originals, nicht zu entscheiden ist), so würden doch die besondern Umstände jener Zeit einigermaßen die Sache erklärlich machen. Die Erfurter hatten ohne Zweifel schon bei dem vorigen Papst um jene Privilegien angehalten, und durch seinen Tod war das Geschäft ins Stocken ge-

*) Nach Jo. Rehefeldii Trophaeum Hermetico-Hippocraticum etc. Erfurt. 1634. 4. pag. 190. sq. — Das Original dieses Schreibens ist nicht mehr vorhanden.

rathen. Unter den Kardinälen, die sich zur Wahl Clemens VII. vereinigt hatten, mochten die Erfurter besondere Freunde haben; in jedem Falle aber war es rathsam, sich, bei einer streitigen Papstwahl, der Anhänglichkeit einer so angesehenen und fast in der Mitte von Teutschland gelegenen Stadt durch eine bedeutende Gefälligkeit zu versichern. Clemens VII. war also von seinen eignen Anhängern, entweder vor, oder doch unmittelbar nach seiner Wahl, angetrieben worden, das Gesuch der Erfurter möglichst zu fördern, ehe diese vielleicht zu seinem Gegner übergingen; und sie fanden den neuen Papst gerade in dieser Sache um so nachgiebiger, da er selbst für einen Freund und Beförderer der Wissenschaften zu gelten suchte. Daß die Erfurter wirklich in den näheren Umgebungen des Papstes bedeutende Fürsprecher hatten, und daß dieser, durch die eilige Gewährung ihrer Bitte, wirklich beabsichtigte, die Stadt für sich zu gewinnen, geht aus mehreren Stellen seiner deshalb an die Stadt Erfurt erlassenen Bulle hervor. Er sagt nehmlich: „Wiewohl wir schon durch die allgemeine aufrichtige Zuneigung, mit der wir alle Glaubigen umfassen, auch euer uns anzunehmen verbunden sind, so erkennen wir doch noch besondere Ursachen, welche uns vielfältig auffordern, den Nutzen und das Wohl eurer Stadt, unter andern Städten Teutschlands vorzugsweise zu befördern. *) — Und weil wir uns der treuen Anhänglichkeit, mit welcher ihr in vergangenen Zeiten der Römischen Kirche mannhaft beigestanden habt, gegenwärtig

*) Etsi etc. Speciales tamen causae cogitationibus nostris se offerunt, quae ad vestri oppidi utilitates et commoda, inter alia oppida Alemanniae, praerogativa quadam multipliciter nos invitant. —

erinnern, so sind wir eurer heilsamen Führung vielfältig verpflichtet, indem wir fest dafür halten und glauben, daß eure Aufrichtigkeit vom Guten immer zum Bessern emporwachsen wird. Da wir also wünschen, eure Stadt und deren Staat rühmlich zu ehren, haben wir, auf das Anhalten Einiger, welche den Nutzen derselben zu befördern suchen, in Gnaden bewilligt ꝛc. *) — Und ob wir gleich nicht glauben, daß ihr, geliebte Söhne, besonderer Ermahnungen bedürfet, so erfordern und bitten wir doch ernstlich euch insgesammt, daß, wofern ihr unsere und unserer Kirche, als eurer Mutter, Ehre sucht, und von dem Höchsten reiche und vielfältige Belohnungen erwartet, ihr, als wahre Katholische, uns anhangen wollet, und alle Briefe und Befehle des gewesenen Erzbischofs von Bari, Bartholomäus de Periguano, **) welcher den apostolischen Stuhl, gegen die heiligen Gesetze, zu seinem und seiner Anhänger Seelenverderben, einzunehmen sucht, zurückweiset, alle diejenigen aber, welche ihr diesem Bartholomäus anhangen sehet, zum Schoße der Kirche

---

*) Et quia fidelem assistentiam, qua anteactis temporibus Romanae ecclesiae fideliter astitistis, recolimus in praesenti, ad vestrum salubre regimen multipliciter obligamur, tenentes firmiter et credentes, quod sinceritas vestra de bono semper in melius crescet. Cupientes igitur vestrum oppidum ejusque statum laudabiliter honorare, ad nonnullorum instantiam, affectantium utilitatem illius, concessimus gratiose, etc.

**) Unter diesem Nahmen ist der Gegenpapst, Urban VI., gemeint.

und zum Pfade der Wahrheit zurückzuführen, euch mit Fleiß bemühet." *) — Viele der oben gebrauchten Worte erscheinen freilich als bloße Komplimente, aber gerade darum beweisen sie desto mehr, da die Päpste selten ohne besondere Ursachen sich gegen Andere so verbindlicher Ausdrücke bedienten.

Die eigentliche Stiftungs-Urkunde, oder die Bulle Papst Clemens VII., welche sich anfängt: In eminentis dignitatis specula, etc. und sich feierlich und ausführlich über die, vorher nur allgemein und kurz erwähnten Privilegien der neuen Universität ausspricht, erschien am 16. September 1379 (XVI. Kal. Octob. pontif. a.

---

*) Et licet, dilecti Filii, egere vos exhortationibus non credamus, nihilominus tamen universitatem vestram requirimus et rogamus attente, quatenus, sicut nostrum et dictae ecclesiae, vestrae matris, affectatis honorem, et ab altissimo amplas praemiorum retributiones multipliciter exspectatis, nobis, ut veri catholici, adhaerere velitis, ac literas et mandata Bartholomaei de Periguano, olim Acchiepiscopi Barensis, qui sedem apostolicam contra sanctiones canonicas nititur in suae ac suorum sequacium animarum salutis dispendium occupare, rejicere, omnesque et singulos, quos eidem Bartholomaeo repereritis adhaerentes, ipsos ad ejusdem ecclesiae gremium et semitam veritatis cum diligentia reducere studeatis etc. — Bei dem oben gebrauchten Worte Universitas darf man an keine Universität denken; es bezeichnet hier, wie sonst noch in vielen Fällen, die Gemeinde, d. h. die Gesammtheit des Rathes und der Bürgerschaft. Was wir eine Universität nennen, heißt dort Studium generale.

I.) *); und unterm 1. Februar 1380 (Kal. Febr. pontif. a. II.) begünstigte der Papst die neue Universität noch durch eine andere Bulle, worinn allen Geistlichen, welche sich zu Erfurt als Lehrende oder Lernende aufhielten, der Genuss ihrer an andern Orten gelegenen Beneficien, ohne Verpflichtung zur persönlichen Anwesenheit, auf fünf Jahre frei gelassen wurde.

Mit der wirklichen Einrichtung der beabsichtigten Hochschule ging es indessen, begreiflicher Weise, nicht so schnell, denn man hatte dazu Gebäude und andere innere Einrichtungen nöthig, vielleicht fehlte es auch, für manche Theile der Wissenschaften, noch an Gelehrten, die man in jenen Zeiten so leicht nicht auftreiben konnte. Ueberdies waren die Erfurter damals auch sehr mit Staats- und Kriegshändeln beschäftigt, die ihre Aufmerksamkeit von jenem Gegenstande vielleicht ablenkten. Inzwischen gelang es Clemens VII. keineswegs, sein Ansehen in Teutschland zu behaupten, vielmehr wurde sein Gegner, Urban VI., hier fast allgemein anerkannt, und die Erfurter mochten es daher auch nicht für rathsam halten, mit ihren Privilegien hervorzutreten. So verstrichen zehn Jahre, bis endlich die Erfurter, die ihren frühern Plan doch nicht gern aufgeben mochten, bei Papst Urban VI. neue Privilegien suchten, und unterm 3. Mai 1389 erhielten. Papst Bonifacius VIII. erneuerte unterm 25. April 1390 auch das Privilegium für die zu Erfurt der Studien we-

*) Da das erste Pontifikats-Jahr Clemens VII. mit dem 20. Sept. 1378 begann, so muss der 16. Sept. des ersten Jahres nothwendig 1379 fallen.

gen lebenden Geistlichen, dessen Wirksamkeit er aber auf zehn Jahre ausdehnte.

Nunmehr wurde die Sache ernstlich zur Hand genommen, und so weit gefördert, daß im Jahre 1392, am Sonntage Misericordias Domini, die neue Universität wirklich eröffnet, der erste Rector erwählt, und hierauf der Anfang der Lectionen gemacht werden konnte. Da um diese Zeit Urban VI. schon gestorben und Bonifacius VIII. an seine Stelle gekommen war, welcher auch in der Folge noch einige wichtige Verordnungen für die Erfurter Universität machte, so sind einige Schriftsteller dadurch zu dem Irrthume verleitet worden, diesen als den Stifter der Universität zu nennen. — Sowohl aus den hierher gehörigen Urkunden, von denen mehrere noch im Original vorhanden sind, als aus andern glaubwürdigen Nachrichten geht hervor, daß der Rath und die Bürgerschaft zu Erfurt die Stiftung der Universität ganz allein vollbrachte, und der Erzbischof von Mainz nichts dabei that, außer daß er das Gesuch der Erfurter am päpstlichen Hofe unterstützte. Der Rath stiftete auch sogleich mit der Gründung der Universität das große Collegium (Collegium majus) theils zum Gebrauche bei den Vorlesungen und andern öffentlichen Verhandlungen, theils zu Wohnungen der Studirenden und ihrer Aufseher; denn lange Zeit hielt man es für nothwendig, daß die Studirenden auf Universitäten, in eigens dazu bestimmten Gebäuden, unter der Aufsicht solcher Personen, die ihre Studien bereits vollendet, und akademische Würden erlangt hatten, zusammen wohnten, und daher machten die Collegia oder Bursen, wie man sie auch nannte, einen wesentlichen Bestandtheil der alten Universitäten aus. Uebrigens erhielt die Universität gleich mit ihrer ersten Stiftung das Recht, die Theologie, das

geistliche und bürgerliche Recht, die Medicin, Philosophie und alle andern erlaubten Wissenschaften *) zu lehren, und alle akademischen Würden zu ertheilen.

Unter den Nahmen der ersten Lehrer der Erfurter Universität, (welche sich größtentheils von der Universität Prag dahin wandten) findet sich zwar keiner, der in der Geschichte der Wissenschaften eine besondere Bedeutung erlangt hätte; dies darf man indessen den damaligen Gelehrten nicht zum Vorwurf machen, da bei den festen und unwandelbaren Formen, in denen sich damals alle Wissenschaften bewegten, und über die man selten hinaus ging, auch nur sehr selten ein Mann erscheinen konnte, der für uns noch besondere Aufmerksamkeit verdiente. Auf diesen Gegenstand werde ich weiter unten zu sprechen kommen. Interessant ist es jedoch, die ersten Männer, wenn auch nur den Nahmen nach, zu kennen, die an einer, in der Folge so blühenden und für die Wissenschaften so einflussreichen Anstalt arbeiteten. Ehe ich jedoch ihre Nahmen einzeln aufführe, muss ich erst einige Worte über das Verhältniss der Universitäts-Mitglieder vorausschicken.

Man betrachtete damals eine Universität nicht sowohl nach ihrem Zweck, als Lehranstalt, sondern vielmehr nur nach ihrer äußern Gestaltung, als eine geschlossene und öffentlich anerkannte Verbindung von Leuten, die bestimmte Rechte genossen. Zu diesen Rechten gehörte,

---

*) Bei dem Ausdruck erlaubter Wissenschaften (in qualibet alia licita facultate) muss man sich erinnern, daß man damals allgemein an das Dasein geheimer oder verbotener Wissenschaften, als der sogenannten schwarzen Künste, Nekromantie u. dergl. glaubte, die hiermit von den Beschäftigungen der Universitätslehrer ausgeschlossen sein sollen.

außer dem, welches immer als das vornehmste betrachtet wurde, nehmlich dem privilegirten Gerichtsstande, zwar auch das, zu lehren und zu lernen; aber es stand bei jedem, ob er von diesem Rechte Gebrauch machen wollte. Der Unterschied zwischen Lehrenden und Lernenden war auch damals gar nicht so scharf bestimmt, als man denken sollte; denn es zogen nicht selten viele schon bejahrte Leute noch des Lernens wegen auf Universitäten, und mancher fand sich fähig, eine Wissenschaft zu lehren, während er eine andere studirte, so daß es gar nichts ungewöhnliches war, einen und denselben Mann, die eine Stunde als Lehrer, und die andere als Zuhörer im Hörsaale zu erblicken. Daher findet man auch mit dem Nahmen Studenten (Studentes) nicht, nach unserm Sinne, bloß die Lernenden, sondern auch die Lehrenden, überhaupt alle die sich mit der Gelehrsamkeit beschäftigten, bezeichnet. Nur die Studirenden, welche in den Collegien unter der Leitung ihrer Magister lebten, und freilich im Anfange die Mehrzahl ausmachten, waren verbunden, gewisse ihnen vorgeschriebene Vorlesungen zu besuchen; die übrigen (welche nicht de collegio, sondern de communi waren) konnten darinn nach ihrer Freiheit verfahren. Eben so war es jedem, der seine Studien vollendet und eine akademische Würde erlangt hatte, freigestellt, als Lehrer aufzutreten, und viele bedienten sich dieses Rechts, obgleich diejenigen, die es nicht thaten, darum nicht aufhörten, Mitglieder der Universität zu sein, wenn sie nur sonst an ihren Verhandlungen Theil nahmen. Da nun aber auf diese Art die Anzahl der wirklichen Lehrer bald groß bald klein war, so wurden, um es nicht ganz aufs Ungewisse ankommen zu lassen, ob und was gelehrt werden sollte, einzelne Männer, theils von der Universität erwählt, theils von der Obrigkeit angestellt, um

ein gewisses Lehramt, für immer, oder nur für einige Zeit, zu übernehmen; wofür sie eine bestimmte Besoldung empfingen. Während also jene zum Lehren berechtigt waren, waren diese dazu verpflichtet; sie wurden Professores oder Lectores ordinarii genannt, hatten aber als solche bei der Universität, als Corporation betrachtet, keine besondern Vorrechte. Da man indessen in der Regel die gelehrtesten Leute zu diesen Stellen erwählte, auch wohl von fremden Orten herbeirief, so lässt sich leicht denken, daß sie mehrentheils in einem gewissen persönlichen, höheren Ansehen standen. Ueber das Verhältniss der Wissenschaften, mit denen man sich auf den Universitäten vornehmlich beschäftigte, werde ich weiter unten zu sprechen Gelegenheit nehmen.

Zum ersten Rector der Universität Erfurt war nun Ludwig Mülner aus Arnstadt, Magister der freien Künste und Baccalaureus des geistlichen Rechts, erwählt worden. Außer ihm waren die angestellten öffentlichen Lehrer oder Professoren: Conrad von Dryborg, Doctor des geistlichen Rechts und Magister der Künste, Canonicus zu Bardewyk, Halberstadt und Verden; Nicolaus Humleven, Doctor der Medicin und Magister der Künste; Heinrich von Grebinstein, Magister der Künste und Baccalaureus der Theologie; Amplonius von Rheinbergen, Magister der Künste und Baccalaureus der Medicin; und Angelus von Dobelyn, Augustiner-Ordens, Professor der Theologie. Außerdem hatten sich aber noch mehrere Canonici der geistlichen Stifter zu Erfurt, und andere bereits mit akademischen Würden versehene Männer, an der Zahl 15, zu Mitgliedern der Universität aufnehmen lassen, von denen, wie es scheint, die meisten ebenfalls als Lehrer auftraten. Von einigen,

als Heinrich von Breitenbach, Licentiat des geistlichen Rechts und Canonicus zu Fritzlar, M. Thammo von Nebra, M. Heinrich von Münden, läßt es sich mit völliger Gewissheit behaupten. Außerdem kam, noch im ersten Jahre der Universität, Gobelinus Persona, ein Geistlicher, der sich unter seinen Zeitgenossen durch Scharfsinn und Freimüthigkeit auszeichnete, wahrscheinlich mehr des Lehrens als des Lernens wegen, dahin, und ihm folgte in den nächsten Jahren eine beträchtliche Anzahl, für ihre Zeit, nicht unberühmter Männer.

Auf den älteren Universitäten waren Lehrende und Lernende in Nationen eingetheilt; eine Veranstaltung, welche späterhin auch Leipzig annahm, ohngeachtet aus jener Absonderung der Nationen, sowohl auf den italienischen Universitäten, als in Prag, die heftigsten Parteiungen und Zerrüttungen entstanden waren. In Erfurt finden wir von dieser Eintheilung in Nationen gar keine Spur, sondern die Universität bildete anfangs einen ganzen, ungetheilten Körper, bis, wenige Jahre nach ihrer ersten Eröffnung, die Eintheilung in Fakultäten sich bildete, die auf keine äußern Umstände, sondern zunächst auf die damaligen Ansichten des gegenseitigen Verhältnisses der Wissenschaften gegründet war.

Man theilte nehmlich damals alle höheren Kenntnisse in die Wissenschaften (scientias) und Künste (artes). Zu jenen rechnete man die Theologie, das geistliche und bürgerliche Recht und die Medicin; zu den letztern alle diejenigen Kenntnisse, welche mehr zur allgemeinern Bildung dienten. Die Zahl der Künste (die man auch, der Auszeichnung wegen, die freien Künste, artes liberales, nannte), ward allgemein auf sieben bestimmt, aber in

der Angabe der einzelnen sind die Schriftsteller und das Herkommen verschieden. Bei den Alten werden sie z. B. so gezählt: Grammatik, Rhetorik, Musik, (diese betrachtete man als die geringeren und nannte sie zusammen genommen das trivium); Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, (diese betrachtete man als höhere, und nannte sie das quadrivium). Später, als man mit den Werken des Aristoteles bekannter geworden war, stellte man, nach den Hauptwerken des letzteren, andere Disciplinen auf, und fasste dagegen mehrere der obigen zusammen. Zu der Zeit, von welcher wir zunächst sprechen, scheint man in Erfurt, wie auf den meisten Universitäten, folgende Disciplinen hieher gerechnet zu haben: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Physik, Metaphysik und Moral. Alles was nicht in den Kreis dieser Wissenschaften und Künste passte, war lange Zeit von dem Universitäts-Studium so gut wie ausgeschlossen. Bei der Eintheilung in Facultäten nahm nun jede der drei Wissenschaften eine eigne Facultät ein, die sieben freien Künste aber wurden in die vierte Facultät zusammen gefasst, welche man anfangs Facultas artium nannte, bis späterhin (doch erst im 16. Jahrhundert) der Nahme der philosophischen Facultät dafür aufkam. Der Nahme Facultät bezeichnet also, im weitsten Sinne, die Gesammtheit derjenigen Mitglieder einer Universität, die sich einem der angenommenen Hauptzweige des Wissens gewidmet haben. Von den engeren Bedeutungen jenes Wortes ist hier nicht die Rede.

Diese Eintheilung in Facultäten geschah übrigens zunächst bloß der Bequemlichkeit und bessern Uebersicht wegen, und war keineswegs so streng, daß daraus, wie bei der alten Eintheilung der Nationen, völlig geschiedene Abtheilungen entstanden wären. Denn erstlich begriff die Ein-

theilung der Facultäten nur die Lehrenden, oder diejenigen, welche bereits akademische Würden besaßen, ohne sich zugleich über die Studirenden zu erstrecken; und dann war auch von jenen keiner so streng an eine Facultät gebunden, daß er nicht zugleich einer andern angehören konnte, wenn er sich mehr als einer Wissenschaft gewidmet hatte; ein Beispiel, das wir in den älteren Zeiten gar nicht selten finden. Denn außer daß die meisten, welche den obern Facultäten angehörten, zuvor die Magister-Würde in den freien Künsten *) angenommen hatten, gab es auch nicht wenige, die sich in zwei oder gar allen drei höhern Facultäten versuchten. So, um nur einige Beispiele von Erfurt anzuführen, war Hermann Lurtz von Nürnberg, der 1395 nach Erfurt kam, Doctor der Theologie und Medicin; Johann Schönemann von Northeim, der 1424 daselbst aufgenommen wurde, war zugleich in der juristischen und medicinischen Facultät. Bei dem damaligen Zustande der Gelehrsamkeit, wo die Wissenschaften von weit geringerem Umfange waren als jezt, und weit mehr Gedächtniss als Nachdenken erforderten, dürfen uns solche Beispiele nicht so sehr Wunder nehmen, als wenn sich dergleichen in unsern Tagen ereignet. —

---

*) Nach altem Herkommen wurde die höchste Würde in den drei obern Facultäten die Doctor-Würde genannt; die vierte Facultät ernannte keine Doctoren, sondern Magister (Meister). In der Folge pflegten sich diejenigen, welche zugleich die Doctor-Würde in einer der obern Facultäten besaßen, auch Doctoren der Philosophie zu nennen, z. B. Theologiae et Philos. Doctor; und seit den lezten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts ist der Magister-Titel ganz verschmäht worden, so daß man überall nur von Doctoren der Philosophie hört.

Die Universität Erfurt erlangte schon in den ersten Jahren ihres Bestehens einen vorzüglichen Ruhm, der sich theils auf das Ansehen der hier vereinigten Lehrer, theils aber auch auf die Vorzüge, welche die Stadt darbot, gründete. Denn Erfurt war damals durch ihren Handel und durch ihr politisches Verhältniss eine der angesehensten Städte Teutschlands, und sowohl die Lebhaftigkeit im Innern, welche daraus hervorging, als die schöne Gegend, in welcher Erfurt liegt, machte den Aufenthalt daselbst sehr angenehm; alle Lebensmittel waren hier reichlich vorhanden und wohlfeil; der Umgang mit so vielen angesehenen Personen geistlichen und weltlichen Standes, dessen man hier ungehindert genießen konnte, war nicht weniger einladend, und dadurch, daß Erfurt nicht unter dem Einfluss eines Fürsten stand, sondern sich ganz in einem freien und kräftigen Bürgerthum bewegte, gewann die Lebensart daselbst eine höhere, und doch anständigere Freiheit, als sie an den meisten andern Orten damals möglich war. So geschah es, daß Freunde der Wissenschaften, nicht nur aus allen Theilen von Teutschland, sondern auch aus dem nördlichen Europa und andern Ländern, sich zu Erfurt in großer Anzahl zusammenfanden, und selbst die fürstlichen und gräflichen Häuser Sachsen, Hessen, Baden, Holstein, Anhalt, Henneberg, Hohenzollern, Schwarzburg, Waldeck, Solms u. a. m. ihre Angehörigen hieher sandten, um sich in den Wissenschaften auszubilden. Während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts wurden jährlich, im Durchschnitt, gegen 400 neu angekommene Studirende bei der Universität aufgenommen; ja, im Jahre 1455 betrug die Zahl derselben 538. Es galt unter den Gelehrten in Teutschland für eine Auszeichnung in Erfurt studirt zu haben, und bei der Errichtung neuer Universitäten suchte

man Lehrer von Erfurt dahin zu ziehen. So wurde z. B. 1409, bei der Gründung der Universität Leipzig, der erste Professor des bürgerlichen Rechts, D. Conrad Thus, von Erfurt dahin berufen; desgleichen war der erste Rector der (1419) neu gestifteten Universität Rostock, M. Peter Steinbeck, von Erfurt dahin gekommen. Auch zu den berühmten Kirchenversammlungen zu Anfange des 15. Jahrhunderts wurden Abgeordnete der Universität Erfurt gefordert. In dieser Eigenschaft befanden sich unter andern auf dem Concilium zu Constanz zwei Augustiner, Angelus von Dobelyn und Johann Zachariä, beide Doctoren der Theologie, von welchen der erste, durch seine geistreichen Predigten, den Beifall des Papstes so sehr gewann, daß ihn dieser, mit Anspielung auf seinen Nahmen, einen wahrhaften Engel genannt haben soll. Auch auf das Concilium zu Basel reisten im Jahr 1432, als Abgeordnete der Universität Erfurt: Nicolaus Beyer, Doctor des geistlichen Rechts und Prokanzler der Universität, Matthäus Döring, Doctor der Theologie, Johann Schunemann, Doctor der Medicin, und Arnold Westphal, Licentiat der Rechte, welcher letztere in der Folge Bischof zu Lübeck wurde.

Auch an wissenschaftlichen Anstalten sollte Erfurt keinen Mangel leiden. Da man die Collegien damals für wesentliche Stücke einer Universität hielt, so glaubte sich Amplonius de Fago, einer der ersten Lehrer zu Erfurt, ein vorzügliches Verdienst zu erwerben, indem er 1421 das nach seinem Nahmen genannte Collegium Amplonianum stiftete, das in der Folge einen wesentlichen Theil der philosophischen Facultät ausmachte; und ganz nach seinem Beispiel gründete Heinrich von Gerbstede, Propst des Domstiftes zu Erfurt, 1448 das Collegium

Marianum oder die sogenannte Schola juris, vorzüglich um damit das Studium der Theologie und der Rechte zu befördern; anderer ähnlicher, aber kleinerer, und zum Theil wieder eingegangener Stiftungen nicht zu gedenken. Amplonius schenkte seiner Stiftung zugleich seine eigne, für die damalige Zeit reiche und kostbare Bibliothek, in der sich unter andern viele Handschriften von Klassikern befanden. Außerdem besaß aber auch die Universität schon eine gemeinschaftliche Bibliothek, zu welcher Johann Wessel von Xanten, Doctor der Medicin und Philosophie, schon im Anfange des 15. Jahrhunderts, durch Schenkung den Grund gelegt hatte, und die sich nachher, ebenfalls durch Schenkungen der Universitäts-Mitglieder und anderer Freunde der Wissenschaften, ansehnlich vermehrte. —

So wie also Erfurt an Glanz und Ansehen mit den andern teutschen Universitäten wetteifern konnte, so wirkte es ohne Zweifel auch zur Erhaltung und Ausbreitung der Wissenschaften in gleichem Verhältniss, so gut es die damaligen Zeitumstände gestatteten; denn in diesen war freilich, bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, noch kein höherer Aufschwung der Wissenschaften zu erkennen, sie bewegten sich noch immer nur in den gewohnten Kreisen, und ihr stilles Vegetiren hatte sich noch nicht zu einem regen, selbstthätigen Leben erhoben.

Um den Unterschied der damaligen Geistesbildung, wie sie auch die berühmtesten Universitäten Teutschlands gaben, von der spätern recht deutlich darzustellen, mag hier eine kurze Schilderung des wissenschaftlichen Lebens folgen, wie es um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts noch fast allgemein war, und, mit wenigen Ausnahmen, sich bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhielt.

Die Gegenstände, welche den Stoff des Unterrichts auf Universitäten ausmachten, sind oben schon im allgemeinen genannt worden; es waren nehmlich die sogenannten drei höhern Wissenschaften und sieben freien Künste. Das Studium aller dieser Gegenstände war, eben so wie die äußere Einrichtung des Universitätswesens, in streng vorgeschriebenen stehenden Formen befangen. Wie der Jurist an die Vorschriften des päpstlichen und kaiserlichen Rechts, so band sich der Theolog, nicht etwa an die Bibel, die nur wenigen bekannt war und kaum von einem in den Grundsprachen gelesen wurde, sondern an die Sentenzen des Petrus Lombardus, die Summa des Thomas von Aquino, und ähnliche Werke der scholastischen Doctoren; eben so der Mediciner, der doch unter allen am meisten eigner Beobachtung der Natur, Erfahrung und Beurtheilung bedurft hätte, an den Galenus, der Philosoph an den Aristoteles, die man ebenfalls nur aus schlechten und verdorbenen lateinischen Uebersetzungen kannte, oft falsch verstand, und doch sklavisch verehrte. Für die größten Gelehrten galten gewöhnlich nur die, welche aus den vergötterten Grundbüchern das meiste herzusagen und sich darüber am wortreichsten auszubreiten wusten; von tieferem Eindringen in den Sinn, von gründlicher Prüfung, war dabei selten die Rede. Der Schüler sprach dem Lehrer getreulich seine eingebildete Weisheit nach, und schwur auf die Worte des Meisters; Abweichungen von dem, was einmal als allgemein angenommen war, hielt man fast für unmöglich; wollte einer einmal etwas neues aufstellen, so bestand die Neuheit meistens nur in den Worten, und die Sachen waren theils unnütze Spitzfindigkeiten, theils trostlose Früchte des Aberglaubens und der Schwärmerei. In allen wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen herrschte

die Liebe zum Kleinlichen vor; man mühte sich ab mit einer ängstlichen Zergliederung der unbedeutendsten Einzelnheiten, die entweder an sich gar nichts fruchteten, oder die man doch wenigstens nicht für größere, allgemeinere Ansichten zu benutzen verstand. Auch die Naturlehre (die man nur darum in den Kreis der Künste aufnahm, weil man etwas davon im Aristoteles fand) war ganz ein solches Gebäude von nichtigen Spekulationen; an wahre Beobachtung der Natur, oder gar an absichtlich angestellte Versuche, dachte keiner. Diejenigen Wissenschaften aber, die sich nicht in den Kreis jener sogenannten sieben freien Künste zwingen ließen, lagen ganz öde. Die Geschichte war bloße Chronik, für die ältern Zeiten mit abenteuerlichen Fabeln vermischt, für die neuern ein trockne Zeitregister; nur bei wenigen, besonders vor ihrem Zeitalter ausgezeichneten Männern, finden wir Andeutungen einer scharfsinnigen, kritischen Behandlung der Geschichte; daß sie aber auf Universitäten gelehrt worden wär, davon findet sich gar keine Spur, weil man ihren Geist und Zweck damals nicht kannte, sie also zu lehren weder verstand noch der Mühe werth hielt. Von den Kenntnissen, die wir jezt mit dem Nahmen der Philologie umfassen, gab es damals nichts als eine höchst dürftige und trockne Grammatik, und zwar nur der lateinischen Sprache, denn die griechische und noch mehr die orientalischen, waren in Teutschland fast ganz unbekannt. Mit der Muttersprache beschäftigten sich diejenigen, die für Gelehrte gelten wollten, fast gar nicht. Das schöne Zeitalter, wo es eine Zierde der Edlen war, in teutscher Sprache zu dichten, war vorüber; des teutschen Gesanges hatten sich die ehrsamen Handwerksmeister bemächtigt, und obwohl mancher unter diesen in praktischer Lebensklugheit und frommer Sitte manchen der damaligen

Gelehrten übersehen mochte, so sahen doch die meisten der letztern stolz über jene hinweg, und achteten sich zu erhaben, ihre einfachen Beschäftigungen zu theilen. Die teutsche Sprache wurde zwar in den meisten öffentlichen Verhandlungen gebraucht; doch waren diese so einförmig, daß daraus der Sprache kein großer Gewinn zuwachsen konnte. Wissenschaftliche Schriften wurden, fast ohne Ausnahme, in lateinischer Sprache abgefasst, und in eben derselben die akademischen Vorträge gehalten; doch war dies Latein das schlechteste, das man sich vorstellen kann. Wörter und Redensarten, theils dem teutschen nachgebildet, theils von ganz eigner Erfindung, treten in Menge auf, neben andern zahlreichen Verstößen gegen den guten Geschmack und selbst gegen die Regeln der Grammatik; die ganze Schreibart ist so barbarisch, daß vieles aus jenen Zeiten uns ganz unverständlich ist, und kaum ein Schüler sich des Lachens enthalten kann, über Dinge, die damals oft die gelehrtesten Männer im tiefsten Ernst, und nach ihrer Meinuug gewiss recht nachdrücklich, schrieben. Der spielende Geschmack jener Zeiten offenbarte sich unter andern auch darinn, daß man über alles Verse schrieb, und ganze wissenschaftliche Lehrbücher, über Grammatik, Arithmetik, Geometrie, u. a. m. in lateinischen Versen verfertigte; aber welche Verse! Daß von dem Walten eines wahren Dichtergeistes darinn nicht die Rede sein konnte, versteht sich beinahe von selbst; aber auch gegen die einfachsten und wesentlichsten Regeln des Silbenmaßes wurden häufig die gröbsten Fehler begangen, und der Reim, der den alten römischen Dichtern verhasst war, durfte in diesen neulateinischen Gedichten nie fehlen, wenn sie für vollkommen gelter sollten. Ueberhaupt sucht man in jenen Zeiten alles, was guter und reiner Geschmack heißt, vergebens; und

wie konnte dies auch anders sein, da man die einzigen Quellen des guten Geschmacks, die Werke der alten Griechen und Römer, theils gar nicht kannte, theils nicht benutzte. Höchst selten wurden sie gelesen, und geschah dies, zur Ausnahme, denn doch einmal, so begnügte man sich, sie nach den Regeln der damaligen, einseitigen und trocknen Grammatik durchzugehen, wie in den niedrigsten Klassen der Schulen; an geschmackvolle Bearbeitung und Nachahmung der Klassiker, an Eindringen in ihren Geist, war nicht zu denken; höchstens sammelte man daraus einzelne abgerissne Sentenzen, und darum waren auch die Schriftsteller besonders beliebt, die an solchen Sentenzen recht reich waren. Sogar das Christenthum, damals selbst im tiefsten Verfall, musste den Vorwand zur Vernachlässigung der alten Klassiker herleihen, weil man sich nicht mit ihren heidnischen Greueln beflecken wollte; und doch wurden unter den Dichtern zwei, an denen die Moral die meisten Ausstellungen machen dürfte, Terenz und Ovid, gerade noch am liebsten gelesen; denn manche üppige Schilderung machte den ehrwürdigen Herren selbst in einsamen Stunden ein heimliches Vergnügen. Neben ihnen kannte man höchstens noch den Virgil, doch kaum mehr als dem Nahmen nach; ihn zu lesen, dahin verstieg man sich selten, sondern behalf sich mit magern Auszügen. Von den griechischen Dichtern kannte man keinen, als den Homer, und an diesen hätte man freilich die schätzbarste Bekanntschaft gemacht, wenn man sie zu benutzen verstanden hätte; aber in der Ursprache konnte ihn niemand lesen, selbst die elenden lateinischen Uebersetzungen, dem damaligen Zustande der Kenntnisse angemessen, wurden selten gefunden, und in den erhabenen Liedern des göttlichen Sängers fand man nichts als abenteuerliche Mährchen, mit denen man sich

nicht gern viel zu schaffen machte. Dagegen beschäftigte man sich fleißig mit den Sittensprüchen des Dionysius Cato und mit einer Bearbeitung der äsopischen Fabeln in schlechten lateinischen Versen. Ueber beide wurden weitläuftige moralische Auslegungen, mit dem größten Aufwande der damaligen Gelehrsamkeit, geschrieben. Ferner wurde Boethius, als ein christlicher, dabei an Allegorien, Spitzfindigkeiten und Sentenzen reicher, und daher sowohl dem Geschmack als der Philosophie jener Zeit recht angemessener Schriftsteller, hochgeschätzt. Zuweilen kam auch wohl jemand an eine Schrift des Philosophen Seneca, oder, wer ganz besonders gelehrt sein wollte, an den tiefsinnigen und mystisch-dunkeln Apulejus; doch wurden diese schon mit größerer Scheu behandelt. Auf die genannten Schriftsteller, und auf den Aristoteles, oder vielmehr die barbarisch-lateinischen Uebersetzungen seiner Werke (die von vielen für die Urschrift gehalten wurden), beschränkte sich fast allenthalben die ganze Kenntniss der alten Literatur. Wie schlecht man mit der Kenntniss der griechischen Sprache berathen war, geht unter andern daraus hervor, daß in den meisten Handschriften lateinischer Klassiker, die griechischen Stellen, welche hin und wieder in ihren Werken vorkommen, theils ganz weggelassen, theils so fehlerhaft und unlesbar geschrieben sind, daß man deutlich sieht, wie der Schreiber nicht wusste was er schrieb, sondern ihm selbst unverständliche Zeichen bloß hinmahlte. — Die häufigste, beliebteste und ehrenvollste Beschäftigung auf den Universitäten war das Disputiren, das mit der herrschenden scholastischen Philosophie in der wesentlichsten Verbindung stand. Seit dem Aufkommen derselben hatte man es, noch vor der Entstehung der Universitäten, schon in den Klosterschulen fleißig getrieben;

aber auf den Universitäten, wo überhaupt der Scholasticismus so tief einwurzelte und wucherte, fand auch die Disputirkunst einen äußerst günstigen Boden. Zuerst findet man die berühmtesten Disputationen in Paris; hier wurden sie mit der äußersten Feierlichkeit, aber auch mit der heftigsten Hitze und Hartnäckigkeit behandelt, hier fanden sie die allgemeinste Aufmerksamkeit und die lebhafteste Theilnahme; und da sich auf dieser uralten und weitberühmten Hochschule die Freunde der Wissenschaften, fast aus ganz Europa, zusammen fanden, so musste sich dieser Disputir-Geist, mit der scholastischen Philosophie zugleich, auch auf die auswärtigen Universitäten, nahmentlich die teutschen, bei deren Errichtung ohnehin Paris großentheils zum Muster diente, verbreiten. Bei den Schwierigkeiten, welche, vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit dem Vervielfältigen und Verbreiten schriftlicher Werke verbunden waren, gab es auch damals in der That kaum einen andern Weg, neue Ideen in Gang zu bringen und zu prüfen, oder die herkömmlichen Vorstellungen gegen sie zu vertheidigen, als die öffentlichen Disputationen, und so wie, eigentlich in Folge dieses Umstandes, alle Vorschriften zur wissenschaftlichen Untersuchung, welche die scholastische Dialektik enthielt, ganz auf die Disputation berechnet waren, so wurde man hierdurch wieder verleitet, die Disputation als das einzige, oder doch vornehmste formelle Mittel der Prüfung zu betrachten. Nun kam es, durch das Ansehen, in welchem die Disputationen standen, bald genug dahin, daß man aus dem Mittel einen Zweck machte, und bloß um des Disputirens willen disputirte. So wurde die Disputation ein bloßes Spiel des Verstandes, in der Regel so wenig auf innere Ueberzeugung berechnet, daß man vielmehr ein besonderes Verdienst darein setzte, die widersprechendsten

Dinge mit gleicher Fertigkeit zu beweisen, oder auch, mit dem größten Aufwande von dialektischer Kunst, mehrere Tage hinter einander, über — Nichts zu disputiren, und die Zuhörer dabei um so besser zu unterhalten, je weniger sie aus einem solchen künstlichen Streite lernten. Daraus, daß die Regeln des Disputirens damals zugleich die Methodik für alle wissenschaftliche Untersuchung enthielten, lässt es sich auch erklären, warum so viele Bücher schon in der Form eines Gesprächs, oder vielmehr einer Disputation, abgefasst, oder doch dieser gemäß eingetheilt wurden. Man theilte die Abhandlungen in Quaestiones und Responsiones, Problemata und Solutiones, und gab dadurch den Lesern sogleich die Mittel zum Gebrauche derselben für eine künftige Disputation an die Hand. Da die öffentlichen Disputationen immer von einer sehr großen Anzahl von Zuhörern besucht wurden, so war auch Ehre dabei zu gewinnen, denn je rüstiger und gewandter jemand in diesen dialektischen Kämpfen war, um so mehr ward er von der Menge bewundert; dies reizte wieder die Eitelkeit anderer zum Wetteifer, und so wurde die Disputirkunst immer höher getrieben, aber auch immer nichtiger in ihrem Innern. — Bei solcher Unvollkommenheit der wissenschaftlichen Bildung, und bei der festen, ja eigensinnigen Beharrlichkeit, mit welcher man gleichwohl an diesen starren Formen und in diesen engen Schranken fest hielt, und damit jeden höheren und freieren Aufschwung des Geistes verbannte, ferner bei dem wenigen Sinne für Gemeinnützigkeit in allen wissenschaftlichen Bestrebungen, konnten die Universitäten, auch unter den berühmtesten Lehrern ihrer Zeit, das nicht werden, was man, bei ihrem großen Ansehen und ihrem ausgedehnten Wirkungskreise, von ihnen unter günstigern Umständen mit Recht hätte erwarten können.

Da indessen die Universitäten doch immer die eigentlichen Schatzkammern des Wissens, und die Anstalten waren, welche dem wissenschaftlichen Leben ein freieres Dasein und festeres Gepräge gaben, und dem höheren Aufschwunge der geistigen Thätigkeit hierdurch vorarbeiteten, so verdienen die Männer, welche sich bei ihrer Gründung und ersten Entwickelung vorzüglich thätig zeigten, wenn sie auch den Wissenschaften selbst noch keine neuen Fortschritte bereiteten, doch immer ein achtungsvolles Andenken, und es ist daher der Mühe werth, uns mit dem Leben und Wirken einiger der ersten teutschen Universitätslehrer genauer bekannt zu machen. Fast alle Männer, die wir hier mit einiger Auszeichnung nennen können, gehören in die Reihen der Scholastiker, und wir stoßen kaum auf einen und den andern, der einen verschiedenen Weg des Denkens einschlug, oder sich in einer andern Wissenschaft hervorthat.

Johann Buridanus war zu Bethune in der Grafschaft Artois geboren, und studirte zwischen 1320 und 1330 zu Paris, wo er Occam zum Lehrer hatte, und von diesem die Grundsätze des Nominalismus annahm. Er trat nachher selbst als Lehrer zu Paris auf, und stand dort, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in Ansehen, machte sich aber, durch seine Vertheidigung des Nominalismus, unter den damaligen Lehrern zu Paris, welche noch durchgängig Realisten waren, und unter ihren Anhängern so viele Feinde, daß er genöthigt wurde, Paris zu verlassen. Er wandte sich hierauf nach Oestreich, wo ihn Herzog Albert V. mit Achtung aufnahm, und auf seinen Rath die Universität Wien errichtete, auf welcher Buridanus einer der ersten Lehrer war, und so vorzüglich den Nominalismus nach Teutschland verpflanzte.

Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Er hinterließ zahlreiche Schriften, welche größtentheils in Auslegungen der Bücher des Aristoteles, über Logik, Metaphysik, Physik, Moral, Politik u. a. m. bestanden.

Heinrich von Hessen (Henricus de Hassia), der ältere dieses Nahmens, auch von Langenstein, war anfangs, als Doctor der Theologie und Magister der freien Künste, Lehrer an der Universität Paris, und erhielt bei derselben die Stelle eines Vicekanzlers, erlangte nachher ein Canonicat zu Worms, und wurde endlich von Herzog Albert von Oestreich nach Wien berufen. Dieser Universität war nehmlich, in ihren ersten päpstlichen Privilegien, noch keine besondere theologische Fakultät bewilligt worden, sondern diese wurde erst im Jahre 1384 errichtet; Heinrich von Hessen war der erste öffentliche Lehrer in derselben, und half auch ihre Statuten verfassen. Er starb 1397. Seine Schriften sind ungemein zahlreich, und bei weitem nicht alle durch den Druck bekannt geworden. Größtentheils sind sie theologischen und philosophischen Innhalts. Es gehört hierher ein Commentar (Summa quaestionum) über die Sentenzen; mehrere Commentarien über biblische Bücher, worunter besonders ein äußerst weitläuftiger Commentar über die vier ersten Kapitel der Genesis berühmt ist; ein biblisches Wörterbuch (Vocabularius biblicus), welches in den ersten Zeiten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst (ohne Ort und Jahr) gedruckt worden; ein Gespräch vom Zustande der Seele (Speculum animae, s. Soliloquium animae), wovon Jacob Wimpheling (1507) die erste Ausgabe besorgt hat; ein moralisches Werk, an Herzog Albert von Oestreich gerichtet, von den sieben Hauptsünden und den

ihnen gegenüberstehenden Tugenden (de septem vitiis mortalibus et aliquibus virtutibus eis oppositis, oder: de cognitione sui et de septem peccatis capitalibus), welches er ursprünglich teutsch abgefasst haben soll; eine Anleitung zum Predigen (de arte praedicandi) und mehrere Predigten, auch viele andere praktische und ascetische Schriften, ferner polemische Schriften, theils gegen Wiclef, theils in Beziehung auf die damalige langwierige Kirchenspaltung zwischen zwei Päpsten, und gegen die unter der Geistlichkeit eingerissenen Unordnungen; verschiedene Briefe, worunter ein allegorischer: Lucifer, König der Unterwelt, an die geistlichen Fürsten; einige astronomische Schriften, wie denn Georg Purbach, einer der ersten Beförderer der mathematischen Wissenschaften in Teutschland, seine astronomischen Kenntnisse vorzüglich rühmte; endlich auch einige Gedichte, worunter besonders eins unter dem Titel: Klagschrift gegen das babylonische Ungeheuer (Invectiva contra monstrum Babylonis), merkwürdig ist. Es enthält eine Klage über die damalige, unter dem Bilde eines Ungeheuers vorgestellte, Kirchenspaltung, und die daraus hervorgehenden Unordnungen in Kirche und Staat, worinn er sich oft sehr scharfer Ausdrücke, bedient. Es hat zwar, wie die Gedichte aus jener Zeit überhaupt, wenig poetischen, doch desto mehr historischen Werth, ist aber, meines Wissens, noch nicht gedruckt. — Uebrigens ist dieser ältere Henricus de Hassia mit einem jüngeren gleiches Nahmens, welcher Kartäuser-Mönch war, sich ebenfalls als theologischer Schriftsteller bekannt machte, und 1427 starb, nicht zu verwechseln.

Marsilius von Inghen (Ingenuus), war aus Inghen, einer Stadt in den Niederlanden, gebürtig, und

ſtudirte, gleichzeitig mit Buridanus, zu Paris, wo er ebenfalls Occam zum Lehrer hatte. Der Umſtand, daß er ſich hier zu der engliſchen Nation hielt, von welcher er auch 1363 zum Vorſteher erwählt wurde, ſcheint eine Veranlaſſung zu dem Irrthume geweſen zu ſein, daß einige Schriftſteller ihn ſelbſt für einen Engländer ausgegeben haben. Er blieb als Lehrer zu Paris, und gelangte hier zu großem Anſehen, wie er denn 1367 und 1371 zum Rector der Univerſität erwählt, und 1378 in Angelegenheiten der Univerſität nach Rom geſandt wurde. Da nun der Kurfürſt zur Pfalz, Rupert I., mit der Errichtung einer Univerſität in Heidelberg umging, berief er den Marſilius zu ſich, um die neue Univerſität nach dem Muſter der Pariſer einzurichten. Nachdem dieſes Geſchäft nun glücklich zu Stande gebracht war, blieb Marſilius in Heidelberg als Lehrer der Philoſophie, und wurde auch am 17. November 1386 zum erſten Rector der Univerſität erwählt. Dieſes Ehrenamt bekleidete er in der Folge noch ſechsmal, da das Rectorat im Anfange vierteljährlich wechſelte. Wie Buridanus in Wien, gründete er in Heidelberg die Schule der Nominaliſten, und machte ſich übrigens durch ungemeine Thätigkeit um die Univerſität verdient. Er war auch der erſte, dort promovirte Doctor der Theologie, und ſtarb, während ſeines ſiebenten Rectorats, am 20. Auguſt 1396. Der Univerſität vermachte er eine große Anzahl theologiſcher, philoſophiſcher und mediciniſcher Bücher und andere Koſtbarkeiten. Unter ſeinen Schriften, welche ebenfalls nicht alle durch den Druck bekannt geworden ſind, waren beſonders ſeine Quaestiones in IV. libros Sententiarum (gedruckt zu Hagenau 1497, und zu Straßburg 1501) berühmt; außerdem hat er Commentarien über die Phyſik und andere Schriften des

Aristoteles, über einige biblische Bücher, u. d. m. geschrieben. *)

Conrad von Soltow (de Soldano) war aus einem adeligen Geschlechte in Lüneburg geboren und studirte zu Prag, wo er auch die Würden eines Magisters der Philosophie und Doctors der Theologie erhielt. Bei der Stiftung der Universität Heidelberg wurde er als Professor der Theologie dahin berufen, und gelangte dort zu großem Ansehen; außerdem war er Canonicus zu Hildesheim, Worms und Speyer. Da in den ersten Jahren der Universität Heidelberg, nach der von Paris angenommenen Gewohnheit, nur die Mitglieder der philosophischen Facultät zu Rectoren gewählt werden, und an der Rectorwahl Theil nehmen konnten, so kam es vornehmlich durch Conrads Vorstellungen dahin, daß beide Vorzüge allen Doctoren und Magistern der sämmtlichen Facultäten zugeeignet wurden, und er war dann auch der erste, welcher, am Johannis-Abend 1393, durch eine solche allgemeine Wahl zum Rectorat erhoben wurde. Bald nachher wurde er, wegen eines Buches von der Dreieinigkeit, in welchem man ketzerische Grundsätze gefunden haben wollte, nach Rom gefordert, wo er sich aber mit so viel Standhaftigkeit und Beredsamkeit vertheidigte, daß seine Sache für ihn höchst ehrenvoll entschieden wurde. Auf der Rückreise wurde er in der Gegend von Speyer von einigen Edelleuten gefangen genommen, aber durch Hilfe der Kurfürsten

*) Bei den Nachrichten von diesem und den drei folgenden Männern liegt zum Grunde: Jo. Schwab, Quatuor seculorum syllabus Rectorum in acad. Heidelbergensi. Pars I. II. Heidelb. 1786. 4.

von Mainz und Pfalz bald wieder befreit, und bald nachher (1395) zum Bischof von Verden erwählt. Nach einer elfjährigen löblichen Regierung dieses Bisthums starb er zu Lüneburg am 2. Januar 1407. Seine Schriften sind theologisch, und es ist darunter, außer jenem Tractat. de S. Trinitate, welcher ihm die Händel in Rom zuzog, besonders ein Werk von der Verbesserung der Sitten der Geistlichen (de moribus clericorum reformandis) zu bemerken.

Matthäus von Krakow (de Cracovia), nicht aus Krakau in Polen, sondern vielmehr aus einer adeligen Familie jenes Nahmens, hatte sich auf den hohen Schulen zu Paris und Prag, theils des Lernens, theils des Lehrens wegen aufgehalten, auch an letzterem Orte die Würde eines Doctors der Theologie angenommen, und eben daselbst 1384 einer Provinzial-Synode beigewohnt, wo er für die Verbesserung des geistlichen Standes sehr eifrig redete. Im Jahre 1394 kam er nach Heidelberg, wo er einige Jahre lang die Theologie und Philosophie mit großem Ruhme lehrte, nachher aber von dem Kurfürsten Rupert III. in wichtigen Staatsangelegenheiten gebraucht wurde. Als dieser zum Römischen König erwählt worden war, schickte er ihn 1403 als Gesandten an den Papst, und war auch nachher vorzüglich dazu behilflich, daß er 1405 zum Bischof von Worms erwählt wurde. Er starb am 5. März 1410, und zeigte seine Anhänglichkeit an die Universität Heidelberg noch dadurch, daß er ihr seine Bibliothek vermachte. Er hat ebenfalls mehrere theologische Schriften hinterlassen.

Conrad von Soest (de Susato), aus der Stadt dieses Nahmens in Westfalen, fing bald nach der Stiftung

der Universität Heidelberg an, daselbst die Philosophie zu lehren, von welcher er sich späterhin zur Theologie wandte, in derselben die Doctorwürde erhielt, und in beiden Facultäten einen großen Ruhm erlangte. Er bekleidete dreimal (zuerst 1397) das Rectorat der Universität, wohnte, als Abgeordneter derselben, 1417 dem Concilium zu Constanz bei, und wurde, nachdem er viele Jahre bei der Universität gelehrt hatte, 1428 zum Bischof von Regensburg erwählt, wo er am 1. Mai 1437 starb. Seine Schriften bestehen größtentheils in Quästionen (vermischten Untersuchungen in Form der akademischen Disputationen) über theologische und andere Gegenstände.

Angelus von Dobelin, aus Debeln (Debelin oder Dobelin) gebürtig, war ein Augustiner-Mönch im Kloster zu Grimma, und Doctor der Theologie. Bei der Errichtung der Universität zu Erfurt kam er dahin als der erste Professor der Theologie, und erlangte dort als Lehrer und Prediger bedeutendes Ansehen, wurde auch, als Abgeordneter der Universität, auf das Concilium zu Constanz geschickt, wo er sich nicht weniger hervorthat. Er soll einen Commentar über die Sentenzen, und Vorlesungen über die Logik geschrieben haben. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Johannes Zachariä, ein geborener Erfurter, ebenfalls Augustiner-Ordens, studirte in Italien und wurde zu Bologna Doctor der Theologie, kam aber in seine Vaterstadt zurück, wurde daselbst bei der Universität im Jahre 1400 Professor der Theologie, und erlangte zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, durch seine Vorlesungen, großes Ansehen. Der Stadtrath zu Erfurt brauchte

ihn 1410 zu einer Gesandtschaft an den päpstlichen Hof, und 1415 wurde er von der Universität als Abgeordneter auf das Concilium zu Constanz geschickt, wo er sich mit Huss in heftige Disputationen einließ, und dafür zur Belohnung vom Papst eine geweihte goldene Rose bekam; eine Ehrenbezeugung, die sonst nur regierenden Häuptern erwiesen wurde. Auch in seinem Orden erlangte er bedeutende Würden, und starb am 25. Jul. 1428. Seine Schriften bestehen, nach Trithemius, in Predigten, in Commentarien über die Sentenzen, und über verschiedene biblische Bücher.

Johann Hoffmann, aus Münsterberg in Schlesien (daher auch Johannes Monsterberg) hatte zu Prag studirt, trat daselbst in der Philosophie und Theologie als Lehrer auf, und gelangte zu hohem Ansehen, wie er denn auch das Rectorat der Universität bekleidete. Zu seiner Zeit wurde aber die Universität Prag durch innere Uneinigkeit heftig zerrüttet. Die Ursache dieser Uneinigkeit lag theils in dem heftigen Kampfe zwischen den Realisten, an deren Spitze Huss, und den Nominalisten, an deren Spitze Hoffmann stand, theils in der Eifersucht der Nationen; denn da die Teutschen in drei Nationen getheilt waren, die Böhmen hingegen nur eine ausmachten, daher auch bei allgemeinen Berathungen nur eine Stimme führten, so fanden sich diese hierdurch sehr gekränkt, und ruhten nicht eher, bis sie es, 1409, unter Johann Hussens Rectorat, bei dem König Wenzeslaus dahin gebracht hatten, daß die Verfassung der Universität geändert, und den Böhmen drei Stimmen gegeben, den Teutschen hingegen nur eine gelassen wurde. Hierdurch wurden die letztern so erbittert, daß mehrere Tausende von ihnen,

und Hoffmanu an ihrer Spitze, Prag verließen. Hoffmann wandte sich in das benachbarte Meißen, und veranlasste den damaligen Markgrafen, Friedrich den Streitbaren, nachher Kurfürsten von Sachsen, eine neue Universität in Leipzig zu gründen, welche 1409 eröffnet wurde, indem sich ein großer Theil der von Prag ausgewanderten hier wieder sammelte. Hoffmann wurde der erste Rector dieser neuen Universität, und war noch als Lehrer auf derselben sehr thätig. Wenn man ihn aber mit dem, 1413 erwählten, Bischof Johann IV. zu Meißen (dessen Geschlechtsnahme. Hoffmann, und der ebenfalls, vor seiner Erhebung zum Bischof, Professor der Theologie zu Leipzig gewesen sein soll) für eine Person hält, so kann dies nur auf einer Verwechselung beruhen, da der ungenannte Schriftsteller,*) welcher in der Personal-Geschichte der Leipziger Universität, während ihres ersten Jahrhunderts so gut Bescheid weiß, nicht nur hiervon nichts erwähnt, sondern ausdrücklich versichert, daß Johannes Monsterberg in Leipzig gestorben, und daselbst im Chor der Nicolai-Kirche begraben worden. — Er galt zu seiner Zeit für einen der größten Scholastiker, und hat einen Commentar über die Sentenzen, und mehrere andere philosophische Werke ausgearbeitet.

Matthias Döring, oder Thoring, aus Kyritz in der Mark Brandenburg gebürtig, und Franciscaner-Ordens, wurde 1424 zu Erfurt Doctor der Theologie,

---

*) Scriptorum insignium, qui in celeberr. praesertim Lips. Wittenberg. Francof. ad Od. academiis floruerunt Centuria etc. ed. a Jo. Jo. Madero. Helmst. 1660. 4. pag. 1.

und lehrte eine Zeitlang mit großem Ansehen auf der dortigen Universität, fand auch zugleich als Prediger großen Beifall. Er wurde von der Universität als Abgeordneter auf das Concilium zu Basel geschickt, und fand auch dort Gelegenheit sich auszuzeichnen, so daß er von dem Theile seines Ordens, welcher bei der nachher eingetretenen Spaltung die Partei des Conciliums nahm, zum Ordens-General erwählt wurde; doch legte er dieses Amt nieder und zog sich in der Folge in sein Kloster nach Kyritz zurück, wo er auch starb. Er war einer der berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit. Außer einem Commentar über die Sentenzen, einer Dialektik, und einem großen Werke über den Propheten Jesaias, welche ihm zugeschrieben werden, sind besonders seine Anmerkungen über die ganze Bibel bekannt geworden, welche theils Zusätze zu der Postille des Nicolaus von Lyra, theils eine Vertheidigung derselben gegen die von Paulus Burgensis dagegen gemachten Einwendungen enthalten, daher sie auch den Titel Defensorium oder Replicae führen. Sie sind fast in allen Ausgaben der Bibel mit der Postille des Nicolaus von Lyra befindlich.

Gottschalk Gresemunt, aus Meschede im Herzogthum Westfalen (daher auch Gotschalcus de Meschede), wurde zu Erfurt 1429 Magister der Philosophie, lehrte daselbst, und bekleidete 1437 das Rektorat der Universität, welche Würde ihm in der Folge noch zweimal übertragen wurde. Als er 1439 die Doctorwürde in der Theologie angenommen hatte, erhielt er ein Canonicat bei der S. Marien-Stiftskirche in Erfurt und eine damit verbundene ordentliche Professur bei der Universität, wurde in der Folge zum Decanus seines Stiftes erwählt, und

starb um das Jahr 1470. Trithemius, der seiner mit großem Ruhme gedenkt, nennt als seine Schriften, außer den Predigten und andern Reden (Sermones et collationes), vornehmlich seine Quäſtionen über die Sentenzen, und vermiſchte Unterſuchungen (Quaestiones varias disputatas).

Gabriel Biel iſt unter den ſpäteren Scholaſtikern der berühmteſte, und eben ſo unter den berühmten Scholaſtikern der letzte. Er war, nach ſeiner eignen und ſeines Schülers Wendelin Steinbachs Ausſage, zu Speyer geboren. (Einige Schriftſteller machen irrthümlich Conſtanz, Tübingen, oder einen Ort in der Schweiz zu ſeinem Geburtsorte.) Er ſcheint zuerſt in Heidelberg ſtudirt zu haben, und wurde hier Magiſter, begab ſich aber darauf nach Erfurt, wo er 1442 bei der philoſophiſchen Facultät aufgenommen wurde. Ohne Zweifel hat er hier nicht bloß den Unterricht der damaligen Lehrer benutzt, ſondern ſich auch ſelbſt als Lehrer beſchäftigt; unter andern ſcheint er ſchon damals in die Bekanntſchaft des M. Eggelingus Becker von Braunſchweig gekommen zu ſein; denn daß er dieſen noch eigentlich zum Lehrer gehabt habe, läſſt ſich nicht wohl annehmen, da Eggelingus erſt drei Jahre nach Biels Aufnahme in Erfurt, nehmlich 1445, die Magiſterwürde erhielt. Wie lange ſich Biel in Erfurt aufgehalten, und ob er hier oder an einem andern Orte die Würde eines Licentiaten der Theolgie angenommen hat, die ihm in ſeinen Schriften beigelegt wird, iſt unbekannt. Er wurde nachher Prediger an der Hauptkirche des heil. Martinus zu Mainz, wo er wieder mit dem gedachten Eggelingus zuſammen lebte; und in der Folge Propſt des Collegiatſtiftes zu Urach im Würtembergiſchen.

Die Jahre dieser Veränderungen sind ungewiss. In dem letztern Amte leistete er dem Grafen (nachherigen ersten Herzog) Eberhard von Würtemberg treffliche Dienste bei der Gründung und Einrichtung der Universität Tübingen, wovon an seinem Orte weiter die Rede sein wird. Im Jahre 1482 begleitete er den Grafen Eberhard auf einer Reise nach Rom, und übernahm nach seiner Zurückkunft (1484) ein Lehramt der Theologie und Philosophie auf der Universität Tübingen, wo er auch 1487 und 1489 zum Rector erwählt wurde; doch verließ er dieses Amt, trat in seinen letzten Lebensjahren in den Orden der fratrum de communi vita, und erhielt noch 1492 vom Herzog Eberhard ein Canonicat in dem neuerrichteten S. Petersstifte zum Einsiedel im Schönburg, wo er auch, nach seinem 1495 in ziemlich hohem Alter erfolgten Tode, begraben wurde. Wegen einiger Stellen in seinen Schriften, worinn er von der herrschenden Meinung etwas abgeht, oder über die Sittenverderbniss seiner Zeit klagt, haben ihn Einige unter die Gegner des Papstthums vor der Reformation setzen wollen, aber mit Unrecht; vielmehr zeigt er sich im Ganzen als einen sehr eifrigen Papisten, und daher richtete auch die Tridentinische Kirchenversammlung auf seine Lehrsätze eine besondere Aufmerksamkeit. Eben so war er einer der eifrigsten Scholastiker; besonders legte er einen hohen Werth auf die Sentenzen des Lombardus, und erwarb sich daher auch unter den sogenanten Sententiariis einen sehr großen Nahmen. Vom Aristoteles war er so sehr eingenommen, daß er dessen Moral, wie man sagt, sogar auf der Kanzel vortrug. Seine Werke gaben der Scholastik in den letzten Jahrzehenten des funfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts noch ihre stärkste Stütze. Doch sind dabei seine wahren Verdienste nicht zu

vergessen, besonders seine Thätigkeit für die Beförderung der Wissenschaften und wissenschaftlicher Anstalten überhaupt; auch wird selbst von Luther (gewiss keinem Freunde des Scholasticismus) die Simplicität seines Styls und dessen Kürze verbunden mit Deutlichkeit gerühmt. Auch verdient es Lob, daß er aufrichtig genug war, zu bekennen, was er andern Gelehrten zu danken hatte. Seine Schriften, die vormals sehr berühmt waren, daher zum Theil oft aufgelegt wurden, jezt aber alle zu den seltnen gehören, sind folgende: 1) Epitome et collectorium super quatuor sententiarum libros, cum inventario generali contentorum. Tubing. 1495. Fol. 2 Voll. Nach Biels Tode von Wendelin Steinbach herausgegeben. Auch: Basil. ap. Jac. Pforcensem. 1508. Fol. 2 Voll. — Commentarii doctissimi in IV. sententiarum libros, cum supplemento quod desiderabatur etc. Brix. 1574. 4. u. m. A. — 2) Sacri canonis missae expositio resolutissima litteralis et mystica. Dieses Werk ist, nach Biels eigner Erklärung, größtentheils aus den Vorlesungen des obengedachten M. Eggelingus genommen. Es ist mehrmals, unter etwas verschiedenem Titel, gedruckt worden; z. B. Lectura super canone missae in alma univers. Tubingensi ordinarie lecta. Impensis Jo. Otmar, civis Reutlingensis. 1488. fol. — Sacri canonis missae expositio in univ. Tubing. ordinarie lecta. Cur. Wendel. Steinbach. Tubing. per Frid. Meyenberger. 1499. fol. *) — Basil. ap. Jac. Pfor-

*) Diese Ausgabe, an deren Dasein Clement (Bibl. hist. et crit. T. IV. pag. 235.) zweifelt, ist wirklich vorhanden,

censem. 1510. fol. — Lugduni imp. Jo. Cleyn. 1514. fol. — Paris. sumt. Jo. Parvi. 1516. fol. u. m. A. — 3) Epitome expositionis canonis missae. Tubing. ap. Meyenberger. s. a. (nach der Vorrede Wendelin Steinbachs, 1499.) 4. — Spirae per Conr. Hyest. s. a. 4. — Ss. canonis missae expositio pia et catholica a M. Gabr. Biel in epitomen contracta. Antverp. 1565. 12. — 4) Predigten; nehmlich: Sermones in passionem Domini. Reutling. 1489. fol. — cur. Flor. Diel. Mogunt. 1509. 4. u. m. A. — Sermones dominicales de tempore et sanctis per totum annum. Tubing. 1499. 4. — Sermones Gabrielis Biel Spirensis de tempore. — S. G. B. S. de festivitatibus Christi. — 2 Bände; am Ende des letztern: Sermones de tempore et de sanctis etc. Hagenau 1515. 4. — Basil. 1519. 4. — Sermones de festivitatibus Christi. S. l. e. a. 4. — Sermones de festis S. Mariae. S. l. e. a. 4. — Sermones medicinales tempore pestis contra pestilentiam et mortis timorem. Basil. 1519. 4. — Sämmtliche Predigten: Colon. Agripp. 1619. 4. u. m. A. — 5) Tractatus artis grammaticae. S. l. e. a. 4. — 6) De potestate et utilitate monetarum. Reutling. s. a. 4. u. m. A. Auch in Thomanni act. publ. monetar. Aug. Vind. 1692. T. I. pag. 271. — 7) Defensorium contra aemu-

---

und befindet sich unter andern, so wie die meisten bei diesem Schriftsteller angeführten Ausgaben, auf der Königlichen Bibliothek zu Erfurt; dagegen scheint die Angabe einer früheren (Reutling. 1483.) bei Bauer (Verzeichniss rarer Bücher, 1. Suppl. B. S. 220.) auf einem bloßen Druckfehler zu beruhen.

los suos de obedientia sedis apostolicae; bei der oben erwähnten Ausgabe der Sermon. de tempore et sanctis, Basil. 1519. —

Diesen und vielen andern Lehrern der scholastischen Theologie und Philosophie, von denen wir hier nur einige der berühmtesten ausgewählt haben, können wir, wenn wir uns nach einer ausgedehnten und fruchtbaren Thätigkeit in anderer Richtung umsehen, nur etwa die Lehrer der Rechte gegenüber stellen, unter denen sich freilich viele große und berühmte Nahmen finden, bei denen man aber doch auch eine ausgezeichnete Aufregung und freiere Bewegung geistiger Thätigkeit vergebens suchen würde, da sie alle ungemein in äußeren Formen und in den Bahnen ihrer Vorgänger beschränkt waren, und nur die betretenen Wege verfolgten. Uebrigens liegt es nicht in dem Plane dieser Arbeit, auf die genauere Bekanntschaft der Gelehrten aus diesem Fache tiefer einzugehen. — Sonst aber aber finden sich äußerst wenige Männer, die sich zu freieren Ansichten, zu einem wahren Selbstdenken erhoben, und im Gebiete der Kirche oder der Wissenschaft eine neue Bahn zu brechen, oder mit der Fackel des Verstandes die Nebel der Vorurtheile zu erhellen sich bemühten. *) —

Von den niedern Schulen konnte noch weniger Gutes ausgehen. Diese waren ganz in die Hände der Geist-

---

*) Wir deuten diese Männer hier nicht näher an, da sie ihren Platz in der Folge schicklicher da, wo von der Wiederherstellung der Wissenschaften ausdrücklich die Rede ist, finden.

lichen gegeben, und wurden von diesen hauptsächlich für ihre Zwecke benutzt. Unterscheiden muss man die Klosterschulen von den Schulen der Collegiat-Stifter. Beide kamen zwar in ihren allgemeinsten Grundzügen überein, hatten aber doch manches Unterscheidende. Die Klosterschulen waren die zahlreicheren, in der Regel aber am schlechtsten versehen. Den Unterricht besorgten die Mönche selbst; da man ihn aber nur als Nebensache betrachtete, so wurden nicht immer die Mönche von vorzüglichern Geistesgaben damit beauftragt, weil man diese zu wichtigern Geschäften gebrauchen konnte; überdies konnten diese Leute, auch bei dem besten Willen, keine andere Bildung geben, als die sie selbst empfangen hatten; Erziehung und Unterricht bekamen daher einen ganz klösterlichen Zuschnitt. Die Unterrichtsgegenstände waren Grammatik und Religion; aber der Religionsunterricht beschränkte sich auf die Legenden der Heiligen (unter denen dann immer die Patrone des Ordens und Klosters am meisten florirten), und auf das Auswendiglernen von Gebethen; und der Unterricht in der Grammatik war so trocken und geistlos, daß die Schulen, wie Luther sagt, für die Jugend wahre Carnificinae (Schindereien) wurden, und daß mancher wohl zehn Jahr und darüber in die Schule gegangen war, und am Ende doch weder lateinisch noch teutsch konnte. Für künftige Gelehrte war ein solcher Unterricht nicht hinreichend; diese eilten daher so bald als möglich auf die Universitäten, wo sie nun ohne alle Vorbereitung ankamen, und vielleicht wieder eine Menge Zeit verloren, ehe sie nur wusften, was sie hören oder lernen sollten. Für den eigentlichen Bürger, also für den Stand, der die größte Masse und die wesentlichste Kraft des Staates ausmacht, war so gut wie gar nicht gesorgt; denn Kenntnisse, welche

diesem in seinem Berufe hätten nützlich werden können, wusste niemand zu lehren; und wie hätten auch Menschen, die allen bürgerlichen Verhältnissen entfremdet waren, verstehen sollen, Bürger zu erziehen? Nur für die Erziehung von Mönchen konnten die Klosterschulen taugen, und daher wurden sie von ihren Vorstehern hauptsächlich wieder zu Pflanzschulen der Klöster, nebenbei überhaupt zu Mitteln, das Ansehen und den Einfluss der Klöster zu erhalten und zu erweitern, benutzt. — Mit den Schulen der Collegiatstifter war es etwas besser bestellt. Diese geistlichen Corporationen waren nehmlich, theils bei ihrer Stiftung ausdrücklich, theils durch das Herkommen, verpflichtet, Schulen zu unterhalten, und es führte daher in jedem Stifte ein Canonicus den Titel Scholasticus (in teutschen Urkunden Schulmeister), weil ihm besonders die Sorge für die Schule oblag. Mit der Zeit waren freilich die geistlichen Herren, bei dem Genuss ihrer einträglichen Präbenden, bequem geworden, und manche hatten ihre Schulen ganz eingehen lassen; andere hielten sie zwar fort, aber sie bemühten sich nicht mehr selbst mit dem Unterrichten, sondern stellten einen Lehrer an, den sie dafür besoldeten. So geschah es indessen, daß diese Schulen doch meistens mit Männern versehen waren, die für ihre Zeit als gute Lehrer gelten konnten; auch herrschte hier nicht die klösterliche Strenge; doch mit den Unterrichtsgegenständen war man eben nicht viel besser daran. Ueberhaupt fehlte es dem ganzen damaligen Schulunterricht gerade an den nothwendigsten Erfordernissen, an Plan und Methode; man wusste weder die Grenze zwischen der Schule und der Universität, noch zwischen den verschiedenen Klassen der Schüler selbst, richtig zu bestimmen; auch an zweckmäßigen Lehrmitteln fehlte es ganz, denn

die herrschenden Lehrbücher waren eben so dürftig, als trocken und geschmacklos.

Wollen wir mit wenig Worten die Summe der bisherigen Schilderung des wissenschaftlichen Lebens in Teutschland wiederholen, so ergibt sich Folgendes. Es fehlte keineswegs an Männern, die sich den Wissenschaften mit Fleiß und Kraft widmeten, aber ihren Bemühungen entging meistens der glückliche Erfolg, weil man die höhere Bildung des Geschmacks, und das Studium der alten Literatur, als der reichsten Quelle eines reineren Geschmacks, fast ganz vernachlässigte, weil man die Wissenschaften zu einseitig behandelte, sich ganz an herkömmliche Autoritäten und vorgeschriebene Formen band, zu viel zunftmäßige Beschränkung in den Wissenschaften und Lehranstalten nicht nur duldete, sondern sogar für wesentlich und nothwendig hielt, die Wissenschaften selbst als Monopol einer gewissen Zunft ansah und nicht gemeinnützig zu machen verstand, mehr gelehrte Curiositäten in ihnen suchte, als wahren Nutzen für die menschliche Gesellschaft, und durch dies alles einem freien Forschen und höheren Aufstreben des Geistes zu wenig Raum gab.

Dies war also die Gestalt der Wissenschaften und der wissenschaftlichen Anstalten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, ja in vielen Stücken kann die hier gegebene Schilderung noch für weit spätere Zeiten gelten. Damals konnte sie freilich, den Umständen nach, nicht viel besser erscheinen, und die Leute, die das nächste Interesse dabei hatten, waren, mit wenigen Ausnahmen, ganz wohl damit zufrieden, weil sie weder etwas besseres kannten, noch von der so nahe bevorstehenden Umwälzung im

Reiche der Wissenschaften eine Ahnung hatten. Sie hielten die Dämmerung, in der sie wandelten, schon für das helle Licht; aber früher, als man es ahnen konnte, sollte die Morgenröthe heranbrechen, vor welcher jene Schatten allmählich zurücksanken.

Geschichte

des

Wiederaufblühens

wissenschaftlicher Bildung,

vornehmlich in Teutschland.

Erster Theil.

Digitized by Google

Erſter Theil.

Allgemeine geſchichtliche Ueberſicht der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ihrer Hilfsmittel und erſten Beförderer, bis zum Anfange der Reformation.

Wenn wir die ganze Geſchichte der neuern Zeit, und unſers Vaterlandes insbeſondre, mit forſchendem Blicke durchſchweifen, ſo finden wir gewiſſ keinen Zeitraum, bei welchem ſowohl der gefühlvolle Menſchenfreund, als der denkende Geſchichtforſcher, lieber verweilen ſollte, von welchem zu gleicher Zeit Geiſt und Herz eben ſo ſtark und wohlgefällig angezogen würden, als den Zeitraum, wo, nach langem Herumirren in Schatten und Dämmerung, die heitere Morgenröthe hervorging, einen der ſchönſten, lichtvollſten Tage verkündend. Wunderbar ſtellte auch hier die Hand der alles leitenden Vorſehung Schatten und Licht neben einander; auf der einen Seite in Teutſchlands Verfaſſung den Zuſtand unendlicher Verwirrung, und in ſeinem Herrſchereinfluſſ auf Europa den Zuſtand augenſcheinlichen Sinkens; auf der andern Seite die, in jugendlich kräftiger Regſamkeit aufkeimende, Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die eben in Teutſchland am reichſten, ſchönſten und wirkſamſten gedieh. Sie wollte — ſo

scheint es — durch ein großes und auffallendes Beispiel zeigen, wie sehr das Licht der Wissenschaften nothwendig, ja wie es das einzige Mittel war, aus jenem düstern Gewirre zu Frieden und Glück zu geleiten; aber auch, daß weltliche Herrschergewalt nicht das einzige, ja nicht einmal das nothwendigste sei, wodurch ein Volk groß, und worinn es glücklich werden kann, sondern daß es noch etwas größeres, schöneres und menschlicheres gibt, nehmlich Aufklärung und Bildung des Geistes, die nicht allemal mit jener vereint ist, aber einzig erscheint und sich durch alle Zweige des Volkes verbreitet im Gefolge der Wissenschaft.

Die Geschichte zeigt, wie die Natur, nur sanfte Uebergänge, auch da, wo uns auf den ersten Anblick die kühnsten Sprünge erscheinen, und läßt uns nie eine Wirkung ohne weise, tief begründete Ursachen erkennen. So mussten auch hier manche, zum Theil sehr entfernte und ganz unerwartete Ursachen zusammentreffen, um die große und folgenreiche Wiederherstellung der Wissenschaften zu bewirken.

An der östlichen Grenze von Europa hatte sich noch, als Trümmer eines längst versunkenen Alterthums, das oströmische, byzantinische oder griechische Kaiserthum erhalten. Von außen verkleinert und geschwächt, im Innern zerrüttet, bot es in seiner Geschichte fast nur eine Abwechselung von Empörung, Königsmord, Hofkabalen und Ketzerstreitigkeiten. Dennoch war dies der einzige Staat, in welchem sich eine mehr als oberflächliche Kenntniss der altgriechischen Literatur und ein gewisser Anstrich von höherer wissenschaftlicher Bildung erhalten hatte, wozu theils die hier herrschende, freilich sehr entartete, griechische Sprache, theils die Erinnerung an die vermeinte Abstammung von

den alten Griechen und an den Ruhm jener großen Vorzeit beitragen mochte; denn diese suchte man um so mehr mit einem gewissen ängstlichen Stolz im Andenken zu erhalten, je weniger die Kraftlosigkeit der späteren Zeiten eignen Ruhm gedeihen ließ. Die überlieferten Schätze der alten Weisheit wurden also hier zwar nicht vermehrt, kaum noch spärlich benutzt, aber doch wenigstens aufbewahrt; fremden Ländern und Völkern kam aber nichts davon zu Gute; denn Griechenland war, theils wegen seiner veralteten Staatsform, theils in Folge seiner kirchlichen Trennung vom Abendlande, in sich zu abgeschlossen, zu wenig mit andern Staaten in Verbindung, als daß sich ein wechselseitiges Vernehmen, eine Mittheilung von Kenntnissen hätte bilden können. Längere Dauer dieses Zustandes würde das gänzliche Einschlafen aller wissenschaftlichen Kultur in Griechenland selbst zur Folge gehabt haben; aber es nahte die Zeit, wo das griechische Reich aus der Reihe der Staaten, in denen es ohnehin nur noch wie ein wandelnder Leichnam erschien, gänzlich verschwinden sollte. Von den Türken immer mehr bedrängt, verlor es von den wenigen Provinzen, die ihm noch übrig waren, eine nach der andern, bis ihm wenig mehr übrig geblieben war, als die Hauptstadt Konstantinopel. Auch diese fiel endlich (1453) unter der Gewalt der türkischen Waffen, und das griechische Reich fand damit seinen völligen Untergang.

Diese Begebenheit wurde nicht nur für die politische Gestaltung unseres Erdtheils, sondern auch für die wissenschaftliche Kultur, doppelt wichtig. Mit dem türkischen Reiche, das sich nun völlig in Europa eingedrängt und festgesetzt hatte, war allen christlichen Staaten ein gemeinschaftlicher, eben so heftiger als mächtiger Feind erwachsen,

der nicht nur durch die Neuheit seiner Erscheinung dem öffentlichen Leben allenthalben eine neue Anregung gab, sondern auch die einzelnen Staaten nöthigte, zu ihrer eignen Sicherheit, sich näher als bisher an einander anzuschließen. Hierdurch entwickelte sich zuerst ein allgemeineres, engeres Band und ein ununterbrochner wechselseitiger Verkehr der west-europäischen Staaten; denn bisher bestand dieser nur sehr unvollkommen, und fast einzig vermittels der von Rom über alle Völker ausgehenden Kirchenherrschaft, die aber zur Förderung der Geisteskultur wenig beitrug, und der nun selbst ihr Umsturz nahe bevorstand. Es war aber ein solcher lebhafter Verkehr zwischen den verschiedenen Völkern und Staaten sehr nothwendig und förderlich zur schnelleren Mittheilung und allgemeinern Verbreitung neu aufgefundener Kenntnisse, die sich nicht auf den engen Bezirk ihres ersten Emporkeimens beschränken, sondern in einem größeren Umfange wirksam und fruchtbar werden sollten. Dies war die eine wichtige Folge vom Untergange des griechischen Reiches. Aber eine zweite, nicht minder bedeutende, war die Verbreitung gelehrter Griechen, und durch diese die Einführung der griechischen Literatur im Abendlande, und zwar zunächst in Italien, wo schon während des vorhergegangenen Jahrhunderts, durch einzelne gelehrte Männer, welche sich durch eignen Fleiß mit den Werken der alten Römer bekannt gemacht und nach ihrem Beispiel gebildet hatten, der Weg zu einer erneuerten allgemeinen klassischen Bildung gebahnt war.

Der erste dieser unvergesslichen Reformatoren, und der Vater der klassischen Literatur und des veredelten Geschmacks für das ganze westliche Europa, war Franz Petrarcha. Sein Vater, Petracco, war durch innere Unruhen aus Florenz, seinem gewöhnlichen Wohnorte,

vertrieben worden und nach Arezzo geflohen, wo ihm sein Sohn Franz im Jahre 1304 geboren wurde. Dieser lebte in seinen jüngeren Jahren meistens zu Carpentras, und legte theils hier, theils zu Avignon, seines Vaters späterem Wohnorte, die Anfangsgründe der damals gangbaren Wissenschaften. Sein Vater hatte ihn zu einem Rechtsgelehrten bestimmt, und er wurde daher schon frühzeitig von ihm zum Studium des römischen Rechts angehalten; aber seine lebhafte Phantasie, sein früh erwachender Sinn für das Schöne und Große, fand bei dieser Beschäftigung nicht genug Nahrung. Da entdeckte er zufällig unter seines Vaters Büchern einige Schriften des Cicero, und wurde von diesen, anfänglich nur durch die Reize der Schreibart, bald aber auch durch den Innhalt, so gewaltig angezogen, daß er jede Stunde, die er seiner Berufswissenschaft entziehen konnte, auf das Lesen jener Schriften verwandte. Sein Eifer für die klassische Literatur vermehrte sich, je mehr er las, und er wandte nun alle Mühe an, um noch mehr Schriften der alten Römer, vorzüglich aber des Cicero, zu sammeln. Doch sein Vater war mit diesen Studien, die er seiner Absicht für nachtheilig hielt, gar nicht zufrieden; als er einst seinen Sohn über dem Lesen jener Bücher antraf, warf er, im Unwillen, sie alle ins Feuer, und dieser konnte nur mit Mühe einen Virgil und einige Werke des Cicero vom Untergange retten. Sein Vater schickte ihn hierauf nach Bologna, und hier beschäftigte er sich, auf Befehl seines Vaters, sieben Jahre lang mit dem Studium des römischen und kanonischen Rechts, ohngeachtet er den größten Widerwillen dagegen empfand, der aber nicht auf eine Verachtung des Gegenstandes selbst — den er vielmehr sehr hoch schätzte — sondern theils auf den Missbrauch, den er

so häufig davon machen sah, theils auf die, schon entschieden bei ihm hervortretende, Neigung zu den schönen Wissenschaften, mit der jene trocknen Studien freilich in auffallendem Widerspruche standen, sich gründete. Der Tod seines Vaters (1324) endigte diesen Zwang. Er erbte zwar nur ein kleines Vermögen, aber es schien ihm doch hinreichend, um davon unabhängig leben zu können, er kehrte daher nach Avignon zurück, wo er sich nun ohne Einschränkung ganz seinem Lieblingsstudium hingab.

Ein Jahr nach seiner Zurückkunft machte Petrarcha die Bekanntschaft jener Laura, die er nachher in seinen Gesängen verewigte. Er fühlte sich von einer unwiderstehlichen, sein ganzes Wesen durchdringenden, zwar rein geistigen und tugendhaften, aber um so mehr schwärmerischen und feurigen Liebe zu ihr ergriffen, die er sein ganzes Leben hindurch, auch nach dem Tode der Geliebten, bewahrte, und die seinen Gedichten jenes unvergleichliche Feuer mittheilte, das sich in ihnen mit der höchsten Zartheit der Empfindungen vereinigt. Ueberhaupt scheint diese Liebe auf Petrarcha's Charakter einen entscheidenden Einfluss gehabt, und ihm das in sich Abgeschlossene, Vollendete und Uebersinnliche gegeben zu haben, welches die Nachwelt noch an ihm bewundert, und welches auch für seine wissenschaftlichen Leistungen nicht ohne bedeutende Wirkung blieb.

Inzwischen fühlte Petrarcha, daß diese Leidenschaft zu sehr sein ganzes Wesen erfüllte, und suchte sie daher durch äußere Zerstreuung einigermaßen zu beschränken. In dieser Absicht unternahm er verschiedene Reisen durch Frankreich, die Niederlande, und andere Gegenden, unter andern im Jahr 1333 auch durch einen Theil Teutschlands;

allenthalben aber benutzte er jede Gelegenheit, seinen Vorrath von Handschriften römischer Klassiker zu vermehren. Im Jahre 1337 reiste er durch Italien, und verweilte vorzüglich zu Rom, im Hause der berühmten Familie Colonna, deren Bekanntschaft er schon zu Avignon gemacht hatte. Seine Begeisterung für das alte Rom, die sich durch das Lesen der Klassiker bei ihm gebildet hatte, und nun durch den Anblick so mancher Denkmaale des Alterthums noch höher entflammt wurde, ließ ihn um so schmerzlicher empfinden, wie weit das neue Rom von dem alten abstand, und seine lebhafte Phantasie ließ es ihn als ganz gewiss voraussehen, daß Rom wieder zu seiner alten Größe und zum Range der Weltherrscherinn emporsteigen müsse. Darum suchte er auch durch seine Briefe die Päpste zu bewegen, ihren Wohnsitz, den sie damals in Avignon hatten, wieder nach Rom zu verlegen, weil diese Stadt allein würdig sei, daß das Oberhaupt der christlichen Kirche sie bewohne.

Ohngeachtet Petrarcha zu der Zeit, als er sich in Rom aufhielt, noch nicht öffentlich als Schriftsteller aufgetreten war, so wurde doch sein Ruhm schon durch die Achtung, welche die Colonna, eine der vornehmsten römischen Familien, ihm bewiesen, vollkommen begründet, und durch die großen Einsichten und Kenntnisse, die er in seinem persönlichen Umgange darlegte, bei allen Urtheilsfähigen gerechtfertigt. Um so mehr Befremden erregte es, als er sich, nach Avignon zurückgekehrt, nicht, wie man erwartet hatte, den öffentlichen Geschäften widmete, sondern in die Einsamkeit nach Vaucluse zurückzog, wo er noch immer der Erinnerung an seine Laura, und abwechselnd, um jener nicht ganz zu unterliegen, seinen erfolg-

reichen Beschäftigungen im Gebiete der klassischen Literatur, Dichtkunst und Philosophie sich hingab.

Bis dahin hatte Petrarcha sich nur an den römischen Klassikern geweidet; denn die Griechen kannte er nur aus den Nachrichten der Römer, da ihm die Kenntniss der griechischen Sprache fremd war. Seine Sehnsucht ward einigermaßen befriedigt, als im Jahr 1339 ein Mann nach Avignon kam, bei dem wir, als einem Lehrer Petrarcha's, und als dem Ersten, der überhaupt im westlichen Europa, freilich noch ohne großen Erfolg, als Lehrer der griechischen Sprache auftrat, hier erst einige Augenblicke verweilen.

Bernhard Barlaam war gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Seminata in Calabrien geboren. Er trat in den Orden des heiligen Basilius, und wurde hier mit der griechischen Sprache und Literatur wenigstens so weit bekannt, daß er sich nach tieferer Kenntniss derselben sehnte, und, um diese zu erlangen, eine Reise nach Griechenland unternahm. Er hielt sich anfangs in Aetolien, dann zu Thessalonich, und seit 1327 in Konstantinopel auf, wurde hier Abt einer Klosters, und erlangte den Ruf einer vorzüglichen Gelehrsamkeit, welche jedoch die Mönche, mit denen er in Streit gerieth, verdächtig zu machen suchten. Inzwischen sandte ihn der Kaiser Andronicus der Jüngere an Papst Benedict XII. nach Avignon, angeblich um eine allgemeine Kirchenversammlung, zum Behuf einer Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen, zu veranstalten; denn dieses Vorwandes bedienten sich die Griechen gern, wenn sie der Hilfe der West-Europäer (der sogenannten Lateiner) in ihren Bedrängnissen bedurften, ob sie gleich, wenn sie ihren

Zweck erreicht hatten, allemal wieder zu ihrem alten Hasse gegen die römische Kirche zurückkehrten. Auch in diesem Falle war der eigentliche Zweck, welchen man durch Barlaams Sendung zu erreichen suchte, die Vermittelung des Papstes bei den europäischen Mächten, zum Beistand gegen die Türken, welche schon mehrere wichtige Plätze des griechischen Kaiserthums erobert hatten, und Konstantinopel immer näher bedrohten. Die Sendung Barlaams blieb indessen unwirksam, und er reiste, ohne seinen Zweck in einer oder der andern Hinsicht erreicht zu haben, 1339 wieder von Avignon ab. In Konstantinopel ward er aufs neue in Streitigkeiten mit den Mönchen auf dem Berge Athos verwickelt, und da ein zu Konstantinopel gehaltenes Concilium gegen ihn entschied, so sah er sich genöthigt, Griechenland zu verlassen, und nach Italien zu fliehen. Durch Petrarcha's Vermittelung ward er Bischof zu Geracci in Calabrien, seinem Vaterlande, und soll dort, nach der gewöhnlichen Angabe, 1353 gestorben sein; indessen wird er von Petrarcha in einem Briefe, der nicht vor 1364 geschrieben sein kann, als noch lebend erwähnt. *) — Daß er, wenn auch kein geborner Grieche,

*) Ich meine den Brief, welchen Petrarcha dem Johann von Ravenna, als er ihn zum zweitenmale verließ, als Empfehlung an Hugo von S. Severino mitgab, (Rer. senil. Lib. XI. Ep. 9.) Johann von Ravenna, der bei seiner zweiten Entfernung von Petrarcha wenigstens im 17ten Jahre gewesen sein muss, war 1347 (nicht, wie Meiners angibt, 1352) geboren. Petrarcha sagt in dem erwähnten Briefe, Johannes wolle sich in Unter-Italien mit der griechischen Sprache bekannt machen, und nennt als Männer, welche derselben dort sehr kundig wären, Barlaam und Leontius.

doch einer der gelehrtesten Griechen seiner Zeit, und mit mehrern der alten griechischen Klassiker, nahmentlich dem Platon, Aristoteles und Euklides, sehr vertraut war, geht aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen hervor; und durch seine Bekanntschaft mit Petrarcha ward ihm auch das Verdienst, die Bekanntschaft mit der griechischen Sprache zuerst in Italien einzuführen.

Barlaam und Petrarcha kamen einander in ihren wissenschaftlichen Bedürfnissen entgegen; denn so wie Petrarcha in die griechische Literatur eingeweiht zu werden wünschte, so suchte sich Barlaam in der lateinischen gründliche Kenntnisse zu erwerben. Es begann also zwischen beiden ein wechselseitiger Unterricht, der jedoch, wie Petrarcha selbst mit Bedauern bemerkt, durch Barlaams Abreise von Avignon, zu bald wieder unterbrochen wurde, als daß jener in der griechischen Sprache so beträchtliche Fortschritte hätte machen können, als er wünschte. Die vorzüglichste Frucht seines Umganges mit Barlaam war seine Bekanntschaft mit den Werken des Plato. Eine gewisse Geistesverwandschaft mit diesem Philosophen ließ in ihm eine fast schwärmerische Verehrung für denselben hervorgehn, und aus Platons Werken schöpfte Petrarcha einen Theil des Idealischen, das seine Dichtkunst, wie seine Philosophie auszeichnet, z. B. seine Ansichten von geistiger Schönheit und Liebe, vom Ursprunge und der Verwandtschaft der Seelen, und von ihrer Wanderung zu den Sternen, wenn sie von den Banden des Körpers entledigt sind.

Petrarcha's Wirksamkeit auf seine Zeitgenossen gewann einen noch weit höheren Glanz durch seine Krönung zum Dichter; eine Ehre, die damals weit seltner ertheilt

wurde, und daher viel wichtiger und rühmlicher war, als in späteren Zeiten. Sie ward ihm von der Stadt Rom und der Universität Paris gleichzeitig angetragen; aber nach seiner Vorliebe für Rom entschied er für jene, und reiste (1343) nach Rom, wo er auf dem Kapitol, von dem Senator von Rom, unter großen Feierlichkeiten mit dem Lorbeerkranze gekrönt wurde. Diese Feierlichkeit entschied gleichsam Petrarcha's Anerkennung als den Ersten seiner Nation im Reiche der Wissenschaften; und sein ruhmvolles Beispiel war der erste Reiz zu jenem Wetteifer in der Poesie und Beredsamkeit, der seitdem in Italien sich regte, und in dem zunächst folgenden Zeitalter so kostbare Früchte reifte.

Petrarcha's Ruhm, der nun so fest begründet war, erwarb ihm die Anerbietung verschiedener ansehnlicher Ehrenstellen, die er aber, aus Liebe zu einer stillen und unabhängigen wissenschaftlichen Thätigkeit, ablehnte, und sich mit den mäßigen Einkünften der geistlichen Präbenden, die er zu Padua und Parma besaß, und seines väterlichen Erbe's begnügte. In dieser Abgeschiedenheit, theils in Avignon, theils in seinem Lieblingsaufenthalte, dem reizenden Vaucluse, suchte er nicht nur sich selbst immer weiter fortzubilden, sondern auch die geistvollsten, gelehrtesten und einflussreichsten seiner Zeitgenossen, bis zum Papst und Kaiser hinauf, durch seine Briefe zur Beförderung der Wissenschaften zu ermuntern, und junge Männer, die sich seinen Rathschlägen vertrauten, auf seinen Standpunkt zu erheben.

Im Jahre 1353 verließ er Avignon und Vaucluse, und lebte von da an meistens bei Galeazzo Visconti, entweder in Mailand oder in Garignano; 1371 aber begab

er sich nach Acqui, einem Dorfe bei Padua, um sich, für den Rest seines Lebens, ganz ungestört seinen Studien zu überlassen; und hier ward er eines Morgens, am 18. Jul. 1375, in seiner Bibliothek tod gefunden.

Petrarcha's Verdienste um die Wissenschaften waren sehr vielseitig. Eins der größten erwarb er sich als der erste Wiederhersteller der klassischen Literatur. Seine Liebe für dieselbe war ohne Grenzen, und seinem dadurch erweckten Eifer für die Aufsuchung alter klassischer Schriften verdanken wir die Auffindung und Erhaltung manches schätzbaren Buches, das außerdem vielleicht noch lange verborgen geblieben oder ganz untergegangen wär. Aber nicht zufrieden, die Werke der alten Römer nach Möglichkeit zu sammeln, verstand er sie auch mit Geschmack zu seiner eignen Vervollkommnung zu benutzen. Nach ihnen bildete er seine Schreibart, in der er freilich noch nicht von allen Härten und Unreinigkeiten des Mittelalters ganz frei ist, sich aber doch vor seinen Zeitgenossen rühmlich auszeichnet. Aber Vervollkommnung der Sprache war ihm noch nicht das höchste, was er erstrebte, sondern noch mehr suchte er sich den Geist, die wissenschaftliche Denkungsart und die Sachkenntnisse der Alten anzueignen und in seinen eignen Schriften zu verbreiten. Durch diesen Geist wurden seine Schriften so kräftige Beförderungsmittel des guten Geschmacks und der geistigen Kultur überhaupt, und mit ihnen begannn der höhere Schwung und die bessere Richtung der neuern Zeit.

Vornehmlich zeigte sich in seiner Philosophie der Einfluss eines gründlichen Studiums der Alten von seiner empfehlendsten Seite. Er ging zwar nie darauf aus, ein philosophisches System aufzustellen; auch war seine Kenntniss der philosophischen Systeme des Alterthums nicht tief

genug, daß er sich an eins derselben vorzugsweise hätte anschließen können; aber er hatte auch der zu seiner Zeit herrschenden scholastischen Philosophie nie einigen Geschmack abgewinnen, noch weniger, wie es von einem schulgerechten Gelehrten der damaligen Zeit erfordert wurde, sich in sie vertiefen können; dagegen stellte er eine, zwar nicht mit einem gelehrten Aeußeren prunkende, aber auf wahre Aufklärung des Verstandes nnd Besserung des Herzens berechnete Philosophie des Lebens auf, die, wenn auch nicht frei von Fehlgriffen und Verirrungen, doch als eine schöne Frucht seiner mit Besonnenheit geleiteten klassischen Studien, so wie seiner eignen Erfahrung und Menschenbeobachtung und seines reifen Nachdenkens, und als eine in seiner Zeit einzige Erscheinung dasteht. Von der herrschenden scholastischen Philosophie wusste er zwar wenig, aber doch genug, um sich von ihrer Untauglichkeit, von der Lächerlichkeit des mit ihr getriebenen Gepränges, zu überzeugen, und in den hochgepriesenen Schullehrern eigentlich nur Unwissende zu erkennen, denen Aristoteles ihr Gott war, und die doch eben diesen vergötterten Aristoteles nicht einmal verstanden. Der Zweck seiner Philosophie war ihm nicht Spekulation über allgemeine Begriffe, sondern Anleitung zu einer werkthätigen Tugend; wir müssen, sagte er, das Gute nicht bloß wissen, sondern selbst gut werden. Deshalb tadelte er selbst den Aristoteles, daß dieser in seinen moralischen Schriften zwar den Begriff der Tugend und des Lasters sehr scharfsinnig bestimme, und die Eigenschaften jeder Tugend und jedes Lasters im Einzelnen sehr vollständig auseinander setze, aber damit doch immer nur den Verstand beschäftige, ohne das Herz und den Willen zu bessern, weil man bei ihm nichts finde, um das Gemüth zur Liebe der Tugend zu gewinnen, und mit

Haſſ gegen das Laſter einzunehmen; und von dieſer Seite ſei ihm Cicero, Seneca, ja ſelbſt Horaz, weit überlegen. So gehen denn nun auch ſeine eignen Schriften, unter denen die proſaiſchen größtentheils moraliſchen Innhalts ſind, dahin, den Vorzug eines guten Denkens und Handelns vor aller vermeinten Gelehrſamkeit recht einzuprägen, und den Sinn für wahre Weisheit zu erwecken und zu ſtärken. Hieher gehören vorzüglich ſeine Bücher: von ſeiner eignen und vieler Anderer Unwiſſenheit (de sua ipsius et aliorum ignorantia), und von der wahren Weisheit (de vera sapientia). In dieſen und andern zeigt er zugleich die vertrauteſte Bekanntſchaft mit der menſchlichen Natur, ſowohl nach ihrer inneren Würde und ihren höheren Anlagen und Kräften, als nach der Verdorbenheit und Schwäche, mit welcher ſie ſich im gewöhnlichen Leben zeigt; ſo wie mit dem Laufe der Dinge und den Mängeln ſeiner Zeit. Es iſt ein vorherrſchender Grundſatz bei ihm, zu zeigen, daß alle äußeren Glücksgüter nur Scheingüter ſind, die vor der ſtrengen Vernunft keinen Werth behalten, ſondern theils als nichtig, theils gar als ſchädlich erſcheinen, und aus dieſem Grunde zu warnen gegen den Uebermuth, der ſich bei ihnen, ohne Verlangen nach höheren, begnügt, und über dem Haſchen nach ſolchen Scheingütern die wahre Beſtimmung des Menſchen verfehlt und ſeine wahre Glückſeligkeit verſcherzt; auf der andern Seite aber auch die Leiden des menſchlichen Lebens theils als bloß eingebildete Uebel, theils von ihrer guten und heilſamen Seite zu ſchildern, die weiſe Benutzung des Unglücks, durch welche wir unſerm höhern Ziele nur näher kommen, zu lehren, und dadurch zu einer edlen, kräftigen Geſinnung zu erheben. Dies iſt vornehmlich der Zweck ſeiner Bücher von den Mitteln gegen

Glück und Unglück (de remediis utriusque fortunae); nur geht er hierinn oft zu weit, setzt alle Freuden, die das menschliche Leben wahrhaft verschönern, zu tief herab, und gibt dadurch seiner Philosophie einen düstern, menschenfeindlichen und abschreckenden Charakter. Da ihm die Schwierigkeiten nicht entgehen konnten, die sich im gewöhnlichen menschlichen Leben der unablässigen, standhaften und gleichförmigen Ausübung einer so strengen und ernsten Lebensphilosophie, wie die seinige, entgegen stellen müssen, und da in der That das gesellige Leben seiner Zeit zu viel leeres Treiben enthielt, und einem Geiste, der nach höherer Weisheit strebte, wenig anziehendes darbot, so betrachtete er es als eine der ersten Bedingungen für den wahren Weisen, sich aus dem Geräusche der Welt zurückzuziehen, und in ruhiger Einsamkeit, fern von so vielen verführerischen Reizen, die ihn dort von der wahren Weisheit ablenken, nur sich selbst zu leben und an seiner innern Vervollkommnung zu arbeiten. Für diesen Zweck schrieb er besonders seine Bücher von der Verachtung der Welt (de contemtu mundi), von der Einsamkeit (de vita solitaria) und von der Muße des Klosterlebens (de otio religiosorum). Hier entfernte er sich freilich von der wahren Weisheit, die nicht sich allein, sondern andern leben und nützen will, und entzog also durch diese Grundsätze, so wie durch die, mit ihnen in Verbindung stehende Verachtung des Ehestandes, seiner Philosophie das Gemeinnützige wieder, was außerdem hätte aus ihr hervorgehen können. — Bei dem Mysticismus und dem Hange zum Ueberirdischen, der sich bei diesen und andern Gelegenheiten so häufig bei Petrarcha ausspricht, verdient es um so mehr bemerkt zu werden, daß er den herrschenden Glauben seiner Zeitgenossen an Wunder, Erscheinungen,

Vorbedeutungen und Sterndeuterei nicht theilte, sondern verachtete, und mit einer Lebhaftigkeit, die nur aus wahrer Ueberzeugung hervorgehen konnte, bekämpfte. — An seine philosophischen Schriften schließen sich gewissermaßen seine Denkwürdigkeiten ((Rerum memorandarum libri IV.), eine Sammlung von Anekdoten, Charakterzügen und Urtheilen in Beziehung auf merkwürdige Menschen älterer und neuerer Zeiten, welche nach Maßgabe ihres Innhalts unter gewisse Abtheilungen gebracht sind, und seine Ansichten über mancherlei Gegenstände der Moral und Literatur aussprechen oder dafür zu Belegen dienen. — Vor allen merkwürdig sind aber seine Briefe, in denen er nicht nur seine Gesinnungen ausspricht und manche Begebenheiten seines Lebens darlegt, sondern auch über den Zustand der Wissenschaften und Sitten seiner Zeit überhaupt ein großes Licht verbreitet. —

Mit Uebergehung der übrigen, unwichtigern Schriften des Petrarcha, haben wir ihn noch von einer seiner schätzbarsten Seiten, als Dichter, zu betrachten. Hierzu machte ihn zuerst die Liebe, denn in seinen italienischen Gedichten regt sich das Feuer der Leidenschaft für seine Laura unter den verschiedensten Gestalten, und die Schönheit der Gedanken, so wie des Ausdrucks und der Form hat ihnen einen Werth gegeben, der sie unvergänglich im Gedächtniss der Nachwelt erhalten, und worüber man seine übrigen Verdienste fast vergessen hat. Dennoch war er selbst in reiferen Jahren nicht mit ihnen zufrieden, und wollte seinen Dichterruhm vielmehr auf ein lateinisches Heldengedicht, Africa, begründen, dessen Stoff aus der römischen Geschichte entlehnt, und dessen Held der ältere Scipio Africanus war; denn diesen, den Sieger Hannibals, hielt Petrarcha für den größten Charak-

ter in der römischen Geschichte. Ohngeachtet dieser Vorliebe, würde er aber doch vielleicht einen andern Gegenstand gewählt haben, wenn er gewusst hätte, daß ihm schon ein aitrömischer Dichter ganz auf demselben Felde voran gegangen war; aber des Silius Italicus episches Gedicht, welches die Begebenheiten des zweiten punischen Krieges besingt, war damals noch nicht wieder aufgefunden. Ohne Zweifel würde Petrarcha, wenigstens in Ansehung des Plans, diesen Dichter weit übertroffen haben, wenn er sein Gedicht ganz zu Ende gebracht hätte; aber dennoch würde man immer den ungleichen Nachahmer Virgils darinn erkannt haben. So groß auch der Fleiß war, mit welchem er anfangs an diesem Gedichte arbeitete, so war es ihm doch nicht möglich, es sogleich im ersten Feuer zu vollenden, und da sich nachher wahrscheinlich diese poetische Stimmung bei ihm verlor, so blieb das Gedicht unvollendet, und ist daher um so mehr über der schönen Originalität und Anmuth seiner italienischen Lieder vergessen worden. —

Neben Petrarcha ist auch sein Freund und Mitarbeiter Johann Boccaccio nicht zu vergessen. Seine Familie stammte aus Certaldo; er selbst aber war zu Florenz, oder, wie andere wollen, zu Paris, im Jahre 1313 geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihn anfangs für die Handlung, und nachher zu einem Rechtsgelehrten bestimmt; beides war aber seiner Neigung zuwider, und er setzte es durch, daß ihm sein Vater bei der Wahl seiner Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften freie Hand ließ. Eine Reise, die er 1341 nach Neapel antrat, ward für ihn sehr wichtig, denn er trat nicht nur, während seines Aufenthalts in Neapel, zum erstenmal als Dichter in seiner Muttersprache öffentlich auf, sondern machte auch

daselbst die Bekanntschaft des Petrarcha, der ihn zuerst zu den höheren Studien des Alterthums hinführte. Nach einigen, soll er auch den Barlaam bei dieser Gelegenheit kennen gelernt, und die erste Anleitung zur griechischen Sprache von ihm empfangen haben; letzteres ist jedoch zu bezweifeln. Gewisser ist, daß er vom Jahre 1360 an, drei Jahre lang, den Leontius in der griechischen Sprache zum Lehrer hatte. Dieser war ein Schüler des Barlaam, und so wie dieser aus Calabrien gebürtig, wiewohl er sich lange unter den Griechen aufgehalten hatte, und daher gern für einen gebohrenen Griechen gelten wollte. Boccaccio brachte es im Griechischen viel weiter als Petrarcha, und konnte daher auch für das Studium der griechischen Literatur weit mehr selbstthätig wirken. Petrarcha hatte, außer der kurzen Zeit seines Umganges mit Barlaam zu Avignon, wahrscheinlich gar keinen eigentlichen Unterricht im Griechischen genossen, und hatte es daher auch nicht so weit gebracht, für sich allein einen griechischen Autor zusammenhangend zu lesen. Er musste sich daher selbst von den Werken des Plato und Aristoteles, die er am meisten studirte, mit Uebersetzungen behelfen, und brachte es nie bis zum Lesen des Homer in der Ursprache, ob er gleich diesen Dichter kannte. Vor seiner Zeit hatte sich in Italien, unter dem Nahmen der Homer, nur ein dürftiger Auszug aus dessen Gedichten, den irgend ein Scholastiker gemacht haben mochte, herumgetrieben. Petrarcha bekam vom Nicolaus Sergius aus Konstantinopel zuerst ein vollständiges Exemplar des griechischen Homer zum Geschenke, das er in seiner Bibliothek aufstellte, um sich wenigstens an dem Anblicke desselben zu erfreuen. — Boccaccio aber las den Homer und einige andere griechische Schriftsteller, und veranlasste

den Leontius, eine vollständige lateinische Uebersetzung der Ilias und Odyssee zu verfertigen, wovon er dem Petrarcha eine Abschrift übersandte. Ja, Boccaccio vermochte sogar die Florentiner, den Leontius, mit einem gewissen Gehalte, als öffentlichen Lehrer der griechischen Sprache anzustellen; und obgleich hierdurch noch nicht viel geleistet wurde, weil Leontius durch sein wunderliches und zurückstoßendes Benehmen missfiel, und Florenz bald wieder verließ, — so war doch die Bahn einmal gebrochen. Boccaccio konnte daher mit Recht sich den Ersten nennen, der unter den Lateinern mit den griechischen Musen vertraut geworden war. Mit Petrarcha blieb er durch eine innige Freundschaft, die durch gleiche Liebe zu klassischen Studien und durch manche Aehnlichkeit in ihren Schicksalen noch mehr befestigt wurde, zeitlebens vereinigt, und starb auch bald nach ihm, zu Certaldo, am 21. December 1375. — Seine Schriften sind ebenfalls sehr zahlreich. In seiner Muttersprache trat er anfänglich als Dichter auf, und was Petrarcha für das Sonnett wurde, das ward er für die, der italienischen Sprache so sehr angemessene, und nach ihm so hoch kultivirte Stanze. Da er sich aber doch von Petrarcha als Dichter übertroffen glaubte, so verließ er diese Laufbahn, und erscheint hierauf, vorzüglich in seinem Decamerone, als der erste Begründer der italienischen schönen Prosa, und als Commentator seines Vorgängers in der italienischen Dichtkunst, Dante Alighieri. — Seine lateinischen Schriften erreichen, in Ansehung des Styls, bei weitem nicht den Werth der italienischen, doch sind seine Werke von berühmten Frauen (de claris mulieribus) und von den Schicksalen ausgezeichneter Männer und Frauen (de casibus virorum et feminarum illustrium libri IX.) nicht ohne

geschichtliches Verdienst, und seine Götterlehre (de genealogia deorum libri XV.), obgleich noch aus sehr mangelhaften Quellen geschöpft, verbreitete doch über manche Gegenstände der griechischen und römischen Mythologie richtigere Begriffe, beförderte von dieser Seite das Studium der klassischen Literatur, und galt in ihrem Gegenstande bis in das sechzehnte Jahrhundert als Hauptwerk. —

Als der dritte in diesem ersten Vereine zur Herbeiführung einer edleren Geistesbildung erscheint uns endlich Petrarcha's verdienstvoller Zögling, Johann von Ravenna, oder nach seinem Familiennahmen, Malpaghino. Er war zu Ravenna im Jahre 1347 geboren, und wurde von seinem Vater schon in früher Jugend dem Donatus, welcher damals in Venedig mit großem Beifall die lateinische Sprache lehrte, zum Unterricht anvertraut. Dieser lernte bald seine glücklichen Geistesanlagen kennen und schätzen, und empfahl ihn seinem Freunde Petrarcha, der ihn in sein Haus aufnahm, und als Gehilfen zum Vorlesen und Schreiben brauchte, sich aber zugleich seiner weitern Ausbildung sorgfältig annahm. Johann entwickelte hier so vortreffliche Gesinnungen und Kräfte, daß Petrarcha davon ganz bezaubert wurde, ihn völlig wie seinen Sohn hielt und liebte, und in Briefen an seine Freunde das reizendste und vortheilhafteste Gemählde von ihm entwarf. Aber entweder hatte das zu frühzeitig gespendete Lob dem Jünglinge eine zu hohe Meinung von sich beigebracht, oder das einförmige, ruhige Leben im Hause des Petrarcha war seinem jugendlichen, feurigen Geiste nicht genügend; denn schon nach wenigen Jahren bestand er darauf, sich aus dem Hause seines Wohlthäters zu entfernen, und ließ sich durch keine Vor-

stellungen des letztern abhalten, diesen voreiligen Entschluss auszuführen. Ohne bestimmten Plan, außer um die Welt zu sehen und seine Kenntnisse durch eignes Anschauen zu erweitern, eilte er davon; aber Mangel an Geld, ungünstige Witterung, Ungewohnheit im Ertragen und Ueberwinden der Beschwerden, mit welchen das Reisen besonders damals verbunden war, und andere Unfälle von mancher Art, ließen ihn bald sein unbesonnenes Beginnen bereuen, und führten ihn nach wenigen Monaten in das Haus des väterlichen Freundes zurück, der ihn zwar ernst, aber schonend und ohne Vorwürfe wieder aufnahm. Doch kaum war ein Jahr verflossen, als die Lust zu reisen sich aufs neue bei ihm regte, und Petrarcha, der ihr nicht länger zu widerstehen für gut fand, unterstützte ihn edelmüthig sowohl mit Geld als mit Empfehlungsbriefen. Er scheint sich zunächst nach Unter-Italien, wo er eine reiche Ausbeute in Erlernung der griechischen Sprache hoffte, gewandt, dann eine Zeitlang ein unstätes Leben geführt, endlich aber bei dem Kardinal Philipp, einem Jugendfreunde Petrarcha's, ein ruhiges und ehrenvolles Unterkommen gefunden zu haben; doch ist im Ganzen von seinen Schicksalen, während der noch übrigen Lebensjahre des Petrarcha und bald nach dessen Tode, wenig bekannt. Indessen ging die Hoffnung, die sich Petrarcha von dem Jünglinge gemacht, und bei den Beispielen von Unstätigkeit des Charakters, welche dieser durch seine fast schwärmerische Reisesucht an den Tag legte, beinahe wieder aufgegeben hatte, an dem Manne richtig in Erfüllung; denn wir finden ihn bei reiferen Jahren erst in Padua, dann in Florenz als Lehrer der alten Literatur, wo er treffliche Schüler zog, denen er zugleich in Sitten und Lebenswandel mit einem musterhaften Beispiele voranging, so daß er,

nach dem Zeugniss eines seiner berühmtesten Schüler, des Sicco Polentonus, sowohl an Gelehrsamkeit als an Tugend, alle Lehrer, die vor und mit ihm lebten, weit übertraf. Guarinus, Poggius, Vergerius, Leonardus Aretinus, und viele andere in der Folge berühmte und verdienstvolle Männer, waren seine Schüler; und wenn sie auch, unterstützt durch einen größeren Reichthum wieder aufgefundener Quellen ächter Kenntniss und zierlicher Schreibart, ihn selbst übertrafen, so priesen sie es doch alle als eine besondere Wohlthat der Vorsehung, daß sie diesen Lehrer gefunden, und ihr einstimmiges Urtheil nannte ihn den Ersten, welcher das Studium der ächten lateinischen Sprache und der klassischen Werke des römischen Alterthums in ihrem Vaterlande allgemein verbreitet habe. Wegen der Schönheit und Kraft seines Ausdrucks wurde er von seinen Zeitgenossen nicht weniger, als wegen des Reichthums seiner Kenntnisse bewundert, und sie gingen so weit, zu behaupten, daß er unter allen, die jemals in lateinischer Sprache geschrieben, dem Cicero am nächsten komme. Wie lange er so als Lehrer und Vorbild gewirkt, ist nicht bekannt, doch weiß man, daß er zwar 1412 noch am Leben war, aber vor 1420 gestorben. Hinterlassene Schriften sind vom ihm nicht bekannt, und daher rührt es wahrscheinlich, daß man ihn, einen Grundstein zur Wiederherstellung der Wissenschaften, lange Zeit unter ihren Wiederherstellern unbillig vergessen hat. *) —

Unter den Fürsten und den Oberhäuptern der freien Städte Italiens wurde, durch den Eifer jener Gelehrten

*) Die ausführlichste Nachricht von seinem Leben und Wirken gibt Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, 1. B. S. 5. u. f.

und ihrer Freunde, den Wissenschaften mancher große Verehrer und Beförderer erweckt. Oben an stehen unter diesen: Robert, König von Neapel, ein Gönner und Freund des Petrarcha, der, von diesem aufgemuntert, mit großen Kosten die Werke der Klassiker aufsuchen und sammeln ließ, und sich dazu der Hilfe des Barlaam in Griechenland und des Paul von Peruggia in Italien bediente; Galeazzo Visconti, Herzog zu Mailand, und Coluccio Salutati, Kanzler der Republik Florenz, die sich ebenfalls mit großem Eifer für die Erhaltung der Ueberreste des Alterthums und die Beförderung ihres Studium verwandten. Der letztere, der sich eine Bibliothek von mehr als 600 Bänden — damals schon eine ungeheure Anzahl — gesammelt hatte, war zugleich ein besonderer Freund und Verehrer des Johann von Ravenna; er zog sowohl diesen als den nachher zu erwähnenden Griechen Emanuel Chrysoloras nach Florenz, und führte daneben auch einen ausgebreiteten und lehrreichen Briefwechsel mit gleichzeitigen Gelehrten.

So vorbereitet fanden nun die gelehrten Griechen, bei ihrer Verpflanzung nach Italien, den Boden auf welchem sie ihre weiteren, fruchtreichen Arbeiten begannen.

Schon vor dem Falle Konstantinopels hatten mehrere durch Kenntnisse ausgezeichnete Männer Griechenland verlassen, theils um für ihr Vaterland die Hilfe fremder Staaten in Anspruch zu nehmen, theils auch um den Stürmen, die es erschütterten, sich selbst noch zu rechter Zeit zu entziehen. Griechenland aber war eben in dem letzten Jahrhundert seines politischen Daseins noch reich an Männern von großen Kenntnissen und regem Eifer für die

Wissenschaften; gleichsam um den trüben Abend wenigstens noch durch einen freundlichen Strahl zu erheitern. Andere hatten zwar in ihrem Vaterlande bis zuletzt ausgehalten, aber als nun wirklich der letzte Tag gekommen war, da verließen sie das schmachbedeckte, unterjochte Land, um nicht unter der Herrschaft der Barbaren zu leben, und wandten sich zu glücklicheren Gefilden. Die meisten dieser gelehrten Auswanderer nahm Italien auf, weil es ihnen theils am nächsten lag, theils durch seine natürlichen Reize sie am meisten anzog, und hier wurde die, bisher fast unbekannte, griechische Literatur von ihnen durch Lehre und Beispiel verbreitet. Dies konnte aber auch in keinem andern Lande leichter und mit glücklicherem Erfolge geschehen, als in Italien. Denn hier, wo man noch so viele großartige Trümmern des klassischen Alterthums vor Augen sah, und wo der gute Geschmack nie so ganz tief entschlummert war, als in andern Ländern, hier musste es auch weit weniger Mühe kosten, ihn völlig wieder zu erwecken, und schon vor jener äußeren Anregung, war hier, durch die oben genannten verdienstvollen Gelehrten, der völligen Wiedergeburt vorgearbeitet. Die klassischen Schriften der alten Römer lagen dem Bewohner Italiens am nächsten, und, wiewohl damals noch sehr wenig benutzt, kamen sie doch seiner wieder geweckten Aufmerksamkeit zuerst entgegen; und auch zur leichteren Kenntniss der griechischen Sprache war durch die früheren Handelsverbindungen Italiens mit Griechenland der Weg gebahnt. Auch die Staatsverfassung Italiens war dem Gelingen dieses großen Werkes höchst günstig. Vom teutschen Reiche kaum mehr als dem Nahmen nach abhängig, lebten Italiens zahlreiche Fürsten und Freistaaten freilich unter einander oft in blutiger Zwietracht; doch bei ruhigern Zeiten suchte,

durch einen edleren Stolz angetrieben, einer vor dem andern durch wahre Vorzüge zu glänzen, unter welchen man bald auch der Liebe zu Wissenschaften und Künsten einen hohen Rang anwies. Dies geschah besonders seitdem in Florenz das hochgeachtete und bald herrschende Haus der Medicäer, von glühender Liebe für Kunst und Wissenschaft beseelt, einen wahren Tempel der Musen gründete, der bald auch unter den übrigen Fürsten und Städten Italiens einen rühmlichen Wetteifer erweckte. So war den gelehrten Griechen in Italien eine ehrenvolle Aufnahme und ein großer Wirkungskreis bereitet, von welchem nicht allein für Italien, sondern allmählich für ganz Europa, durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den Werken der größten Geister des Alterthums, ein neues Licht und eine neue Thätigkeit im Felde der Wissenschaften ausging.

Unter den verdienstvollen Männern, welche zuerst auf diesem erhabenen Schauplatz auftraten, und ohne welche sich wahrscheinlich auch Teutschland noch lange nicht aus jenem trüben Zustande des Halbwissens und der Geschmacklosigkeit erhoben hätte, müssen wir billig auch hier, wenigstens der Ausgezeichnetsten, in dankbarer Anerkennung gedenken.

Der Erste, der in den Abendlanden das Studium der griechischen Literatur erweckte, war Emanuel Chrysoloras, geboren zu Konstantinopel, aus dem Geschlecht einer der vornehmen römischen Familien, welche mit Konstantin dem Großen, bei der Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz, hier eingewandert waren. Er reiste zuerst (1387) im Auftrage des Kaisers Johannes Paläologus in die westlichen Länder von Europa, um die Fürsten derselben zum Beistande gegen die immer heftiger

andrängenden Osmanen aufzufordern. Italiens Reize, die er auf diesen Reisen kennen lernte, nahmen ihn so ein, daß er es, nach der Vollendung seiner Geschäfte, zu seinem beständigen Aufenthalte zu wählen beschloss. Auf einen an ihn ergangenen Ruf der Stadt Florenz kehrte er daher von Konstantinopel, 1397, nach Italien zurück, lebte nach und nach in Florenz, Mailand, Venedig und Rom, und gab hier Unterricht in der griechischen Sprache und Philosophie. Zum Behuf seines Sprachunterrichts schrieb er selbst eine griechische Grammatik (Erotemata grammatica linguae graecae), die nach seinem Tode noch sehr geschätzt, und öfters gedruckt wurde. *) Die ausgezeichnetsten Gelehrten der nächstfolgenden Zeit, ein Philelphus, Poggius, Leonard Aretinus, u. a. gehörten zu seinen Schülern. Gleichzeitig mit ihm wirkte noch Johann von Ravenna, jener Zögling Petrarcha's, eben so erfolgreich für ein gründlicheres und ausgedehnteres Studium der alten römischen Schriftsteller; er und Chrysoloras wurden bald mit einander vertraut, sie arbeiteten nach gleichem Plane, und durch den vereinten Eifer dieser beiden Männer wurde der Sinn für klassische Literatur unter den Gebildeten in Italien bald so allgemein, daß die Unbekanntschaft mit derselben für eine Schande galt. Hierdurch wurde bei Vielen der Geist zur Nacheife-

*) Da die Verdienste der hier zu nennenden Männer mehr auf ihrer persönlichen Stellung und ihrem mündlichen Unterricht, als auf ihren Schriften beruhen, so habe ich es um so weniger für nöthig gehalten, mich in ausführliche literärische Erörterungen über die letztern, ihre Ausgaben u. s. w. einzulassen. Wer diese verlangt, kann sie in rein bibliographischen Werken finden. Hier war es mir mehr um geschichtliche Thatsachen, als um Literatur-Notizen zu thun.

rung des klassischen Alterthums geweckt, und man sah davon auch in kurzem die vortrefflichsten Wirkungen für die Reinigung und Verbesserung des Geschmacks im Reden, Schreiben und Studiren. — Im Jahre 1413 wurde Chrysoloras vom Papst Johann XXIII., wegen der beabsichtigten Kirchenversammlung, zum Kaiser Sigismund geschickt, und reiste hierauf nach Konstantinopel zurück, hielt sich aber nicht lange dort auf, sondern wohnte, als Gesandter des byzantinischen Hofes, dem Concilium zu Konstanz bei, starb aber daselbst, bald nach dem Anfange des Conciliums, im Jahre 1415. *)

Was Chrysoloras vornehmlich für die Sprache that, das leistete einer seiner nächsten Nachfolger mehr für Philosophie und Geschichte. Georg Gemistius Pletho, aus Konstantinopel, einer der gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, stand bei dem griechischen Kaiser Michael Paläologus in großem Ansehen, und wurde von ihm zu wichtigen Geschäften gebraucht. Als Abgesandter der griechischen Kirche, nahm er, nebst Bessarion und Andern, Theil an dem Concilium zu Florenz (1438), wo der Papst Eugenius IV. eine Vereinigung der römischen und griechischen Kirche zu bewirken suchte. Gemistius widersetzte sich anfangs dieser vorgeschlagenen Vereinigung; nachher aber zeigte er sich der lateinischen Partei geneigt, und zog sich, durch seine Vertheidigung derselben, den Hass der griechischen Geistlichkeit in solchem Grade zu, daß sogar der Patriarch zu Konstantinopel, Scholarius,

*) Mit diesem Emanuel Chrysoloras ist sein Enkel, Johann Chrysoloras, der mit ihm nach Italien kam, ebenfalls in mehrern Städten lehrte, und um das Jahr 1425 starb, nicht zu verwechseln.

mehrere seiner Schriften als ketzerisch verbrennen ließ. Er blieb hierauf eine Zeitlang in Italien, und lebte besonders zu Florenz, wo er als Lehrer auftrat. Sein wesentlichstes Verdienst bestand hier darinn, daß er die Werke des Plato und die platonische Philosophie, in den Abendlanden zuerst nach Petrarcha, wieder aus ihrer fast gänzlichen Vergessenheit hervorzog, und die bisherige einseitige Richtung des philosophischen Studiums, in welchem allein der missverstandene Aristoteles vorherrschte, dadurch aufhob. Ueberhaupt war er der platonischen Philosophie ungemein, vielleicht etwas zu leidenschaftlich, zugethan, wiewohl er in seinen Schriften eine vertraute Bekanntschaft mit allen philosophischen Systemen des Alterthums darlegt. Unter seinen zahlreichen philosophischen Schriften verdienen vorzüglich die zwei, vom Unterschied der platonischen und aristotelischen Philosophie (de differentiis Platonicae et Aristotelicae philosophiae), und von der Unsterblichkeit der Seele (de immortalitate animae) besonderer Erwähnung. *) — Cosmus von Medicis stiftete, nach seinem Verlangen, die berühmte platonische Akademie zu Florenz, nach deren Muster sich in der Folge in verschiedenen Städten Italiens ähnliche bildeten, unter andern zu Rom, wo aber der Papst Paul II. die Mitglieder derselben, als Ketzer und Hochverräther, mit vieler Grausamkeit verfolgte. — Auch

*) In einem Werke von den vier Haupt-Tugenden (quatuor virtutum divisio), das auch zu seiner Zeit Beifall gefunden hat, erklärt er, nach den Neu-Platonikern, die Tugend als die Gewohnheit gut zu sein; diese, sagt er, werde dadurch erlangt, daß man Gott nachzuahmen suche, so weit es dem Menschen möglich sei; er nimmt alsdann vier Haupttugenden an, nehmlich Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit; jeder von diesen ordnet er drei Tugenden

als Geschichtschreiber ist Gemistius nicht ohne Verdienst, besonders hat seine Fortsetzung der Geschichte des Herodot (de iis quae post pugnam Mantineensem apud Graecos gesta sunt libri II.) vielen Beifall gefunden. *) Marcus Antonius Antimachus, der die Geschichtbücher des Gemistius aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, glaubt ihn allen alten Geschichtschreibern der Griechen, nur den Herodot und Thucydides ausgenommen, an die Seite setzen zu dürfen. — Im Jahre 1441 kehrte Gemistius aus Italien nach Griechenland zurück, erhielt daselbst eine obrigkeitliches Amt, und verwaltete dasselbe bis an seinen Tod, der in einem sehr hohen Alter, doch noch vor der Eroberung von Konstantinopel, erfolgte.

Bessarion, aus Trapezunt, ein Schüler des Gemistius, und seit 1436 Erzbischof zu Nicea, wohnte ebenfalls jener Kirchenversammlung zu Florenz bei, wo er an der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche, doch fruchtlos, arbeitete. Er trat hierauf selbst zur römischen Kirche über, und blieb in Italien. Papst Eugenius IV. ernannte ihn zum Kardinal, und Nicolaus V. zum

---

unter, so daß daraus zwölf einzelne Tugenden entstehen, nehmlich Frömmigkeit, natürliche Klugheit, leichte Wahl des Rechten, Heiligkeit, bürgerliche Klugheit, Wohlthätigkeit, Gefälligkeit, Großmuth, Sanftmuth, Enthaltsamkeit, Freigebigkeit und sittlicher Anstand. — Solche Eintheilungen konnten wohl nur in einer Zeit aufkommen, wo man der Form in den Wissenschaften mehr Werth beilegte als den Sachen.

*) Sie befindet sich unter andern bei der griechischen Ausgabe des Herodot von Joachim Camerarius, und ist von H. G. Reichard (Lips. 1770. 8.) einzeln herausgegeben worden.

Bischof von Tuskulum und zum Statthalter von Bologna. Die Macht, welche diese hohen Würden ihm gewährten, benutzte er zur Beförderung der Wissenschaften in Italien, und vornehmlich auch zur Unterstützung seiner dahin auswandernden Landsleute, deren er sich auf das thätigste annahm. Weniger um Staatssachen, als um die Wissenschaften bekümmert, floss sein Leben, bei einfachen Sitten, unter rastloser Thätigkeit und im Umgange mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, ruhig und ehrenvoll dahin. Außer der Begünstigung und Aufmunterung, die er andern Gelehrten widerfahren ließ, machte er sich auch durch eifriges Aufsuchen und Bekanntmachen griechischer Handschriften, und durch bessere lateinische Uebersetzungen verschiedener griechischer Schriftsteller, um die Wissenschaften verdient. Seine eignen Schriften, welche hieher gehören, sind größtentheils philosophischen Innhalts. Auch er war ein eifriger Verehrer des Platon, doch nicht mit solcher Parteilichkeit, wie sein Lehrer Gemistius, vielmehr suchte er die damals herrschende scholastische Philosophie nur durch die platonische zu verbessern und mit dieser in Uebereinstimmung zu bringen. — In einem Alter von 77 Jahren starb er 1472 zu Ravenna. Seine kostbare Büchersammlung hatte er der S. Marcus-Kirche zu Venedig vermacht, und sie wurde noch bis in die neusten Zeiten, als einer der größten Schätze Venedigs, hier aufbewahrt.

Theodor Gaza, aus Thessalonich, wandte sich 1430, als seine Vaterstadt von den Türken erobert worden war, nach Italien, und lehrte zu Ferrara. Er schrieb eine ausführliche griechische Sprachlehre, die noch heute von Kennern geschätzt wird; übersetzte verschiedene griechische Schriftsteller ins Lateinische, und starb 1478, in einem Alter von 80 Jahren.

Unter den gelehrten Griechen, welche nach der Eroberung von Konstantinopel (1453) in Italien einwanderten, verdienen als die merkwürdigsten genannt zu werden: Emanuel Moschopulus, aus Konstantinopel, der nicht nur die griechische Sprache grammatisch mit Sorgfalt bearbeitete, sondern vornehmlich die Kenntniss und das Studium der großen griechischen Dichter, des Homer und Hesiodus, in Gang brachte, und daneben sich auch der Mathematik widmete; — Johannes Argyropulus, aus Konstantinopel, der anfänglich zu Florenz, unter dem Schutze der Medicäer, dann zu Rom, über griechische Klassiker öffentliche Vorlesungen hielt, und seinen Fleiß vornehmlich auf die Erklärung des Aristoteles verwandte; — Konstantin Laskaris, aus Konstantinopel, von einem vornehmen, einst mit der Kaiserwürde selbst bekleideten Geschlechte, der zuerst in Mailand, Rom, Neapel, und endlich in Messina lehrte, und, wenn auch als Schriftsteller nur unbedeutend, *) desto mehr durch mündlichen Vortrag zur Ausbreitung der Literatur wirkte; — und Demetrius Chalkondylas, aus Athen, der sich nicht bloß durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch einen tugendhaften und liebenswürdigen Charakter auszeichnete, zu Florenz und Mailand lehrte, durch die erste Ausgabe des Homer sich ein großes Verdienst erwarb, und in hohem Alter noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lebte. —

Die Lehren und das Beispiel dieser Männer weckten in kurzer Zeit in Italien eine große Zahl thätiger Geister

*) Seine griechische Grammatik hat gar nichts eignes, und behauptet nur dadurch eine zufällige Merkwürdigkeit, daß sie das erste gedruckte griechische Buch ist (Mediolani 1476).

für gleiches Bestreben. Viele derselben hatten bald den Ruhm ihrer Lehrer erreicht und zum Theil übertroffen. Mit unermüdlichem Eifer wurden die alten Bibliotheken durchforscht; Werke der Klassiker, die man schon lange nicht mehr kannte, oder für verloren gehalten hatte, traten aus dem Dunkel hervor; Entdeckung folgte auf Entdeckung, und mit einem wahren Heißhunger drängte sich alles, was auf Geistesbildung Anspruch machte, zu dem Genusse der neugefundenen Schätze.

Die Männer, welche sich in Italien vorzüglich um diese Studien verdient machten, und von denen wir daher eine kurze Nachricht hier mittheilen wollen, sind hauptsächlich folgende.

Gasparinus (oder Casparinus), nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Barzizius genannt, war um das Jahr 1360 zu Barziza, in dem Gebiete von Bergamo, geboren. Seine Bildung fiel in die Zeit, in welcher Petrarcha und Johann von Ravenna auf das Studium der großen Muster des Alterthums wieder aufmerksam gemacht hatten. Er selbst wurde frühzeitig mit den Werken des Cicero bekannt, studirte diese sehr fleißig, und wählte sie für seine eigne Geistes- und Geschmacksbildung zum Muster. An der Hand des Cicero, bemühte er sich, die Reinigkeit der damals gangbaren lateinischen Schreibart zu vervollkommnen; vorzüglich aber war er der Erste, der eine gründlichere und geschmackvollere Bearbeitung der lateinischen Sprache einführte. Auf diese beschränkt sich auch hauptsächlich das Verdienst seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller; denn mit der griechischen Sprache scheint er sich weniger befasst zu haben. Er eröffnete zuerst in Bergamo eine Schule, und setzte dann zu Mailand, Pavia und Venedig seinen Unterricht fort. Im Jahr 1407

erhielt er zu Padua ein öffentliches, besoldetes Lehramt, lebte jedoch dabei, wegen seiner starken Familie, mehrentheils in einer bedrängten Lage, bis er 1418 von dem Herzog Philipp Maria Visconti nach Mailand berufen wurde. Bei diesem Fürsten, welcher die Wissenschaften sehr liebte, genoss er eines großen Vertrauens, und starb endlich 1431. — Außer seinem Hauptverdienste, daß er die Werke des Cicero aus der Vergessenheit, in der sie Jahrhunderte lang gelegen hatten, hervorzuziehen, in ihrer Richtigkeit wieder herzustellen und gemeinnütziger zu machen suchte, hat er sich auch als Schriftsteller durch verschiedene hinterlassene Werke bekannt gemacht, welche, mit Ausnahme seiner Reden und Briefe, größtentheils grammatikalischen Innhalts sind. Eine Sammluug derselben, mit den Reden und Briefen seines Sohnes Guinifortus, ist: Gasparini Barzizii Bergomàtis et Guinifortì filii opera, quorum pleraque ex Mss. codd. nunc primum in lucem eruta, rec. ac ed. Jos. Alex. Furiettus. Rom. 1723. Pars I. II. —

Johann Aurispa war im Jahre 1369 in Sicilien geboren. Wo er seine erste Jugendbildung empfing, ist unbekannt; später ging er nach Konstantinopel, um die griechische Literatur an der Quelle zu studiren. Hier sammelte er auch eine Menge griechischer Handschriften, und brachte deren, als er 1423 nach Venedig zurückkehrte, 238 mit, worunter sich die sämmtlichen Werke des Platon, die Gedichte des Orpheus, Pindar, Kallimachus und Oppian, die historischen Werke des Diodor, Arrian und Dio Cassius, die Geographie des Strabo, Schriften des Xenophon, Lucian, Plotin, u. a. m. befanden; größtentheils Werke, die man in Italien bis dahin entweder noch gar nicht, oder doch nur sehr unvollständig

gekannt hatte. Bald nach seiner Ankunft in Italien trat er als Lehrer der griechischen Literatur, zuerst in Bologna, auf, ward aber schon 1425 nach Florenz berufen, das er jedoch schon 1428 wieder verließ, um nach Ferrara zu gehen, wo er sich, mit wenigen Unterbrechungen, indem er unter den Päpsten Eugen IV. und Nicolaus V. auf kurze Zeit als pästlicher Secretär in Rom lebte, bis an das Ende seines Lebens aufhielt, welches 1459, in seinem 90sten Jahre, erfolgte. — Seine Schriften, meistens in Uebersetzungen aus dem Griechischen bestehend, sind unbedeutend; dagegen erwarb er sich als Lehrer eben so viel Ruhm als Verdienst, und erhielt, in Folge desselben, mehrere vortheilhafte Anträge, die er jedoch aus Vorliebe für Ferrara, wo er auch von dem regierenden Hause sehr geschätzt wurde, immer zurückwies.

Guarinus, zu Verona im Jahre 1370 geboren, bildete sich anfänglich in der Schule des Johann von Ravenna, ging aber, in einem Alter von 20 Jahren, nach Konstantinopel, und studirte hier die griechische Sprache, vornehmlich unter Emanuel Chrysoloras, noch ehe dieser nach Italien kam. Bald nach dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts kehrte er in sein Vaterland zurück, und ertheilte in vielen Städten Italiens, hauptsächlich in Florenz, Padua und Bologna, öffentlichen Unterricht. Seit 1415 lehrte er zu Venedig, und begründete hier hauptsächlich das Studium der klassischen Literatur, das nachmals unter den großen Männern dieser Republik so ausgezeichnete Verehrer und Beschützer fand. Die letzte Hälfte seines Lebens aber durchlebte er meistens in Ferrara, wohin er zuerst als Lehrer des jungen Lionel von Este berufen wurde, nachher aber auch öffentlichen Unterricht gab. Hier starb er auch, nachdem er sein Leben auf

90 Jahre gebracht hatte, im Jahre 1460. — Als Schriftsteller beschäftigte er sich vornehmlich mit dem Uebersetzen griechischer Schriftsteller ins Lateinische, wovon insbesondere seine Uebersetzung des Strabo berühmt geworden ist, welche zuerst zu Paris 1480 gedruckt wurde. Außerdem schrieb er Anmerkungen zu einigen Schriften des Cicero und zum Valerius Maximus, einen Auszug aus der griechischen Sprachlehre des Chrysoloras, und andere grammatische Schriften, auch Reden und Gedichte, die aber, ohne seine sonstigen Verdienste, nicht eben gedient haben würden, seinen Nahmen bei der Nachwelt zu erhalten. — Einer von den Söhnen des Guarinus, Baptista Guarini, wurde noch bei seines Vaters Leben Lehrer der alten Literatur zu Ferara, und folgte dem Beispiele seines Vaters sowohl als Lehrer, als durch Uebersetzungen griechischer Schriftsteller, z. B. einiger Reden des Demosthenes; seine eignen Reden und Gedichte sind weniger von Bedeutung. —

Leonard Brunus, nach seiner Vaterstadt, Arezzo, gewöhnlich Aretinus genannt, war im Jahre 1370 geboren. In seiner Kindheit soll der Anblick eines Bildnisses von Petrarcha, dessen Ruhm damals ganz Italien erfüllte, zuerst die Liebe zu den Wissenschaften in ihm entzündet haben. Er bildete sich hierauf in Florenz, unter Johann von Ravenna und später unter Emanuel Chrysoloras. Die Bekanntschaft mit dem letztern bewog ihn, das Studium des bürgerlichen Rechts, dem er sich vorher gewidmet hatte, aufzugeben, und sich ganz mit der griechischen Literatur zu beschäftigen. Er brachte es darinn so weit, daß er im Stande war, griechisch zu sprechen und zu schreiben. Durch die Empfehlung seines Freundes Poggius, wurde er im Jahre 1405 Secretär des Pap-

stes, und bekleidete diese, unter den damaligen Zeitumständen, sehr schwierige Stelle, bis 1415, wo er, nach der Absetzung Papst Johanns XXIII., den er nach Constanz begleitet hatte, sich nach Florenz begab. Hier erhielt er das Bürgerrecht, und einige Jahre nachher das Amt eines Kanzlers, in welchem er viele der wichtigsten Staatsgeschäfte zu verwalten hatte. Er starb am 9. März 1444, und noch durch die Feier seines Begräbnisses legte sich die allgemeine Achtung, mit welcher man ihn während seines Lebens verehrt hatte, zu Tage. — Aretinus hatte zwar niemals als öffentlicher Lehrer gewirkt, aber sonst theils in seinen öffentlichen Aemtern viel zum Aufnehmen der Wissenschaften beigetragen, theils auch als Schriftsteller sich fleißig beschäftigt. Seine Schriften sind jedoch nicht alle gedruckt worden. Es gehören dazu viele Uebersetzungen aus dem Griechischen, nahmentlich der Odyssee (die nicht im Druck erschienen), verschiedener Werke des Plato, Xenophon, Aristoteles, Plutarch, Reden des Demosthenes, u. a. m. Berühmter als durch diese ist er aber durch seine historischen Schriften geworden, die deshalb um so merkwürdiger sind, weil sie als eins der ersten Beispiele erscheinen, wie das erneuerte Studium der Alten und die Anwendung einer praktischen Staatsklugheit auf eine bessere Bearbeitung der Geschichte wirkten. Dies gilt besonders von seiner Geschichte von Florenz und der Geschichte seiner Zeit; (Ausgabe: Leonardi Aretini Historiarum Florentinarum libri XII. quibus acc. Quorundam suo tempore in Italia gestorum, et de rebus Graecis commentarii etc. ex Mss. in lucem editi stud. et op. Sixti Brunonis. Argentor. 1610. fol. — Früher und öfter ist diese Geschichte in italienischer Sprache erschienen. —) denn seine Geschichte Griechenlands bis

zur Schlacht bei Mantinea, seine Geschichte des ersten punischen Kriegs, Geschichte des gothischen Kriegs in Italien, und andere kleine Schriften, sind von weniger Bedeutung. Merkwürdig sind dagegen seine Briefe, welche viel nützliches zur Geschichte seiner Zeit, besonders auch des Conciliums zu Constanz, enthalten. Die vollständigste Ausgabe ist: L. A. Epistolarum libri VIII. ad fidem codd. Mss. suppleti, castigati et plus quam XXXVI. epistolis locupletati, recens. Laur. Melius, qui Leonardi vitam scripsit etc. Florent. 1741. 8. Pars I. II. —

Victorinus von Feltre (mit seinem Familiennahmen Rambaldoni genannt), war um das Jahr 1379 geboren, studirte zuerst in Padua, und schloss sich nachher hauptsächlich an Guarinus an, als dieser aus Griechenland zurückgekommen war. Im Jahre 1422 wurde er in Padua zum öffentlichen Lehrer der Beredsamkeit ernannt; verließ aber, wegen der Zügellosigkeit der dortigen Studirenden, dieses Amt bald wieder, und ging nach Venedig. Der Markgraf von Mantua, Johann Franz Gonzaga, berief ihn endlich 1425 nach Mantua, und übergab ihm nicht nur den gelehrten Unterricht seiner eignen Kinder, sondern auch die Leitung einer neu errichteten Anstalt, welche, in einem eigen dazu bestimmten großen Gebäude, Casa giocosa genannt, vorzüglich der Erziehung der vornehmeren Jugend gewidmet sein sollte. Diesen Posten verwaltete Victorinus so, daß er sich dadurch die höchste Achtung der angesehensten und gelehrtesten Männer seiner Zeit erwarb, welche nicht bloß seine Gelehrsamkeit, sondern auch seinen vortrefflichen sittlichen Charakter, seine Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit, seinen ausdauernden Fleiß, seine ungewöhnlichen Lehrergaben, und seine Humanität im Umgange mit der ihm untergebenen Jugend schätzten. Victorinus schaffte

durch diese vortrefflichen Eigenschaften seinem Gymnasium (in welchem, außer der alten Literatur, auch Philosophie, Mathematik, schöne Künste und ritterliche Uebungen getrieben wurden, und für alle diese Gegenstände bestimmte, besoldete Lehrer angestellt waren) einen großen Zulauf, den es nach seinem, im Jahre 1447 erfolgten Tode, bald wieder verloren zu haben scheint. Da er sich als Schriftsteller nicht bekannt gemacht hat, so ist er bei der Nachwelt, mit Unrecht, weniger im Gedächtniss geblieben, als andere, gleichzeitige, zum Theil durch weniger wesentliche Verdienste ausgezeichnete Männer. —

Poggius Bracciolinus war in der Gegend von Arezzo im Jahre 1380 geboren, und bildete sich als Jüngling ebenfalls in der Schule des Johann von Ravenna und Chrysoloras, aus der so viele große Männer jener Zeit hervorgingen. Im Jahre 1402 erhielt er eine Stelle in der päpstlichen Kanzlei, und blieb von dieser Zeit an in Diensten des römischen Hofs, unter sieben Päpsten, machte jedoch während dieser Zeit, größtentheils in wissenschaftlichen Angelegenheiten, große Reisen. In einem Alter von 72 Jahren ließ er sich noch bewegen, Rom zu verlassen, und nach Florenz zu gehen, wo er die Stelle eines Kanzlers erhielt. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er jedoch größtentheils auf einem benachbarten Landgute, und starb im Jahre 1459. — Obgleich Poggius nicht eigentlich als Lehrer auftrat, so erwarb er sich doch um die Wissenschaften und besonders um die klassische Literatur mannichfaltige Verdienste. Auf seinen Reisen suchte er allenthalben nach Handschriften der Klassiker, und sein Glück kam seinem Eifer darinn vollkommen gleich, so daß er Schriftsteller wieder auffand, deren Dasein man noch gar nicht gekannt, oder gänzlich darauf Verzicht gethan hatte.

So wurde Quintilian durch ihn vom Untergange gerettet, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Manilius, ein Theil des Lucrez, mehrere Reden des Cicero, der vollständige Columella, von dem man vorher nur Bruchstücke gekannt hatte, u. a. m. von ihm zuerst ans Licht gezogen. Seine eignen Schriften sind zahlreich, und von ungleichem Werthe; aber weil er Witz mit Gelehrsamkeit zu vereinigen, und einen gewissen unter seinen Zeitgenossen beliebten, wenn auch nicht ganz anständigen, Ton zu treffen wusste, so wurden seine Schriften häufig gelesen, und der Geschmack an der alten Literatur wurde daher durch sie mehr als auf irgend einem andern Wege verbreitet. Das wichtigste seiner Werke ist die Geschichte von Florenz, die hauptsächlich den Zeitraum von 1353 bis 1455 umfasst, und in der er sich den Livius zum Vorbilde wählte; in andern werden Gegenstände der populären Philosophie und der Alterthumskunde abgehandelt, wie in seinen Tischgesprächen (Historia convivalis); von den Leiden des menschlichen Lebens (de miseriis humanae conditionis); vom Unglück der Fürsten (de infelicitate principum), vom Adel (de nobilitate liber disceptatorius), durch welches er aber bei dem Venetianischen Adel sehr anstieß; von den Ruinen zu Rom (de ruinis urbis Romae), u. a. m. Besonders sind, wie bei den meisten der damaligen Gelehrten, seine Briefe sehr merkwürdig und lehrreich. Seine scherzhaften Erzählungen (Facetiae), die sehr oft ins Obscöne übergehen, und noch mehr seine ärgerlichen Streitschriften gegen Philelphus und Laurentius Valla, gereichen weder den Sitten seiner Zeit, noch dem Geschmack und sittlichen Charakter ihres Verfassers zur Ehre, wie denn überhaupt der moralische Ruf des Poggius mit seinem litevarischen nicht überein kommt. —

Ambrosius Traversarius war aus einer adligen Familie in Romagna am 16. September 1386 geboren. Zum geistlichen Stande bestimmt, trat er schon in seinem vierzehnten Jahre (1400) in den Camaldulenser-Orden, im Kloster der heiligen Engel (di S. Angeli) zu Florenz, wo er zugleich mit den Wissenschaften zuerst bekannt wurde. Daß er in der griechischen Literatur, für die er eine besondere Vorliebe behielt, auch den Chrysoloras zum Lehrer gehabt, ist wahrscheinlich; gewiss wenigstens, daß er sein Bekannter und Freund war. In seinem Kloster stand er der Schule vor, und kam dort mit den ausgezeichnetsten Männern von Florenz in Bekanntschaft. Im Jahre 1431 ward er vom Papst Eugen IV. zum General seines Ordens erhoben, hielt in dieser Eigenschaft eine strenge Visitation der Klöster seines Ordens in Italien, und wurde dann auch weiter vom Papste in wichtigen Angelegenheiten gebraucht, starb aber schon am 19. November 1439, an einer, wie es scheint, nur wenig bedeutenden, aber durch einen ungeschickten Arzt verwahrlosten Krankheit. — Als Schriftsteller legte er sich vorzüglich auf die Uebersetzung griechischer Schriftsteller, wählte aber dazu hauptsächlich Kirchenväter. Seine Uebersetzung des Diogenes Laertius ist zwar sehr unvollkommen, diente aber doch dazu, diesen Schriftsteller, und mit ihm die Geschichte der griechischen Philosophie, zuerst in Umlauf zu bringen. Unter seinen eignen Schriften ist seine Reisebeschreibung durch manche specielle Nachrichten interessant. Ausgabe: Ambrosii Abbatis Camaldulensis Hodoeporicon, a Nic. Bartholini luci assertum. Florent. ac Lucae (1681.) 4. — Noch wichtiger sind, bei dem weiten Umfange seiner Bekanntschaft, seine Briefe. Ausgabe: Ambrosii Traversarii aliorumque ad

ipsum, et ad alios de eodem Ambrosio, latinae epistolae in libros XXV. distinctae et observationibus illustratae. Acc. ejusd. Ambrosii vita etc. a Laur. Mehus. Florent. 1759. fol. (Früher standen schon Epistolar. libri XX. in Martene et Durandi Collect. ampliss. Tom. III.) — Außerdem bestehen seine Verdienste vornehmlich in der Ermunterung fähiger junger Leute zu den Studien; weniger in seinem kirchlichen Benehmen, wo er als ein allzu parteiischer Anhänger des Papstes erscheint. —

Franz Philelphus war im Jahre 1398 zu Tolentino von unbekannten Aeltern geboren, und legte sich von seiner ersten Jugend an mit solchem Eifer auf die alte Literatur, daß er es darinn viel ältern Gelehrten zuvorthat. Schon in seinem zwanzigsten Jahre ward ihm ein öffentliches Lehramt zu Venedig angetragen; da er sich aber noch nicht durch ein bestimmtes Amt wollte binden lassen, so schlug er es aus, und reiste nach Konstantinopel, wo er mit Johann Chrysoloras in Verbindung trat, und nicht nur durch diesen in der griechischen Literatur unterrichtet wurde, sondern sich auch mit seiner Tochter Theodora verheirathete; eine Heirath, die so weit über seinen Stand war, daß sie in ganz Italien Verwunderung erregte. Durch seinen nunmehrigen Schwiegervater am kaiserlichen Hofe empfohlen, ward er auch in Gesandtschaften gebraucht, und dadurch an auswärtigen Höfen rühmlich bekannt. Im Jahre 1427 kehrte er nach Italien zurück. Seine Hoffnung, nunmehr in Venedig ein öffentliches Lehramt zu erhalten, schlug zwar fehl; dagegen ward er aber im folgenden Jahre nach Bologna berufen, verließ jedoch, noch vor Ablauf desselben Jahres, diese Stadt, wegen der dort herrschenden Unruhen, und ging nach Florenz, wo

er mit einem Gehalte von 300 Goldgulden (damals eine sehr bedeutende Summe), der sich in der Folge noch vermehren sollte, angestellt wurde.

Damals war in Florenz das berühmte und in der Literaturgeschichte fast einzige Zeitalter der Medicäer angebrochen, und die beiden Brüder Cosmus und Lorenz Medici konnten sich als die ersten Bürger ihrer Republik betrachten. Vorzüglich war es Cosmus, der, seit dem Tode seines Vaters Johannes (1428), den Glanz seines Hauses aufrecht erhielt und erhöhte. Zwar erhob sich, in gleichem Verhältniss mit seinem Ansehen, auch der Muth seiner Feinde, und es gelang diesen, ihn mit seinem Bruder und vielen seiner Freunde (1433) aus Florenz zu verbannen; aber diese Verbannung dauerte nur ein Jahr, und hatte ganz andere Folgen, als seine Gegner berechnet hatten. Im Auslande knüpfte Cosmus wichtige Verbindungen, die seine Macht in Florenz, nach seiner Zurückberufung, noch erhöhten. Das Loos der Verbannung traf, bald nach seiner Rückkehr, seine Gegner; Cosmus aber war von jezt an das Haupt und die Stütze des Staates, und sein Ansehen blieb bis an seinen Tod (1464) unerschüttert. Gleich dem Perikles, der auf ähnliche Art sich an die Spitze des Staates emporgeschwungen hatte, suchte nun auch Cosmus seinen größten Ruhm, theils aus Politik, theils aber auch aus wahrer Liebe, in Beförderung der Wissenschaften und Künste. Es war sein beständiges Streben, Männer von wissenschaftlichen Verdiensten nach Florenz zu ziehen, in ihrem Kreise zu leben, und ihnen allgemeine Achtung zu verschaffen. Die ausgewanderten griechischen Gelehrten fanden bei ihm die großmüthigste Unterstützung, und durch seine Vermittelung einen ehrenvollen Wirkungskreis. Durch sie mit der griechi-

schen Philosophie, besonders dem Platon, näher bekannt gemacht, stiftete er die platonische Akademie, das erste Muster einer freien Verbindung zu wissenschaftlichen Zwecken, von der die späteren ähnlichen Vereine sogar den Nahmen entlehnten. Cosmus selbst fand, wenn er sich von den Staatsgeschäften auf einige Zeit zurückzog, in den Wissenschaften seine liebste Erholung, und hier war es vornehmlich die platonische Philosophie, die seinen Geist eben so angenehm als ehrenvoll beschäftigte und nährte. Außerdem beförderte er mit ungemeiner Freigebigkeit das Aufsuchen und Aufbewahren alter klassischer Werke, indem er theils seine Geschäftsträger, die er bei seinen großen Staats- und Handelsverbindungen fast in allen bedeutenden Städten hielt, dazu anwies, solche Schätze für ihn anzukaufen, theils griechische und italienische Gelehrte eigens zu diesem Zwecke reisen ließ, theils das, was schon andere gesammelt hatten, an sich kaufte, theils auch geschickte Schreiber hielt, um solche, besonders griechische Werke, die er sich nicht selbst verschaffen konnte, für ihn zu kopiren. Von diesen Werken legte er mehrere Sammlungen an; die eine, zum öffentlichen Gebrauche, in dem Kloster S. Marcus zu Florenz, das er erst mit einem Aufwande von 76000 Dukaten erbaut hatte, und, als es 1451 durch ein Erdbeben zerstört wurde, noch schöner als zuvor wieder aufführen ließ. Hier wurden über 400 Handschriften (damals eine außerordentliche Anzahl) aufgestellt. Außerdem hatte Cosmus sowohl in seiner Wohnung zu Florenz, als in seiner Villa zu Fiesole und im Kloster del Bosco bei Mugelli, wo er ebenfalls eine Villa hatte, Privat-Sammlungen, ebenfalls von großem Werthe. — Des Cosmus Bruder, Lorenz, war, so wie einer seiner Söhne, Johann, schon vor ihm gestorben, und sein

anderer Sohn, Peter, überlebte ihn zu wenige Jahre, scheint auch nicht den hohen Geist besessen zu haben, um auf gleicher Bahn des Ruhmes zu wandeln; aber der letztere hinterließ einen Sohn, Lorenz, *) der schon im ersten Jünglingsalter, bei des Großvaters Leben, die schönsten Hoffnungen von sich gab, und in der Folge nicht nur die, durch Cosmus Tod eingetretene Lücke reichlich ausfüllte, sondern den Glanz seines Hauses, seiner Republik und der wissenschaftlichen Kultur Italiens, auf eine noch weit höhere Stufe, als dies selbst von seinem Großvater geschehen war, erhob.

Bei Cosmus fand nun auch Philelph, als er nach Florenz kam, anfänglich eine sehr wohlwollende und glänzende Aufnahme; bald aber zerfiel er mit ihm, und sprach nun von ihm mit der größten Erbitterung. Philelph suchte zwar die Ursache seines Missverständnisses mit Cosmus in den Verleumdungen seiner Gegner und Nebenbuhler; sie scheint aber mehr in Philelphs unruhigem und ehrgeizigem Charakter gelegen zu haben. Er ward nun auch in die politischen Stürme zu Florenz verwickelt, und verließ diese Stadt, als 1434 die mediceische Partei wieder die Oberhand behielt. Hierauf lehrte er einige Jahre zu Siena, dann in Bologna, und am längsten endlich in Mailand; aber auch hier wurde er, nach dem Tode des Herzogs Philipp Maria Visconti (1447), in die politischen Unruhen verwickelt, schloss sich jedoch endlich an Franz Sforza an, und blieb, als dieser die Oberhand behalten hatte, in seinen Diensten, so wie er sich auch un-

*) Mit dem Beinahmen Magnificus (nicht, wie man es gewöhnlich übersetzt, der Prächtige; sondern der Erhabene, Fürstliche).

ter dessen Nachfolgern in Mailand erhielt, ohne jedoch ununterbrochen öffentlich zu lehren. Auch mit Cosmus söhnte er sich, seit 1453, wieder aus. In eben diesem Jahre machte er, auf erhaltene Einladung des Königs Alfons, eine Reise nach Neapel, ward, bei der Durchreise durch Rom, vom Papst Nicolaus V. sehr ehrenvoll empfangen und mit 500 Dukaten beschenkt, vom König Alfons aber zum Ritter erhoben. Als, in demselben Jahre, bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die dortigen Verwandten des Philelph in die Sklaverei gerathen waren, schickte der Herzog von Mailand eine eigne Gesandtschaft an Mohamed II., durch deren Verwendung jene wieder in Freiheit gesetzt wurden. Im hohen Alter verließ er noch Mailand, und ging, auf einen Ruf Papst Sixtus V., nach Rom, wo er, bei einem Gehalte von 500 Dukaten, die philosophischen Schriften des Cicero erklärte; ja, er ging endlich sogar, auf einen erhaltenen Ruf von Lorenz Medici, noch einmal nach Florenz, starb aber hier, bald nach seiner Ankunft, 1481, in dem Alter von 83 Jahren. — Abgesehen von seinem moralischen Charakter, der freilich manches tadelnswerthe in sich trägt, muss Philelph doch in der Literaturgeschichte deshalb einen unvergänglichen Ruhm behalten, weil er am meisten, vielseitigsten und thätigsten zur Ausbreitung der klassischen Studien beigetragen. Als Lehrer scheint er ungemeine Gaben gehabt zu haben, denn sein Beifall war ausgezeichnet, und nicht bloß vorübergehend, sondern fortdauernd bis zum spätesten Alter. Dabei war er ein fleißiger Schriftsteller, und es ist zu bedauern, daß seine Werke niemals gesammelt, ja zum Theil (z. B. de morali disciplina libri V.) noch gar nicht gedruckt sind. Unter seinen Schriften stehen seine Briefe oben an. Vielleicht hatte

kein Mann seiner Zeit eine so ausgebreitete Bekanntschaft und Correspondenz, in der sich Könige und Fürsten, Päpste, Staatsmänner, Feldherrn und Gelehrte jeden Ranges und Standes finden. Sie gehören zu den Büchern, die im funfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts am häufigsten gedruckt wurden, wiewohl nicht alle Ausgaben gleich vollständig sind; und wenn dies hauptsächlich geschah, weil man seine Briefe als Muster der Schreibart schätzte, so haben sie für uns einen um so größeren Werth, als schätzbare Beiträge zur Kenntniss der Geschichte, Sitten und wissenschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit. Nur seine leidenschaftlichen Urtheile über Personen, mit denen er in Unfrieden lebte, müssen abgerechnet werden. Die neuste Ausgabe: Franc. Philelphi epistolae, auctiores et emendat. stud. Nic. Stanisl. Meuccii. Florent. 1745. 8. — Außerdem gehören zu seinen merkwürdigsten Schriften die Tischgespräche (Conviviorum libri II. de multarum ortu et incremento disciplinarum), Unterhaltungen über mancherlei Gegenstände der alten Literatur, der Poesie, Philosophie, und anderer Wissenschaften und Künste, wozu er die Idee von den dialogischen Werken des Platon und Xenophon entlehnte; die Ausführung hingegen kommt mehr mit dem Athenäus überein, dessen Werke jedoch damals in Italien noch nicht bekannt waren. Auch dies Werk ist einigemal gedruckt, z. B. Paris. 1552. 8. — Seine Uebersetzungen aus dem Griechischen, so wie seine Satyren und andere Gedichte, haben weniger Werth; am meisten unter den letztern noch seine Fabeln, die jedoch von der Einfachheit und Natürlichkeit der alten äsopischen Fabeln sehr weit entfernt sind. —

Laurentius Valla war zu Rom 1407 geboren, und erhielt daselbst seine erste Ausbildung in den klassischen

Studien vornehmlich durch Aurispa und Karl Aretinus. Nachdem er sich vergebens um eine Stelle in der päpstlichen Kanzlei beworben hatte, verließ er Rom, gab einige Jahre lang in Mailand und Pavia Unterricht, und kam nach einigen Jahren an den Hof des Königs Alfons von Neapel, den er auf seinen Kriegszügen begleitete. Nach 1442 kehrte er zwar nach Rom zurück; da er aber sowohl durch philosophische als politische freimüthige Aeußerungen sich viele Feinde machte, suchte und fand er aufs neue Schutz in Neapel, wo er nun eine Schule eröffnete; doch auch hier durch die Inquisition verfolgt, sah er sich genöthigt, Neapel bald wieder zu verlassen.

Inzwischen hatte sich in Rom die Lage der Dinge geändert, da Nicolaus V. (1447) auf den päpstlichen Stuhl gelangt war. Dieser Mann, der seines Gleichen auf dem päpstlichen Stuhle selten gehabt hat, hieß vor seinem Pontifikat Thomas von Sarzano, und war im Jahre 1398 aus einer unbekannten Familie geboren. Die Neigung zu den Wissenschaften, die sich schon frühzeitig bei ihm regte, befriedigte er seit seinem zwölften Jahre auf der Universität Bologna; übernahm nachher zu Florenz die Aufsicht über zwei junge Edelleute aus den angesehensten Häusern, und kam hier mit den gebildetsten Männern der damaligen Zeit in Verbindung. Etwas später wurde er, bei einem abermaligen Aufenthalt in Bologna, dem Kardinal Albergati bekannt, der ihn, so lange er lebte, beständig um sich behielt und ihm auf seinen bedeutenden Gesandtschaftsreisen Gelegenheit verschaffte, die berühmtesten Männer seiner Zeit kennen zu lernen. Nach dem Tode dieses seines Gönners (1443) begab er sich nach Florenz zum Cosmus, dessen Bibliothek er so ordnete, daß sie

nachher hinsichtlich der Ordnung zum Muster aller andern italienischen Bibliotheken diente; aber aus diesem Privatleben zog ihn Papst Eugen IV. hervor, beförderte ihn schnell zu hohen geistlichen Würden, und ernannte ihn 1446 zum Cardinal. Nach dem Tode dieses Papstes (1447) erhielt er selbst diese höchste geistliche Würde in der Christenheit, und nahm nun den Nahmen Nicolaus V. an. Sein noch rüstiges Alter von 48 Jahren, und seine feste Gesundheit ließen eine lange Regierung hoffen; aber diese Erwartung wurde getäuscht durch den schon nach 8 Jahren (1455) erfolgenden Tod des Papstes. Dennoch hatten auch diese wenigen Jahre schon hingereicht, seine Regierung, besonders für die Literaturgeschichte, unvergesslich zu machen. Er war es eigentlich, der Rom zu einem Hauptsitze der klassischen Literatur erhob. Seit dem Anfange seiner Regierung, war es sein eifrigstes Bestreben, viele der gelehrtesten Griechen und Italiener, die er größtentheils schon persönlich kannte, um sich zu versammeln. Da er selbst in den Wissenschaften gut bewandert war, und von einem treuen Gedächtniss hierinn unterstützt wurde, so wusste er gelehrte Männer eben so richtig zu schätzen und auszuwählen, als zweckmäßig zu beschäftigen. Einer seiner Lieblingsgedanken war es, die griechischen Schriftsteller durch Uebertragung in die lateinische Sprache gemeinnütziger zu machen; daher munterte er die Gelehrten zu Uebersetzungen derselben auf, und belohnte sie freigebig, wobei er sich nicht bloß auf die Profanschriftsteller beschränkte, sondern auch auf die Kirchenväter erstreckte. Viele geschätzte Uebersetzungen (z. B. des Herodot und Thucydides von Laur. Valla) sind dem hierdurch erregten Eifer zu verdanken; doch wurde die Ausführung eines seiner Lieblingswünsche, die Uebersetzung der Iliade und Odyssee, mit

welcher Philelph schon von ihm beauftragt war, durch seinen frühen Tod vereitelt. — Bei dem Zufluss einer so bedeutenden Anzahl von Gelehrten in Rom, war es dem Papst auch möglich, die dortige, vorher ganz verfallene Universität zu erneuern, und den öffentlichen Unterricht überhaupt zu sichern und zu verbessern. — Eben so eifrig bedacht war er auf das Sammeln alter Handschriften. Nach dem Fall von Konstantinopel, der während seiner Regierung eintrat, wandte er alle Mühe an, in Griechenland zu sammeln und einzukaufen, was noch an schriftlichen Schätzen zu finden war, und rettete so manches, was außerdem wahrscheinlich sehr bald verloren gegangen wär. Der Erfolg dieses Sammelns war so bedeutend, daß Philelph (in einem Briefe an den folgenden Papst Calixtus III.) sich ausdrückt: Man könne nicht sagen, Griechenland sei untergegangen, sondern es sei durch Nicolaus V. nach Italien verpflanzt worden. Eben so sandte er auch Boten zur Aufsuchung und Anschaffung alter Handschriften nach Teutschland und andern Ländern, und richtete seine Blicke nicht bloß auf Werke der griechischen, sondern, wie natürlich, auch der römischen Literatur. So wurde er der eigentliche Stifter der, vor ihm höchst unbedeutenden, vatikanischen Bibliothek, die zu seiner Zeit schon die ansehnlichste in Italien wurde, und nicht weniger als 5000 Handschriften umfasste. — Daß Nicolaus V., bei dieser Sorge für die Gelehrsamkeit, seine übrigen geistlichen und weltlichen Regentenpflichten nicht vernachlässigte, sondern eifrig dahin arbeitete, den Frieden in Italien und in der Kirche überhaupt zu erhalten, und die christlichen Fürsten in Europa zum Widerstande gegen die immer mehr herandringenden Türken zu vereinigen, und daß seine Freigebigkeit gegen die Gelehrten nie in Ver-

schwendung ausartete, gereicht seinen Einsichten und seiner Handlungsweise zu so viel größrer Ehre.

Bald nach dem Antritt seines Pontifikats rief nun Nicolaus V. auch den Valla nach Rom zurück, und übertrug ihm ein öffentliches Lehramt. Auch in dieser neuen Lage blieb aber Valla nicht ohne Streitigkeiten, die jedoch für ihn keine so verderbliche Wendung nahmen, wie die vorigen. Eine der ersten war die mit Georg von Trapezunt, der den Cicero, auf Kosten des Quintilian, ungemein erhob, dagegen Valla für den letztern sehr eingenommen war. Man übertrieb die Sache auf beiden Seiten; doch ließ Valla nicht eher nach, bis Georg sich aus Rom entfernt hatte. Weit heftiger und unanständiger wurde der Streit geführt, zu dem sich Poggius gegen Valla, durch vermeintliche von dem letztern erlittene Ehrenkränkungen, veranlasst glaubte. — Diese Zänkereien hinderten jedoch den Valla weder an der Ausübung seines Lehramtes, noch an andern nützlicheren gelehrten Arbeiten; doch starb er schon 1455. — Unter seinen Schriften ist, außer den Uebersetzungen des Herodot und Thucydides, welche mehrmals, theils allein, theils mit griechischen Ausgaben dieser Schriftsteller, im Druck erschienen sind, sein Werk von den Schönheiten der lateinischen Sprache, ursprünglich in zwölf Büchern ausgearbeitet, von denen aber nur noch sechs vorhanden sind, (Elegantiarum latinae linguae libri VI.) das berühmteste und verdienstlichste. Valla hat darinn eben so wohl seine ausgebreitete Belesenheit in den lateinischen Klassikern und seine Kenntniss der lateinischen Sprache, als seinen Scharfsinn in der Beurtheilung ihrer Eigenthümlichkeiten bewiesen, und dies Werk ist in der Folge durch viele Ausgaben bekannt und nutzbar geworden. — Von seinen per-

sönlichen Streitigkeiten (wiewohl die gegen Facius viele Bemerkungen zur Kritik des Livius enthalten) können wir ganz schweigen, so wie auch auf seine Dialektik und andere philosophische Schriften sein Ruhm sich nicht gründet; dagegen verdient seiner theologischen Streitigkeiten über die Fehler in der kirchlichen Uebersetzung des neuen Testaments (Vulgata), über den Ungrund der vorgeblichen Schenkung Konstantins des Großen, über die Unächtheit des Briefwechsels Christi mit dem König Abgarus, über die Freiheit des menschlichen Willens, u. dgl. m., zu denen er durch seine Schriften Anlass gab, und die sein freieres Denken so wie seinen kritischen Scharfsinn bekunden, hier kurz gedacht zu werden. — Eine brauchbare, jedoch nicht vollständige, Sammlung seiner Werke ist: Laur. Vallae Opera nunc prim. in unum volumen collecta et emendata etc. Basil. 1543. fol. —

Nicolaus Perottus war zu Sassoferrato im Jahre 1430 geboren, erhielt seine Bildung zu Bologna, und trat auch anfänglich hier selbst als Lehrer auf, kam aber um das Jahr 1452, unter Papst Nicolaus V., an den Römischen Hof, wo er sich auch unter den folgenden Päpsten in Ansehen erhielt und sehr wichtige Aemter bekleidete. Pius II. ernannte ihn 1458 zum Erzbischof von Siponto. Er starb schon 1480, im 50sten Jahre seines Alters. — Obgleich nicht Lehrer, sondern mehr Staatsmann, ist Perottus doch einer der bedeutendsten Schriftsteller seiner Zeit. Außer einigen weniger wichtigen grammatischen Schriften u. a., gehört hierher vorzüglich seine, auf Veranlassung des Papstes Nicolaus V. gefertigte, und sehr gelungene Uebersetzung des Polybius; und dann sein Cornu copiae, ein in Anlage und Ausführung höchst eigenthümliches Werk. Es ist eigentlich ein Com-

mentar über den Martial; und da Perottus mit diesem Dichter sich anhaltend beschäftigt und eine Menge von Sprachbemerkungen zu demselben und auf Veranlassung desselben gesammelt hatte, so wurde aus seinem Commentar eine wahre Fundgrube für die lateinische Sprache. Da Perottus, als Erzbischof, nicht gern wollte bekannt werden lassen, daß er sich mit einem heidnischen, und noch dazu oft so anstößigen Dichter, so angelegentlich beschäftigt habe, so blieb das Werk lange bei ihm verborgen, doch gab es endlich sein Neffe, Pyrrho Perottus, noch bei des Verfassers Leben heraus; und da es, bei seinem großen Sachreichthum, durch das beigefügte Wortregister, gewissermaßen die Stelle eines philologischen Wörterbuchs vertreten konnte, so wurde es deshalb sehr geschätzt, und erlebte viele Auflagen; z. B. Nic. Perotti Cornu copiae sive latinae linguae commentarii etc. Venet. 1513. fol. —

Christoph Landinus war 1424, aus einer angesehenen Familie, zu Florenz geboren, erhielt seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht bei einem Verwandten zu Volterra, und machte so große Fortschritte, daß er schon im funfzehnten Jahre sich die Magister-Würde erwarb. Nach Florenz (1439) zurückgekehrt, bildete er sich unter den berühmten Männern, an denen diese Stadt so reich war, weiter aus, erhielt aber zugleich an Cosmus einen großen Gönner, der ihn ganz bei sich aufnahm, und ihm den Unterricht seiner Söhne und Enkel vertraute. Im Jahre 1457 wurde Landinus zugleich zum öffentlichen Lehrer der Poesie und Beredsamkeit ernannt, und bekleidete mit Ruhm eine lange Reihe von Jahren hindurch dieses Amt, in welchem er eine Menge von ausgezeichneten Männern, nicht nur von seinen Landsleuten, sondern auch von Aus-

ländern, die um diese Zeit anfingen, Italien der Wissenschaften wegen zu besuchen, bildete. Von den gelehrten Kämpfen, in denen sich Poggius, Valla, u. A. so fleißig herumtummelten, hielt er sich fern, und lebte mit allen andern gelehrten Männern im freundschaftlichsten Vernehmen. Zuletzt erhielt er noch die Stelle eines Secretairs der Signoria, ward aber 1497, Alters halben, aller Geschäfte entbunden, und lebte hierauf in Ruhe zu Prato vecchio, wo er 1504, in seinem 80sten Jahre, starb. — Landinus hatte sich, als Lehrer, hauptsächlich mit der Erklärung der beiden größten Römischen Dichter, des Virgil und Horaz, beschäftigt. Hieraus sind seine, größtentheils grammatischen, aber auch an Sacherklärungen reichen, und als solche schätzbaren Commentarien über diese Dichter entstanden, die sich über alle Werke derselben, nur die ars poëtica des Horaz ausgenommen, erstrecken, und in mehreren älteren Ausgaben derselben gedruckt sind. Von Kritik des Textes, die man damals überhaupt nur zu ahnen anfing, ist bei ihm wenig oder gar nicht die Rede. — Unter seinen eignen Werken verdienen die Camaldulensischen Untersuchungen (Quaestionum Camaldulensium libri IV., ad Federicum Urbinatum principem) Erwähnung, ein dialogisches Werk, den akademischen und tusculanischen Untersuchungen des Cicero nachgebildet, wovon das erste Buch den Vorzug des thätigen oder des beschaulichen Lebens untersucht, das zweite vom höchsten Gute handelt, die beiden letzten aber eine allegorische Erklärung der Aeneide (eine Lieblings-Idee des damaligen Zeitalters) enthalten, nach welcher Aeneas das Bild eines Weisen darstellt, der sein Leben der Aufsuchung des höchsten Gutes widmet (wodurch eben diese Bücher mit dem vorigen zusammenhangen), auch den übrigen Perso-

nen und einzelnen Ereignissen ein moralischer Sinn untergelegt wird. Ausgaben: Argentorat. 1508. fol. — Paris. 1511. 4. — Die meisten seiner übrigen Schriften, theils in lateinischer, theils in italienischer Sprache, worunter sich eine italienische Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius befindet, sind nicht im Druck erschienen. Von seinen lateinischen Gedichten hat Bandini (Specimen literaturae Florentinae, Tom. I.) mehrere mitgetheilt. —

Philipp Beroaldus der Aeltere, 1453 zu Bologna geboren, wurde schon in seinem 19ten Jahre daselbst als öffentlicher Lehrer angestellt, und in der Folge, nachdem er sich einige Jahre im Auslande, selbst in Paris, als Lehrer beschäftigt hatte, wieder in seine Vaterstadt zurückgerufen, die er, sowohl durch seine Vorlesungen, in denen er gegen 600 Zuhörer gehabt haben soll, als durch seine Ausgaben Römischer Schriftsteller, berühmt machte. Seine Vorlesungen erstreckten sich, außer der klassischen Literatur, auch auf Philosophie und Rechtswissenschaft; auch diente er seiner Vaterstadt in Gesandtschaften, und starb im Jahre 1504. — Seine schriftlichen Arbeiten bestehen größtentheils in Anmerkungen über Römische Klassiker, unter denen die zum Suetonius die berühmtesten sind. — Mit diesen älteren, muss der jüngere Philipp Beroaldus, ein Verwandter desselben, welcher zu Rom Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek war, und die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus zuerst herausgab, nicht verwechselt werden. —

Hermolaus Barbarus, aus einem vornehmen und um die Wissenschaften sehr verdienten Hause, zu Venedig 1453 geboren, gab schon frühzeitig seine Bestimmung

für die Wissenschaften zu erkennen. Er studirte in Verona, unter einem ältern Hermolaus Barbarus (mit dem er nicht zu verwechseln ist), und in Rom unter Pomponius Lätus. Nach seiner Zurückkunft in seine Vaterstadt machte er sich hier anfangs durch Vorlesungen über alte Schriftsteller bekannt, und wurde späterhin zu wichtigen Gesandtschaften gebraucht, in denen er sich ansehnliche Verbindungen erwarb. Im Jahre 1491 ernannte ihn Papst Innocentius VIII. zum Patriarchen von Aquileja. Dafür bestrafte ihn die Republik, die nicht dulden wollte, daß einer ihrer Bürger, ohne ihre Einwilligung, auswärtige Ehrenstellen annehme, mit der Verbannung, und alle Versuche seiner Verwandten und Freunde, ihn davon zu befreien, waren vergebens. Er lebte hierauf in Rom, starb jedoch schon 1493, noch nicht völlig 40 Jahr alt, an der Pest. — Für die Wissenschaften war er einer der thätigsten Männer seiner Zeit, theils durch seine große Correspondenz mit fast allen gleichzeitigen Gelehrten oder Verehrern und Beschützern der Gelehrsamkeit, theils durch seine eignen Schriften. Wichtiger als seine Uebersetzungen des Themistius, des Dioscorides und der Rhetorik des Aristoteles, und andre seiner Arbeiten, sind seine Verbesserungen zur Naturgeschichte des Plinius und zum Pomponius Mela. Erstere (Castigationes Plinianae. Rom. 1492. fol. u. m. A.), sein Hauptwerk, geben nicht nur die erste kritische Bearbeitung jenes unsterblichen Werkes, sondern auch das erste größere Beispiel von kritischer Behandlung des Textes überhaupt. Er ging die bekannten, größtentheils höchst fehlerhaften Handschriften, Kapitel vor Kapitel, mit der größten Genauigkeit durch, und seine Verbesserungen liegen größtentheils den späteren besseren Ausgaben zum Grunde. Auf ähnliche Art bearbei-

tete er auch den Pomponius Mela. (Castigationes in Pomponium Melam. Antverp. 1582. 4. u. a. A.) Nach seiner eignen Angabe hat er im Plinius über 5000 und im Mela 300 Fehler verbessert. —

Wir schließen diese Reihe der berühmten italienischen Humanisten mit einem Manne, der zwar der Zeit nach der letzte, an Ruhm aber fast der erste unter allen ist, Angelus Politianus. Den letztern Nahmen hatte er sich nach seinem Geburtsorte Monte Pulciano beigelegt, wo er 1454 geboren war. Frühzeitig kam er nach Florenz, um den Unterricht der dortigen Gelehrten zu genießen, und sein vorzüglichster Lehrer war Landinus. Sehr jung (doch erst nach dem Tode des Cosmus) kam er in die Bekanntschaft des Mediceischen Hauses, und schloss mit Lorenz dem Fürstlichen eine vertraute Freundschaft. Mit unglaublichem Eifer legte er sich auf die Griechische und Römische Literatur, und erwarb sich sowohl hierdurch, als durch seine eignen lateinischen Gedichte, bald einen ungemeinen Ruhm. Lorenz von Medicis übergab ihm die Erziehung seiner Söhne, da sich diese noch im zartesten Alter befanden; und 1483 erhielt er zugleich ein öffentliches Lehramt, in dem er sich, durch seinen Vortrag, so wie durch die Auswahl der Gegenstände, den höchsten Ruhm erwarb. Freilich fehlte es ihm, wie den meisten italienischen Gelehrten, auch nicht an Zudringlichkeit und Ruhmredigkeit, um seine Verbindungen zu vermehren, und seinen Ruhm selbst auszubreiten. Gelehrte Streitigkeiten (z. B. mit Bartholomäus Scala, mit Georg Merula) waren in diesen Verhältnissen unvermeidlich, doch fehlte es ihm auch nicht an wahren Freunden, wie er sich denn besonders an den gelehrten und genialen Grafen Johann

Picus von Mirandola *) mit Innigkeit anschloss. Als aber der Tod des Lorenz von Medicis (1492) nicht nur seinen größten Beschützer und Freund aus seinen Armen gerissen hatte, sondern auch die Lage der öffentlichen Angelegenheiten Italiens ganz umzukehren, und die glänzenden Schöpfungen der Medicäer zu vernichten drohte, da fühlte Politian, daß die Sonne seines Lebens untergegangen sei, und der Gram tödete ihn am 24. September 1494, in einem Alter von nicht mehr als 40 Jahren. Nach wenigen Wochen folgte ihm sein noch jüngerer Freund Johann Picus. — Als Schriftsteller scheint Politian selbst, so wie seine Zeitgenossen, den höchsten Werth auf seine lateinischen Gedichte gelegt zu haben, die er sogar selbst, neben den Werken der Klassiker, in öffentlichen Vorlesungen erklärte; mehr Werth für die Nachwelt haben indessen (seiner kleinen philosophischen und philologischen Schriften nicht zu gedenken) seine Briefe, von denen er selbst, auf Verlangen seines gewesenen Schülers, Peter von Medicis, 12 Bücher sammelte; eins der wichtigsten Denkmaale des jüngeren medicäischen Zeitalters, aus dem man den damals herrschenden Geist und das wissenschaftliche Leben genau kennen lernt. — Unter seinen Uebersetzungen aus dem Griechischen ist besonders die des Herodian berühmt geworden. — Sein Hauptwerk endlich sind seine Miscellanea, vermischte, größtentheils Sach-erklärende Bemerkungen über Stellen der alten Klassiker und andere damit verwandte Gegenstände, die freilich in einem späteren Zeitalter wohl nicht mit dem Enthusiasmus aufgenommen sein

*) Sein Leben beschreibt Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus d. Zeit. d. Wiederherstell. d. Wissensch. z. B.

würden, den sie bei ihrer Erscheinung erregten. — Seine Werke sind nach seinem Tode mehrmals gesammelt erschienen, z. B.: Angeli Politiani Opera omnia longe emendatius quam antehac expressa etc. Basil. 1553. fol. —

Bei der vielfachen, unmittelbaren Verbindung, welche damals zwischen Italien und Teutschland, sonst mehrentheils zum Unglück, diesmal aber zum größten Gewinn unseres Vaterlandes, statt fand, konnte die Rückwirkung jener günstigen Ereignisse von Italien auf Teutschland nicht lange unterbleiben; und hier, in dem Lande, dessen Bewohner von den Italienern nur für Barbaren gehalten wurden, hier sollten die Kenntnisse, die Italien nur prunkend zur Schau trug, erst mit ernstem Sinn aufgefasst und ergründet, dem innersten Wesen angeeignet, und zur wahrhaften, höhern und allgemeineren Ausbildung der Menschheit folgenreich benutzt und verarbeitet werden.

Auch hier waren schon in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts einige, scheinbar vereinzelte, aber in den ganzen großen Plan der Veredlung des wissenschaftlichen Lebens herrlich mit einstimmende Vorbereitungen eingetreten, zu deren Erwähnung hier der schicklichste Ort ist.

Der Zustand der Wissenschaften, wie er in Teutschland überhaupt, und besonders auf den Universitäten, fast allgemein war, litt, wie wir wissen, besonders an drei Hauptmängeln, nehmlich an einer fehlerhaften Methode des Lehrens und Lernens überhaupt, an dem gänzlichen Mangel feinerer Geschmacksbildung, welche nur durch ein gründliches Studium der schönen Wissenschaften und vor-

nehmlich der alten Klassiker zu erlangen gewesen wär, und an dem Mangel einer gründlichen, gesunden Philosophie, als der Grundlage alles höheren, realen Wissens. Ehe diesen Mängeln nicht abgeholfen wurde, war an keine durchgreifende Verbesserung des wissenschaftlichen, und des, mit diesem in so vielseitiger Wechselwirkung stehenden, religiösen und sittlichen Lebens zu denken.

Wie groß nun auch der Starrsinn war, mit welchem die meisten der damaligen Lehrer bei dem hergebrachten Zustande beharrten, den sie für den besten und einzig denkbaren hielten, weil sie ihn einmal so gewohnt waren, so fanden sich doch einzelne vorurtheilsfreie Männer, die, wenn auch nicht durch tiefes Nachdenken, doch durch ihr richtiges und unverdorbenes Gefühl, auf jene großen Mängel und Verirrungen aufmerksam gemacht wurden. Einen solchen Mann, der das, was ganze Hochschulen, und so viele auf ihr eingebildetes Wissen stolze Gelehrte, nicht sehen konnten oder wollten, in stillem Sinn erkannte, und in einem beschränkten, aber sichern Wirkungskreise übte, lernen wir schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden, die man damals noch als einen Theil des nordwestlichen Teutschlands betrachtete, kennen, und mit diesem müssen wir uns hier etwas genauer beschäftigen, denn er ist die eigentliche Wurzel des großen Stammes, dessen Zweige sich im nächsten Jahrhundert über ganz Teutschland verbreiteten und es mit so vielen herrlichen Blüthen und Früchten der Wissenschaft beglückten.

Gerhard de Groote *) (nach dem damaligen Sprachgebrauche Gerhardus Magnus genannt) ist der

*) Es ist fehlerhaft, das de dieses und ähnlicher Nahmen durch von übersetzen zu wollen; denn es ist nicht das lateinische de

Mann, von dem wir hier sprechen. Er war zu Deventer, um das Jahr 1340, aus einem angesehenen Geschlechte geboren, hatte zu Paris studirt, und nach Vollendung seiner Studien in seinem Vaterlande mehrere einträgliche Präbenden erhalten, die er anfangs, nach der allgemeinen Sitte seiner Zeit, dazu benutzte, sich ein bequemes und fröhliches Leben zu verschaffen. So auf dem geradesten Wege, im Getümmel sinnlicher Vergnügungen sein besseres Dasein zu verschleudern, ward er von einem seiner Freunde, dem Prior eines Kartäuser-Klosters, auf das Thörichte und Verderbliche seines Treibens aufmerksam gemacht, und durch dessen Ermahnungen so erschüttert, daß er von Stund an sich ganz zu dem entgegengesetzten Leben entschloss. Er entsagte seinen Pfründen und allem bisher genossenen Ueberfluss, ohne die Verwunderung und den Spott seiner bisherigen Bekannten zu beachten, die da meinten, er sei von zu großer Gelehrsamkeit verrückt geworden; und lebte drei Jahre lang in dem Kartäuser-Kloster, dessen Prior sein Freund war, unter strengen geistlichen Uebungen und einsamen Nachdenken. Als er das Kloster verließ, — das er nicht zum immerwährenden Aufenthalt, sondern nur zur Vorbereitungsstäte für ein thätigeres Leben gewählt hatte, — trat er als ein eifriger Prediger auf, nicht, wie man vielleicht vermuthen könnte, um die Köpfe mit mystischen Schwärmereien einzunehmen, sondern um thätiges Christenthum, Besserung des Lebens und wahre Sittlichkeit zu begründen. Da er aber einsah, wie tief vornehmlich die Erziehung der Jugend darnieder lag, und wie alle wahre Besserung von dieser ausgehen müsse, so stiftete

---

(von), sondern der teutsche Artikel der, in der weicheren niederteutschen Mundart.

er zu Deventer eine Brüderschaft oder Congregation, die sich bald von einer so wohlthätigen Seite zeigte, daß mehrere nach ihrem Beispiel in den Niederlanden und in Westfalen, für beide Geschlechter, sich bildeten. Die Brüder und Schwestern unterwarfen sich den gewöhnlichen geistlichen Ordensgelübden; außerdem aber wurde bestimmt, daß sie den geistlichen Obern des Sprengels, zu dem sie gehörten, unterworfen seinl, und weder Güter erwerben, noch ihren Mitbürgern durch Betteln beschwerlich werden, sondern sich von ihrer Hände Arbeit ernähren sollten. Den Brüdern empfahl Gerhard besonders das Abschreiben nützlicher Bücher, als ein ruhiges, den Geistlichen anständiges Geschäft. Die Astrologie und andere wahrsagerische Künste waren ihnen gänzlich untersagt, aber auch die erlaubten Wissenschaften und Künste sollten sie nie in der Absicht lernen und üben, um dadurch Reichthümer und Ehrenstellen zu erlangen, und nicht einmal eine geistliche Pfründe annehmen. Die ältern Brüder und Schwestern wurden besonders zur Erziehung der Jugend angewiesen, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie nicht nur lehren, oder ihre Zöglinge mit Kenntnissen bereichern, sondern auch durch ein gutes Beispiel ihre Sitten bilden, und sie zu einem frommen Lebenswandel anleiten sollten. In Ansehung der gelehrten Bildung wurde besonders bestimmt, daß man die Disputationen, als unnütze und sogar schädliche Uebungen gänzlich unterlassen, dagegen aber fleißig die Bibel, die Schriften der alten Kirchenväter und der besten heidnischen Sittenlehrer lesen sollte, und zwar das alles nicht um sich durch Gelehrsamkeit über andere zu erheben, sondern vielmehr um zur Kenntniss der eignen Schwachheit, und dadurch eben zur wahren Weisheit zu gelangen.

Hier haben wir schon, wenn gleich noch unvollkommen und nur in schwachen Grundzügen, den Anfang zu dem, was dem Zeitalter Noth that. Hier ist eine Hinweisung auf die Quellen der ächten Kenntniss, eine Verbannung des Unwesens, das mit der leeren Spekulation getrieben wurde, eine Beschäftigung mit ernsten, wahrhaft nützlichen Gegenständen, und ein planmäßig überdachter Unterricht, bestimmt zur Bildung der Sitten und zur Besserung des Herzens. Kein Wunder, daß die Mönche, mit deren Schulen und Lebenswandel jene Grundsätze den auffallendsten Widerspruch bildeten, nichts unterließen, um die Brüder zu verleumden und zu verfolgen; ja man erhob sogar auf dem Concilium zu Constanz die bittersten Anklagen gegen sie, als gegen Ketzer und Empörer wider die päpstlichen Gesetze und kirchliche Ordnung. Aber der berühmte Kanzler der Universität Paris, Johann Gerson, der mit dem Stifter der Brüder-Congregationen in vielen wesentlichen Grundsätzen übereinstimmte, übernahm, unterstützt von mehreren andern angesehenen Theologen, ihre Vertheidigung mit so viel Muth und Glück, daß ihre Gegner gänzlich zu Schanden wurden, und die Brüder-Congregationen nicht nur eine ehrenvolle Bestätigung, sondern in der Folge noch eine Vermehrung ihrer Privilegien erhielten.

Gerhard de Groote selbst hatte dieses Ereigniss, und überhaupt die ausgedehntere Wirksamkeit seiner Stiftung, nicht erlebt, denn er war schon 1384, in einem Alter von ohngefähr 44 Jahren, gestorben; aber sein Nachfolger, Florentius Radewyn, hatte in seinem Geiste fortgewirkt und alles von ihm Begonnene vollendet. Unter den Schülern, welche dieser zog, und welche, nach seinem (im Jahr 1400, ohngefähr dem 50sten seines Al-

ters, erfolgten) Tode, die Stiftung der Brüder-Congregationen erhielten, ist für uns hier keiner wichtiger, als Thomas von Kempen (gewöhnlich Thomas a Kempis), den Viele als den Verfasser des kleinen, aber hoch geschätzten und häufig gelesenen Buches von der Nachfolge Christi, doch nur Wenige zugleich als einen für die Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland höchst einflussreichen Mann kennen.

Dieser Thomas, mit seinem Familiennahmen eigentlich Hamerken (Malleolus) genannt, war zu Kempen in Ober-Yssel im Jahre 1380 geboren, kam in seinem dreizehnten Jahre nach Deventer, in die Schule des Florentius, und ging, auf dessen Rath, 1399 in die Congregation der Augustiner-Chorherrn auf dem Berge der Heil. Agnes bei Zwoll, wo er eben so, wie seine Vorgänger zu Deventer, lebte und lehrte. Er war für seine Zeit ein guter Redner und ein fruchtbarer Schriftsteller, dessen Schriften, meistens theologischen Innhalts, durch einen moralischen Zweck und praktische Richtung sich auszeichnen, wenn gleich auch die Ansichten des Klostermannes auf sie nicht ganz ohne Einfluss geblieben sind. Vor andern merkwürdig sind seine Lebensbeschreibungen des Gerhard Magnus, Florentius, und mehrerer ihrer Schüler; fast die einzigen Quellen, aus welchen wir jene Stiftungen, ihren Zweck und ihren Erfolg kennen. Sein bekanntestes, schon vorhin erwähntes Werk, die vier Bücher von der Nachfolge Christi (de imitando Christo et contemtu omnium vanitatum mundi) ist ihm zwar streitig gemacht, und bald dem Kanzler Gerson, bald einem andern Verfasser zugeschrieben, jedoch durch überwiegende Gründe für ihn behauptet worden, und durch diese Schrift, die sich durch eine rein christliche, von aller Schwärmerei eben so

sehr wie von aller unnützen Spekulation und falschen Werkheiligkeit freie Mystik und religiöse Lebensweisheit so sehr über den herrschenden Geist seines Zeitalters erhob, die einen solchen Beifall erhielt, daß sie unzähligemal in jeder Gestalt gedruckt, und fast in alle, sogar in orientalische Sprachen übersetzt wurde, und noch bis auf den heutigen Tag nicht ohne Nutzen gelesen wird, hat sich sein Nahme vorzüglich im Andenken erhalten. Aber ein nicht geringes Verdienst um die Wissenschaften erwarb er sich dadurch, daß er, schon im höhern Alter, in seiner Schule sechs, durch Liebe zu den Wissenschaften und zum Theil durch vornehme Geburt ausgezeichnete Jünglinge unterrichtete, und so zu ihren nachmaligen Thaten den Grund legte. Diese Jünglinge waren: Rudolf Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, und Antonius Liber, größtentheils aus Westfalen gebürtig. Jeder von ihnen machte sich in der Folge um die Wissenschaften verdient; einige glänzten unter ihren ersten Führern und Begründern; und wir werden daher noch weiter auf sie zu sprechen kommen. Thomas von Kempen erwarb sich um sie das Verdienst, daß er sie, anstatt der, zu seiner Zeit noch gangbaren, elenden Schulbücher, mit den reineren Quellen der Sprachen und Wissenschaften, so weit sie ihm selbst zugänglich waren, schon frühzeitig bekannt machte. Eine reine, zierliche Schreibart hatte er sich selbst noch nicht angeeignet, sondern trug in dieser Hinsicht noch einen Theil der Flecken seines Zeitalters an sich; aber weit entfernt, seine Schüler auf das beschränken zu wollen, was er selbst ihnen geben konnte, rieth er ihnen vielmehr, zu ihrer höhern Ausbildung nach Italien zu reisen, wo man eben damals schon so große Fortschritte

machte, von denen der Ruf bereits Teutschland durchdrungen, aber kaum noch einen Nachfolger erweckt hatte. Einige befolgten diesen Rath, und Thomas erlebte noch den Anfang seiner, für Teutschland so erfreulichen Wirkungen; denn er starb erst am 25. Jul. 1471, in einem Alter von 91 Jahren. —

Zu einer Bedingung des Besserwerdens im Reiche der Wissenschaft, nehmlich zu einer bessern Erziehungs- und Unterrichtsweise, war also durch Gerhard Magnus und seine Nachfolger der Anfang gemacht, nur daß man die Früchte derselben noch nicht in einem größeren Umfange wahrnehmen konnte. Für die beiden andern Bedingungen wirkten jene Stiftungen zwar auch etwas in ihrem Kreise, aber mehr negativ, indem sie zwar die schlechten, geschmacklosen Bücher, und die unnützen Wortgezänke der damaligen hohlen und unfruchtbaren Philosophie verbannten, aber noch nicht genug Besseres an diese Stelle setzen konnten. Aber was hier noch fehlte, wurde bald auf einem andern Wege herbeigebracht, denn nicht lange mehr sollte sich die Aufklärung Teutschlands verzögern.

Als Vorarbeiten zu der völligen Umgestaltung und Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens, die zwar für sich anfangs noch vereinzelt standen und in unvollkommener Gestalt auftraten, aber alle das Ihrige zur Erreichung des großes Zieles vorbereiteten und beitrugen, müssen wir jezt noch dreierlei betrachten, nehmlich den Anfang einer gründlicheren, kritischen Bearbeitung der Geschichte, die allmähliche Verbreitung hellerer Ansichten im Religions- und Kirchenwesen, und die Bemühungen zur Herstellung einer gehaltvolleren, vom Scholasticismus unabhängigen Philosophie.

Den ersten, wenn auch noch ungenügenden Versuch einer gründlicheren, kritischen Bearbeitung der Geschichte verdanken wir einem, auch in anderer Hinsicht merkwürdigen und hell denkenden, noch zu wenig bekannten Manne, Gobelinus Persona. *) Er war im Jahre 1358 in Westfalen geboren, und machte schon in seiner Jugend in den Wissenschaften mehr als gewöhnliche Fortschritte. Es ist unbekannt, durch welche Umstände er veranlasst wurde in seinen Jünglingsjahren nach Italien zu gehen; da die Reisen nach Italien, welche nach einem Jahrhundert und etwas später fast als nothwendig zur Bildung des Gelehrten betrachtet wurden, doch damals noch keineswegs zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörten. Wie bekannt, war damals eben die Zeit eingetreten, wo unter der Leitung eines Petrarcha, Johann von Ravenna, und anderer geistreicher Männer, der Anfang gemacht wurde, die klassischen Studien wieder herzustellen, und einen bessern Weg des Lehrens und Lernens einzuführen, und auch Gobelinus scheint von diesen heilsamen Veränderungen schon Vortheil gezogen zu haben. Er durchreiste fast ganz Italien, verweilte jedoch am längsten in Rom, wo er sich einflussreiche Bekanntschaften erwarb, und im Jahre 1386 die Priesterweihe empfing. Nach seiner Rückkehr nach Teutschland, wurde er 1389 zum Rector der Kapelle zur heiligen Dreieinigkeit in Paderborn ernannt, womit nachher auch ein Predigtamt an einer Stadtkirche zu Paderborn

*) Sein Leben befindet sich, meistens nach seinen eigenen Angaben, vor der nachher zu erwähnenden Meibomischen Ausgabe seines Cosmodromii, und hiernach in Adami vit. German. Theolog. pag. 1. — Seinen Aufenthalt in Erfurt habe ich zuerst entdeckt.

verbunden wurde. Als im Jahre 1392 die Universität Erfurt zu Stande kam, begab er sich hieher, und ließ sich schon unter dem ersten Rector, Ludwig Mülner, als Mitglied der Universität aufnehmen. Daß er hier als Lehrer aufgetreten, ist nicht zu bezweifeln, da er bereits ein so angesehener Mann und Freund der Wissenschaften war; wie lange er sich aber in Erfurt aufgehalten, ist unbestimmt, und nur so viel gewiss, daß er sein voriges Amt darüber nicht aufgegeben, da wir ihn bald wieder als Prediger in Paderborn finden, wo er zugleich bei dem Bischof zu großem Ansehen und Einfluss gelangte. Da er aber im Jahre 1405 gewissen Verordnungen des Raths zu Paderborn, die er für unverträglich mit den geistlichen und weltlichen Rechten hielt, sich öffentlich widersetzte, dagegen predigte, und die Abstellung derselben verlangte, so machte er sich dadurch viele Feinde. Hierzu kam noch, daß er, als Official (Vicarius) des Bischofs, eine strenge geistliche Zucht auszuüben, und besonders eine Reformation des Benedictiner-Klosters zu Paderborn, der sich die Mönche nicht unterwerfen wollten, durchzuführen suchte, wodurch er auch die Geistlichkeit gegen sich aufbrachte. So von allen Seiten verfolgt, wobei er sogar in Lebensgefahr gerathen sein soll, indem die aufgebrachten Mönche Versuche machten ihn zu vergiften, kam er nur dadurch wieder in Ruhe, daß er, mit Verzichtleistung auf sein Predigtamt, Paderborn verließ, und seinen Wohnsitz, ohne jedoch an seiner Einwirkung auf den Bischof merklich zu verlieren, nach Bielefeld verlegte, wo er das Decanat der S. Marien-Kirche (es ist unbekannt, um welche Zeit) erhalten hatte, und wo er sich nun ebenfalls bemühte, eine strenge geistliche Ordnung aufrecht zu halten. Gegen das Ende seines Lebens (doch erst nach 1416), verließ er Biele-

feld, und begab sich in das Kloster Bodekem, wo er sich, die letzten Jahre seines Lebens hindurch, bloß mit den Wissenschaften und mit geistlichen Betrachtungen beschäftigte. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt; da er jedoch sein sogleich zu erwähnendes Geschichtswerk bis auf das Jahr 1418 fortgeführt hat, so ist wenigstens so viel gewiss, daß er dieses Jahr überlebt hat. *) Er erwarb sich den Ruhm ausgebreiteter Kenntnisse und eines ununterbrochen thätigen Lebens. In den Kirchenvätern, besonders dem Augustinus, war er sehr belesen. Seine eignen Schriften bestehen zum Theil aus Gedichten, historischen Innhalts, deren Form aber noch starke Spuren der in seinem Zeitalter herrschenden Barbarei an sich trägt. Weit wichtiger ist sein größeres, prosaisches Werk, das er Cosmodromium nennt; eine allgemeine Weltgeschichte, vom Anfang der Dinge, bis auf das Jahr 1418. Dieses Werk, an welchem er über 40 Jahre gearbeitet, hat freilich mit den älteren Geschichtbüchern noch manche Fehler und Unbequemlichkeiten gemein, aber sein lateinischer Styl ist besser und reiner als er in ähnlichen früheren Werken zu finden war; er zeigt eben so vielen Fleiß beim Zusammentragen, als Treue in der Erzählung, und eine mehr als gewöhnliche Beurtheilung in der Auswahl der Begebenheiten; überdies findet man bei ihm schon merkliche Beweise von besonnener historischer Kritik, worinn er eine völlig neue Bahn brach, da man vor ihm gewohnt

*) In der Zeitschrift: Westphalia, 1825, 16. Stück, (S. 32) wo sich auch eine Lebensbeschreibung des Gobelinus Persona befindet, wird als sein Todesjahr 1424 angegeben, doch ohne einen Grund für diese Behauptung zu bemerken.

gewesen war, in der alten Geschichte das meiste bloß auf Glauben anzunehmen. So stellt er unter andern sehr gut gewählte Gründe auf, mit denen er gewisse Heiligen-Legenden, als von den elftausend Jungfrauen und von der heiligen Katharina, zweifelhaft macht. Der einzige Mangel, den man ihm zur Last legen kann, ist einige Parteilichkeit für die Päpste; wiewohl er doch von dem Leben und Betragen einzelner derselben sehr freimüthig urtheilt. Bei dem bekannten Schisma, welches gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts die abendländische Kirche zerspaltete, zeigt er sich als ein eifriger Anhänger Urbans VI. Sein Werk ist bald nach seinem Tode ziemlich bekannt geworden, und viele gute Geschichtschreiber, z. B. Albert Crantz, haben es benutzt; im Druck ist es aber erst durch Meibomius erschienen: Doctoris Gobelini Personae, Decani Bilefeldensis etc. Cosmodromium, hoc est Chronicon universale etc. opus eruditum, copiosum et luculentum, a multis hactenus desideratum et nunc in lucem editum stud. et op. Henr. Meibomii. Francof. ap. And. Wecheli heredes 1599. fol. — Nachher in H. Meibomii Scriptor. rer. German. Tom. I. —

Gegen das herrschende Kirchensystem und einzelne in demselben aufgenommene Lehren waren zwar, fast seit der Begründung desselben, von Zeit zu Zeit durch einzelne Männer mehr oder weniger bedeutende Einwürfe gewagt worden, und wir haben auch schon im vorigen an Occam u. a., ja selbst an Gobelinus Persona, Männer kennen gelernt, die ihre freieren Ansichten in kirchlichen Dingen auszusprechen kein Bedenken trugen; aber theils waren diese Aeußerungen in sich selbst nicht sicher genug begründet, theils betrafen sie nur einzelne, weniger wesentliche Dinge,

und hatten auf das Ganze, weder im eigentlichen Kirchensystem, noch im bürgerlichen und wissenschaftlichen Leben, einen sehr merklichen Einfluss. Wichtiger waren die Bemühungen der Mystiker, von denen wir schon in der Einleitung gesprochen haben, die, ohne das Bestehende geradezu anzugreifen, und wahrscheinlich meistens auch ohne dies zu wollen, die Menschen dadurch, daß sie dieselben nur auf ein einfaches, Gott-ergebenes und tugendhaftes Leben hinzuführen und das religiöse Gefühl in ihnen zu stärken suchten, indirect von der übertriebenen Verehrung der äußerlichen Satzungen abzogen; aber dieser Weg war, begreiflich, sehr schwierig und langsam. Directe, weiter aussehende Unternehmungen gegen das herrschende Kirchensystem, wodurch hellere Ansichten in religiösen und damit in Verbindung stehenden Gegenständen in einem allgemeineren Umfange und mit tiefer eindringenden Wirkungen angeregt wurden, finden wir in Teutschland erst seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, und Johann Huss ist hier der Erste, der eine solche Bewegung verursachte. *)

Johann Huss war zu Husynec oder Hussenetz, einem Dorfe im Prachiner Kreise in Böhmen, am 6. Jul. 1373 geboren. Seine Familie ist gänzlich unbekannt, und es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, er sei mit den

*) Wilh. Seyfridi Commentatio de Johannis Hussi martyris vita, fatis et scriptis, cum annot. Jo. Chr. Mylii. Praef. est F. A. Hallbauer. Hilperhus. 1743. 4. Eine fleißig zusammengetragene, nur oft allzu weitläuftige Materialien-Sammlung mehr als eigentliche Biographie. — Der allgemeinen Werke über Kirchen-, Gelehrten- und Reformationsgeschichte, worinn von Huss die Rede ist, hier nicht zu gedenken.

Herren jenes Dorfs, die sich auch von Hussenetz schrieben, verwandt gewesen. Nachdem er in seinem Geburtsorte und in der benachbarten Stadt Prachetitz den ersten Unterricht erhalten hatte, studirte er auf der Universität Prag, wobei er sich, seiner Armuth wegen, als Famulus bei einem der dortigen Professoren forthalf. Seine Studien hatten einen glücklichen Fortgang; er wurde 1393 Baccalaureus, und drei Jahre hernach Magister. Im Jahre 1400 erhielt er das Amt eines Predigers an der Bethlehems-Kapelle und Beichtvaters der Königinn von Böhmen. Zugleich war er ein fleißiger Lehrer bei der dortigen Universität, und zwar als Mitglied der theologischen Facultät, bei welcher er am 17. Oktober 1401 zum erstenmale das Decanat übernahm.

Einige Zeit vorher waren in England merkliche Bewegungen im Kirchenthume von Johann Wiclef ausgegangen. *) Dieser Mann, aus dem nördlichen Theile Englands gebürtig, hatte im Mertons College zu Oxford studirt, und nachher als Doctor der Theologie eben daselbst gelehrt, bis er ein Predigtamt zu Lutterworth in der Grafschaft Leicester übernahm. Sein eifriges Studiren hatte ihn auf viele Unordnungen in der Kirche aufmerksam gemacht, und das anstößige Betragen der Bettelmönche erregte vollends seinen Unwillen. Er widersetzte sich daher mit Eifer ihren Anmaßungen, so daß er dabei selbst des Papstes, der ihnen sehr geneigt war, nicht schonte. Bei dieser Gelegenheit deckte er auch viele andere Missbräuche und Irrthümer freimüthig auf, gab dem gemeinen Manne einen besseren Religionsunterricht, und übersetzte das neue

*) Ludw. Phil. Wirth, Nachrichten von Joh. Wiclefs Leben, Lehrsätzen und Schriften. Baireuth und Hof 1754. 4.

Testament (doch nur aus der Vulgata) ins Englische, um auch den Ungelehrten Gelegenheit zu verschaffen, sich aus den Urquellen der Religion zu unterrichten. Er bestritt das Ansehen des Papstes, das Mönchswesen und den Ablass, verlangte die Austheilung des Abendmahls unter beider Gestalt, und stellte überhaupt schon manche Ansichten auf, zu welchen späterhin auch Luther zurückkam. Je mehr seine Lehren sich ausbreiteten, und ihm unter dem Volke Freunde und Anhänger erwarben, um so mehr wurde dadurch der größere Theil der Geistlichkeit gegen ihn aufgebracht, und der Erzbischof von Canterbury veranstaltete 1377 eine Synode gegen Wiclef, auf welcher aber dieser gleichfalls erschien, und sich unerschrocken vertheidigte, auch, hauptsächlich durch den Beistand des Herzogs von Lancaster und anderer Großen, der ihm von den Bischöfen drohenden Gefahr glücklich entging. Auf einer zweiten Synode, 1382, wo ihm noch heftigere Verfolgung drohte, erschien Wiclef nicht, weil er von den Nachstellungen seiner Feinde unterrichtet war; doch nahm sich die Universität Oxford seiner an, und so hatte auch diese Synode, obgleich 22 seiner Lehrsätze verdammt wurden, doch für ihn keine gefährlichen Folgen. Er versah vielmehr sein Predigtamt bis an seinen Tod, der am 31. December 1387 durch Schlagfluss erfolgte. Nach seinem Tode aber brach nicht nur über seine Anhänger die heftigste Verfolgung aus, sondern auch Wiclefs Gebeine wurden noch aus dem Grabe hervorgeholt und verbrannt. — Wiclefs Schriften sind, außer der Uebersetzung des neuen Testaments, die noch zu London 1731 in Fol. gedruckt wurde, und einigen kleineren Aufsätzen, theils in lateinischer, theils in englischer Sprache, hauptsächlich gegen die Bettelmönche, — vornehmlich: Trialogorum libri IV.; zuerst durch Otto Brunfels

zu Basel, doch ohne Benennung des Herausgebers und Druckorts, ans Licht gestellt 1525. 4. nachher wieder durch L. Ph. Wirth (den Verfasser von Wiclefs Lebensbeschreibung) Francof. et Lips. 1753. 4.

Einige Zeit nach Wiclefs Tode wurden seine Schriften durch einige seiner Schüler, die sich nach verschiedenen Gegenden zerstreut hatten, auch nach Böhmen gebracht. Hier lernte Huss sie kennen, und da er vieles darinn fand, was ihn ansprach und mit seinen eignen Ansichten zusammen traf, so machte er sich damit immer vertrauter; bald lehrte er ganz in Wiclefs Geiste, und ließ sich selbst durch das Verdammungsurtheil, welches 1403 die Universität Prag über Wiclefs angeblich ketzerische Lehren aussprach, in seinem Eifer nicht hindern.

Die Universität Prag wurde damals, auch ohne die Bewegungen, welche die neuen Lehren Hussens verursachten, durch innere Unruhen heftig erschüttert. Diese Universität war, nach dem Vorbilde der Pariser, in Nationen eingetheilt, von welchen die Böhmen eine, die Ausländer hingegen, welche man insgemein unter dem Nahmen der Teutschen zu begreifen pflegte, drei ausmachten; denn Karl IV., von dem sich diese Verordnung herschrieb, hatte die Böhmen nicht als eine besondere Nation, sondern als einen Zweig der Teutschen, wie denn Böhmen wirklich einen Bestandtheil des teutschen Reichs ausmachte, betrachtet. Da nun hiernach den Teutschen auch um so viel mehr Rechte zustanden, so suchten die Böhmen, darüber eifersüchtig, sich beständig an ihnen zu reiben. Hierzu kamen noch die scholastischen Streitigkeiten des Realismus und Nominalismus, welche damals so tief in das innere Leben der Universitäten eingriffen. Huss war ein eifriger Realist, und die meisten

Böhmen schlossen sich hierinn an ihn an; die meisten Teutschen hingegen folgten dem Nominalismus, und Johann Hoffmann von Münsterberg stand an ihrer Spitze. Als nun unter diesen Umständen am 11. Mai 1408 eine neue Rectorwahl veranstaltet wurde, brachten die Böhmen ihre Beschwerden aufs neue zur Sprache, und wandten sich an Huss, als den Angesehensten aus ihrer Mitte, mit dem Verlangen, ihren Wünschen Befriedigung zu verschaffen. *) Um nun die Unruhen zu beseitigen, veranstaltete Huss eine besondere Versammlung der angesehensten Lehrer aus der böhmischen Nation, und alle diese kamen überein, dem König vorzustellen, daß, nach dem Beispiel der Universitäten Paris und Bologna, wo die Innländer drei und die Ausländer zusammen nur eine Stimme hätten, auch zu Prag sich dieses Verhältniss gebühre, besonders da die böhmische Nation, welche zu Karls IV. Zeiten viel weniger zahlreich gewesen, nunmehr die stärkste sei. **) Sie setzten dies auch wirklich durch, denn 1409, am Sonnabend vor dem Feste Mariä Reinigung (26. Januar) wurde den versammelten Magistern der Prager Universität ein Königlicher Befehl vorgelesen, welcher bei allen öffentlichen Verhandlungen, den Böhmen drei Stimmen, den drei teutschen Nationen aber zusammen nur eine, zusprach. Die drei Nationen fassten darauf, am S. Dorotheen Tage (6. Februar) desselben Jahres, ein Schreiben

*) Denn daß Huss die Böhmen zur Feindseligkeit gegen die Teutschen angereizt habe, ist eine von Cochläus erdichtete Beschuldigung.

**) Die Teutschen theilten sich in die Baiern, Sachsen und Schlesier, zu welchen man auch die Polen rechnete; zu den Böhmen aber gehörten auch alle Mähren, Ungarn und Slavonen.

an den König ab, worinn sie ihn baten, die alte Ordnung nicht aufzuheben, weil sonst unfehlbar die Universität zu Grunde gehen müsste, indem die drei Nationen genöthigt wären, sie zu verlassen. Allein diese Vorstellung war fruchtlos. Der Rector, welchen die drei Nationen durch ihre Stimmenmehrheit gewählt hatten, Nahmens Henning Boltenhagen, wurde genöthigt, sein Amt niederzulegen, und da die drei Nationen sich nicht in die Wahl der böhmischen fügen wollten, ernannte der König, in der Meinung den Streit dadurch beizulegen, selbst einen Rector, Nahmens Sdenico von Labun.*) Dadurch wurde aber die Sache nur verschlimmert, denn die drei Nationen verbanden sich eidlich unter einander, Prag zu verlassen, und nicht eher wieder zurückzukehren, bis sie in alle ihre Rechte wieder eingesetzt sein würden.**) Als nun auf ihre Vorstellungen auch weiterhin keine Rücksicht genommen, vielmehr im Mai 1409 die wirkliche Rectorwahl nach der neuen Anordnung vollzogen, und Huss,

*) Nach der sonst gewöhnlichen Angabe soll König Wenzeslaus seinen Küchenmeister zum Rector ernannt haben. Wär dies auch gegründet, so würde doch das anscheinend sonderbare dieser Wahl, welche man dem König oft zum Vorwurf gemacht hat, merklich verschwinden, wenn man bedenkt, daß der Küchenmeister eine ansehnliche Hof-Charge war.

**) Sehr genaue, bisher noch unbekannte Nachrichten über diese Prager Unruhen (woraus die letztern obigen Angaben entnommen sind) finden sich, aus einer alten Handschrift, in den Beiträgen zur vaterländischen Alterthumskunde; herausgeg. v. dem Sächs. Vereine zur Erforschung vaterländ. Alterthümer zu Leipzig; 1. B. (Lpz. 1826. 8.) S. 42 u. f.

durch die Stimmenmehrheit der Böhmen, zum Rector erwählt wurde, machten wenige Tage nachher, (am 16. Mai 1409 und in den folgenden Tagen), die Teutschen ihre Drohung wahr, und verließen Prag zu mehrern Tausenden, vielleicht in der Hoffnung, man werde sie ehrenvoll zurückrufen, und die zu ihrem Nachtheil gefaßten Beschlüsse sogleich abstellen, welches aber nicht erfolgte. Sie sammelten sich daher in Leipzig, wo sie, noch in demselben Jahre, die Gründung einer neuen Universität veranlaßten.

Nach dem Abgange der Teutschen, welche damals weit festere Anhänger des Römischen Stuhls und des herrschenden Kirchensystems waren, als die Böhmen, lehrte nun Huss mit seinen Anhängern viel freier als vorher; muthig bestritt er einen herrschenden Irrthum nach dem andern, und durch seine Beredsamkeit gewann er sich auch bei den Ungelehrten immer mehr Freunde. Dagegen widersetzte sich nun der Erzbischof von Prag, Sbinco von Hasenberg, der nicht nur mit Hussens Lehren unzufrieden war, wie er denn schon vorher gegen 200 Wiclef'sche Bücher hatte verbrennen lassen; sondern ihm auch nun die Verödung der Prager Universität, wiewohl unbillig, zur Last legte. Er forderte ihn daher am 15. Jul. 1410 vor eine Synode, und verbot ihm, Wiclefs Lehren weiter zu verbreiten, und da sich Huss nicht daran kehrte, so berichtete der Erzbischof die Sache nach Rom, und bewirkte eine päpstliche Bulle, daß, bei Strafe der Excommunication, in den Kapellen, auch wenn sie vorher dies Recht gehabt hätten, nicht mehr gepredigt werden sollte; denn hierdurch glaubte man auch Hussens Predigten, der keiner Pfarrkirche, sondern einer bloßen Kapelle vorstand, am sichersten Einhalt zu thun. Da nun aber sowohl die

Universität Prag als der böhmische Adel hierinn eine Verletzung ihrer Privilegien fanden, und sich dagegen auflehnten, so wurde der Streit nur mehr angeregt, als gehemmt, und da Huss sich weigerte, einer persönlichen Vorladung nach Rom zu folgen, — unter dem Vorwande, daß es ihm, als einem einzelnen, wehrlosen und verleumdeten Manne, unmöglich sei, eine so weite Reise, mitten durch seine Feinde (die Teutschen, die ihn noch von den Prager Universitäts-Händeln her hassten) zu unternehmen, — so wurde er endlich in den Bann gethan, und zugleich die ganze Stadt Prag, so lange Huss daselbst verweilen würde, mit dem Interdict belegt. Um nun der Stadt Prag nicht um seinetwillen so große Leiden, als daraus erfolgen konnten und mussten, zuzuziehen, entfernte sich Huss, im Jahre 1413, von Prag, und begab sich an seinen Geburtsort, wo ihm der Gerichtsherr, Nicolaus von Hussenetz, eine Zeitlang Schutz gewährte, und von da weiter nach Krakau, fuhr aber immer fort, zu predigen und zu schreiben. Inzwischen wurde das Concilium zu Constanz veranstaltet, und da hier alle in der Kirche herrschende Streitigkeiten beigelegt werden sollten, so ward auch Huss auf dasselbe vorbeschieden, und, um desto sicherer sich einfinden zu können, mit einem kaiserlichen Geleitsbrief in bester Form versehen. Er kam hierauf am 3. November 1414 in Constanz an, und während er hier noch 14 Tage auf die wirkliche Eröffnung des Conciliums warten musste, verwandten sich einige angesehene Männer besonders für ihn bei dem Papste, welcher ihnen auch die besten Versicherungen ertheilte. Nichts desto weniger wurde Huss bald nach Eröffnung des Conciliums, auf Veranstaltung der Kardinäle, hinterlistiger Weise in Verhaft genommen, und im Dominicaner-Kloster ins Gefängniss geworfen, wo

er zugleich in eine gefährliche Krankheit verfiel. Die Böhmen beschwerten sich über dies widerrechtliche Verfahren, wandten sich an den Kaiser und beriefen sich auf dessen Geleitsbrief; allein weder ihre Vorstellungen, noch selbst die Verwendung des Kaisers war von Erfolg, denn die Kardinäle behaupteten, es sei nicht nöthig, einem Ketzer Wort zu halten; und gegen Huss vereinigte sich alles, da, außer den eigentlichen Römischen Curialisten, auch seine Prager Feinde, und manche Männer, die seit jener Spaltung der Universität Prag seine Feinde waren, wie z. B. der Bischof Johann von Meißen, jezt einen großen Einfluss ausübten. Am meisten aber schadete ihm ein Mann, der, vermöge seiner bei andern Gelegenheiten dargelegten Gesinnungen und Einsichten, bessere Erwartungen von seinem Benehmen erregen durfte, und hier seinem Leben einen Flecken anhing, der viele seiner sonstigen Verdienste verdunkelt.

Dieser Mann war Johann Charlier, nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Gerson genannt, im Sprengel des Bisthums Rheims 1363 geboren. Er hatte in Paris, vornehmlich unter Peter d'Ailly (Petrus de Ayliaco), studirt, in der Folge aber dieser Universität als Lehrer und bei andern Gelegenheiten wichtige Dienste geleistet, bis er 1393 dem Peter d'Ailly in dem Amte eines Kanzlers der Universität nachfolgte, dem er unter den Beschwerden, welche die damaligen verwirrten Zeitumstände in Frankreich verursachten, rühmlich und mit Nutzen vorstand. Seine Gelehrsamkeit, Klugheit und Frömmigkeit machte ihn nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen abendländischen Christenheit so berühmt, daß er bei den wichtigsten Angelegenheiten zugezogen, und fast nichts ohne seinen Rath ausgeführt wurde. Auf dem Concilium zu Constanz, dem

er im Nahmen des Königs von Frankreich beiwohnte, war er eine Zeitlang das Orakel der ganzen christlichen Kirche. Er verkannte das Verderben der Kirche und die Nothwendigkeit kräftiger Bemühungen zur Abhilfe desselben nicht, und wiewohl er sich nicht ganz von allen Vorurtheilen und irrigen Ansichten seiner Zeit losmachen konnte, so sprach er doch gegen viele Thorheiten und abergläubische Meinungen mit Eifer. Aber in der Philosophie war er ein entschiedener Nominalist, und dies war die Ursache, warum Huss, als ein Realist, ihm so verhasst war, daß er selbst zu seinem Untergange mitwirkte. Mit außerordentlicher Heftigkeit eiferte er besonders gegen die Uebersetzung der Bibel in Volkssprachen und das Lesen derselben von den Laien, so wie gegen den Gebrauch des Abendmahls unter beider Gestalt. — Vom Concilium zu Constanz kehrte Gerson nicht wieder nach Frankreich zurück, weil inzwischen eine gegen ihn feindlich gesinnte Partei dort ans Ruder gekommen war; er lebte daher einige Jahre in Baiern und Oestreich im Exil, während dessen er auf einige Zeit auch auf der Universität Wien lehrte, und hier den Nominalismus noch fester begründete; bis er 1419 in einem Kloster zu Lyon einen sichern Aufenthalt fand, wo er 1429 sein Leben beschloss. — Unter den Scholastikern der späteren Periode war Gerson nicht nur der Gelehrteste und Geschmackvollste, sondern er zeichnete sich auch dadurch aus, daß er die Richtung auf das Praktische in der Theologie nicht vernachlässigte, und sich dadurch einigermaßen an die Mystiker anschloss. Gegen die Gewohnheit der Scholastiker, welche meistens ihren Ruhm darinn suchten, große, voluminöse Systeme zu schreiben, schrieb Gerson zwar viele, aber meistens kleine Schriften, unter denen (— vorausgesetzt, daß das, ihm von Einigen zwar

zugeschriebene, aber sicherer dem Thomas von Kempis angehörige Buch de imitatione Christi nicht unter die seinigen gerechnet werden darf —) das Werk vom Troste der Theologie (de consolatione theologica libri IV.), eine Nachahmung des Boethius vom Troste der Philosophie, das größte und berühmteste ist. Seine Werke sind nicht nur einzeln, sondern auch gesammelt, sehr oft (die neuste Ausgabe, mit mehrern verwandten Schriften anderer gleichzeitiger Schriftsteller, und andern Zugaben: op. et stud. Lud. Ellies Du Pin. Antverp. 1706. 5 Voll. fol.) herausgegeben worden.

Auch an Gersons Benehmen gegen Huss finden wir also ein Beispiel, wie sehr die Eingenommenheit für ein gewisses Lehrgebäude selbst einen sonst so hell und billig denkenden Mann verblenden und zu einem widerrechtlichen Verfahren hinreißen konnte, auf das er bei den folgenden Prüfungen seines Lebens gewiss nicht ohne Reue zurückgesehen haben wird. Er half besonders eine Reihe von Sätzen aus Hussens Schriften ausziehen, welche dem Concilium als irrthümlich und verderblich vorgelegt wurden; aber es waren theils sehr richtige und besonders, so weit sie das Verderben des geistlichen Standes in damaliger Zeit betrafen, nur allzu gegründete Sätze, theils waren sie nur oberflächlich betrachtet und daher falsch verstanden, theils absichtlich verdreht und verfälscht worden; und hauptsächlich hatte man solche Aeußerungen ausgehoben, worinn der Papst und die Geistlichkeit angegriffen wurden, um diese desto mehr gegen ihn aufzubringen. Huss beantwortete nun zwar schriftlich alle die einzelnen ihm zugefertigten Artikel, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß ihm erlaubt wurde, sich vor dem versammelten Concilio zu vertheidigen; vielmehr brachte man ihn, der auch körperlich

krank war, aus einem Gefängniss in ein anderes, immer noch härteres. Auf dringendes Anhalten der Böhmischen Stände, verwandte sich zwar der Kaiser bei den Kardinälen und dem Concilio dahin, daß Huss milder behandelt und zu öffentlicher Vertheidigung vorgelassen werden sollte; aber auch dies war umsonst; denn erst, nachdem am 5. Juni 1415 die Kardinäle bereits Hussens Tod völlig beschlossen hatten, wurde Huss endlich am 7. Juni, unter kriegerischer Bedeckung, vorgeführt, um über gewisse Artikel, die ihm vorgelegt wurden, seine Erklärung abzugeben. Unerschrocken vertheidigte er sich nun gegen falsche Anschuldigungen; aber standhaft beharrte er bei dem, was er für wahr erkannte; und als man ihm unter andern zum Vorwurf machte, Wiclefs Lehren, ohngeachtet des darüber ausgesprochenen Verdammungsurtheils, angenommen und verbreitet zu haben, scheute er sich nicht, Wiclefs Tugenden und Verdienste zu rühmen, und setzte hinzu: er wünsche, daß seine Seele einmal an den Ort komme, wo Wiclef jezt ohne Zweifel sich der ewigen Seligkeit erfreue. Die Einwendungen seiner Gegner konnten zwar so wenig als ihre Drohungen, ihn von seiner Ueberzeugung abwendig machen; aber es war eben so wenig der Wille seiner Gegner, sich von ihm belehren zu lassen; daher ließen sie sich auf Hauptsachen fast gar nicht ein, gestatteten ihm kaum auszureden, hörten ihn nicht an, verspotteten ihn, oder unterbrachen ihn durch immerwährende Vorwürfe der Ketzerei, oder durch unbegründe Widersprüche; und so war der Ausgang dieses Gesprächs, eben so, wie des letzten, welches am 8. Juni mit noch größerer Feierlichkeit gehalten wurde, fruchtlos, wiewohl Huss seine Vertheidigung mit dem edelsten männlichen Anstand, kräftiger Beredsamkeit, inniger Ueberzeugung und würde-

voller Bescheidenheit führte. Das Ende war, daß man ihm unumwunden erklärte, es sei von den Kardinälen und dem ganzen Concilio unabänderlich beschlossen, er solle, ohne weitere Zwischenreden, seine Irrlehren für irrig und ketzerisch erkennen, sich eidlich verbinden, dieselben künftig nicht anzunehmen noch zu lehren, und alles, was er bisher gelehrt habe, widerrufen. Hierauf antworte Huss: er unterwerfe sich zwar allem, was das Concilium über ihn beschließen werde; aber er bitte, daß man ihn nicht in ewiges Verderben stürzen wolle; er könne eben so wenig die im Worte Gottes begründeten Wahrheiten widerrufen, als Irrthümer, die er niemals gelehrt habe; man möge ihm nur erlauben, seine Meinung vollständig zu erklären, ihn dabei ohne Leidenschaft anzuhören, und ihn nicht unschuldig verdammen. Aber das Concilium wollte sich auf nichts mehr einlassen; Huss ward ins Gefängniss zurückgebracht, und es wurde nun schon bestimmt von seinem Tode gesprochen. Zwar besuchten ihn in den folgenden Tagen mehrere Bischöfe, Doctoren und andere Mitglieder des Conciliums, und suchten ihn noch zum Widerruf zu bereden; aber seine Standhaftigkeit blieb unerschüttert. Mehrere Briefe, die er aus dem Gefängniss an seine Freunde schrieb, sind Beweise seines heldenmüthigen Glaubenseifers, seines Vertrauens auf Gott, und seiner frommen, duldenden Ergebung. Als er nun noch am 5. Jul. 1415, zum letztenmale von einer Deputation des Conciliums zum Abschwören seiner Lehren aufgefordert, sich standhaft geweigert hatte, die von ihm erkannte Wahrheit zu verleugnen, ward am folgenden Tage, den 6. Juli, eben an seinem Geburtstage, sein Todesurtheil vollzogen, und Huss starb auf dem Scheiterhaufen, in voller Glaubensfreudigkeit und Gottergebung, standhaft bis zum Tode, und mit

der Hoffnung einer bessern Zukunft jenseit des Grabes. Seine Asche, und sogar die Erde, worauf sein Scheiterhaufen gestanden, die man drei Fuß tief ausgrub, wurde in den Rhein geschüttet. Was aber aus dieser Asche nachmals für ein Feuer des verderblichsten Bürgerkrieges aufging, den die empörten Böhmen, freilich nicht im Geiste ihres frommen Lehrers, dessen Tod sie zu rächen suchten, entzündeten, das ist hier kein Gegenstand einer weitern Erzählung.

Huss war ohne Zweifel, ja selbst nach dem Zeugniss seiner Feinde, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, und besonders in der Bibel, mit deren Grundsprachen er vertraut war, ungewöhnlich belesen. Er hatte keine eigentlich neuen Lehren aufgestellt, sondern es waren Wiclefs Lehren, die er verkündigte; aber er hatte das Verdienst, sie weiter auszubilden, kräftiger und schärfer darzustellen, und mit eben so viel Freimuth als hinreißender Beredsamkeit in einem größeren Umfange zu verbreiten. Durch exemplarische Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit vermehrte er das Gewicht seiner Lehren. Die Rauhigkeit, die seinem Betragen, so wie seiner Schreibart noch anhing, muss ihm nachgesehen werden, als eine unvermeidliche Einwirkung seines Zeitalters, die seinen höheren Eigenschaften keinen Abbruch that. Seine zahlreichen Schriften wurden zwar nach seinem Tode, wie begreiflich, so viel als möglich unterdrückt, aber dennoch erhielten sie sich im Verborgenen, und wurden, als Luthers Reformation begann, und das ausführte, was Huss nur geahnet hatte, sorgfältig hervorgesucht und bekannt gemacht. Zuerst erschien: Liber egregius de unitate ecclesiae, cujus autor periit in concilio Constantiensi. Am Ende: Explicit tractatus Magistri Joannis Hus, quem collegit au-

no dni 1413, et est pronunciatus publice in civitate Pragensi. Excudebatur typis hoc opus mense Augusto an. 1520. — 4. Aus der Beschaffenheit des Drukkes ist zu schließen, daß dies Werk zu Mainz bei Schäffer gedruckt worden, und vielleicht ist Ulrich von Hutten der Herausgeber. Späterhin wurden mehrere Werke Hussens durch Otto Brunfels und Johann Agricola ans Licht gestellt; so auch: Epistolae quaedam piissimae et eruditissimae Johannis Hus, quae solae satis declarant papistarum pietates esse Satanae furias. Addita est D. Mart. Lutheri praefatio. Wittenb. 1537. 8. — Nachher erschienen seine sämmtlichen Werke: Joannis Hus et Hieronymi Pragensis, Confessorum Christi, Historia et monumenta, partim annis superioribus publicata, partim nunc demum in lucem prolata et edita, cum scriptis et testimoniis multorum nobilitate, eruditione atque pietate praestantium etc. Pars I. II. Norimb. 1558. fol. — und neu aufgelegt: Norimb. 1715. fol. —

Nach Hussens Tode trat zwar lange Zeit hindurch kein Mann wieder auf, der eine so allgemeine Bewegung in der Kirche veranlasste, und das Volk für seine Lehren so zu gewinnen wusste; doch fehlte es nicht an einzelnen gelehrten und freimüthigen Männern, die durch Lehren und Schriften auf viele Irrthümer und Missbräuche in Religion und Kirche aufmerksam machten, und freiere Grundsätze aussprachen, die nun in einem mehr oder weniger bedeutenden Umfange wirkten. Sie alle zogen sich zwar dadurch Verfolgung und zum Theil den Tod zu; aber der Same, den sie ausstreuten, ging darum doch nicht verloren.

Einer dieser einsichtsvollen Männer war Felix Hämmerlein (Malleolus), zu Zürich 1389 geboren. Er studirte das kanonische Recht, besonders auf der Universität Erfurt, reiste hierauf, um seine Kenntnisse noch mehr zu erweitern, nach Italien, und erhielt zu Bologna 1425 die Doctorwürde. Nach der Rückkehr in sein Vaterland, gelangte er zu mehrern geistlichen Präbenden; er wurde Canonicus zu Zürich und Zofingen, und Propst zu Solothurn. Auch in Zürich hatte er die Anwartschaft auf die Propstei vom päpstlichen Hofe erhalten, kam aber nicht zum Besitz, sondern ließ sich mit der Cantorstelle abfinden. Seine Einkünfte verwandte er größtentheils darauf, sich gute Bücher zu verschaffen; eine Neigung, die er wahrscheinlich in Italien angenommen hatte; und er besaß eine der größten Bibliotheken, die man bei Privatpersonen zu jener Zeit antreffen konnte. Daß er hierbei nicht eine bloße Liebhaberei befriedigte, sondern fleißig und mit Erfolg darinn fortstudirte, beweist seine ungemeine Gelehrsamkeit, durch die er sich ein großes Ansehn erwarb. Da er aber hierdurch zu bessern Einsichten über die Kirchenverfassung und den übrigen Zustand seiner Zeit gelangte, und sich darüber freimüthig, und oft nicht ohne Bitterkeit aussprach, da er besonders das unordentliche Leben der Geistlichen angriff, und gegen die Bettelmönche heftig eiferte, so zog er sich dadurch schwere Verfolgungen zu, in denen ihn selbst seine größten Gönner verließen. Der Ausgang war, daß der nächste und mächtigste seiner Verfolger, der Vicarius des Bischofs von Constanz zu Zürich, Nikolaus Gundelfinger, ihn im Jahre 1454 zu Zürich verhaften und anfänglich auf das bischöfliche Schloss Gottlieben, und als er sich von hier durch die Flucht zu retten suchte, nach Constanz in einen Thurm gefangen setzen ließ. Nach sieben

Monaten erfolgte gegen ihn das Urtheil, welches ihn seiner geistlichen Würden verlustig erklärte, und ihm lebenslängliche Gefangenschaft in einem Kloster zuerkannte. Er wurde deshalb nach Lucern gebracht, aber, gegen den Innhalt des Urtheils, nicht in ein Kloster, sondern in einen Thurm gesteckt, und aus dem benachbarten Franciscaner-Kloster kümmerlich versorgt. In der Folge genoss er zwar etwas mehr Freiheit, so daß ihm auch das Schreiben noch erlaubt wurde; aber er musste doch sein Leben im Gefängnisse beschließen. Die Zeit seines Todes ist unbekannt; nur weiß man, daß er um Pfingsten 1457 noch lebte; dies ist aber die letzte Zeitbestimmung, welche in den Nachrichten von seinem Leben vorkommt. — Seine Schriften, welche mit eben so viel Freimüthigkeit als Witz geschrieben, und nicht ohne scharfe satyrische Züge sind, geben schätzbare Beiträge zur Kenntniss des, freilich sehr verdorbenen und entarteten, sittlichen und religiösen Zustandes seiner Zeit. Das größte seiner Werke ist das vom Adel und Bauernstande (de nobilitate et rusticitate), worinn er einen Edelmann und einen Bauer im Gespräch einführt, aber freilich gegen die Form des Dialogs darinn gefehlt hat, daß er dem natürlichen Charakter der unterredenden Personen nicht treu blieb. Ein Kapitel dieses Werks ist der ältern Geschichte der Schweiz gewidmet, und wird in einigen Ausgaben als ein besonderer Traktat (de Switensium ortu, nomine, confoederatione, moribus et quibusdam gestis) betrachtet. — Hämmerlins Schriften sind gegen das Ende des 15. Jahrhunderts von dem berühmten, und ihm an Geiste so nahe verwandten Sebastian Brant gesammelt und herausgegeben worden: Clarissimi viri juriumque Doctoris Felicis Hemmerlin variae oblectationis opuscula et tractatus.

S. l. e. a. fol. u. a. A.; gehören aber zu den literarischen Seltenheiten. —

Gregorius von Heimburg, aus einem alten adlichen Geschlechte, war zu Würzburg geboren; doch ist das Jahr seiner Geburt unbekannt. Nachdem er die Rechte studirt, und darinn zu Basel im Jahre 1430 die Doctorwürde angenommen hatte, wurde er, zur Zeit des Conciliums zu Basel, Secretär bei dem berühmten Aeneas Sylvius, und kämpfte damals schon mit Eifer wider die Gewalt des Papstes. Er kam nachher als Stadt-Syndicus nach Nürnberg, und verwaltete dieses Amt dreißig Jahre lang; doch fehlt es an einer genauern Bestimmung dieses Zeitraumes. Heimburg diente während dieser Zeit auch auswärtigen Fürsten in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten; denn er wurde, wegen seiner Einsicht und Beredsamkeit, außerordentlich geschätzt. So befand er sich unter andern 1459, im Nahmen des Erzherzogs Sigismund von Oestreich, auf der Versammlung zu Mantua. Sein vornehmstes Bestreben ging dahin, sich der übermäßigen Ausdehnung der päpstlichen Gewalt zu widersetzen, und die Rechte der weltlichen Fürsten gegen jene zu vertheidigen. Gestützt auf die Aussprüche der wahren Religion, so wie der Vernunft und Geschichte, ging er darinn eben so freimüthig als folgerecht zu Werke; da es aber in jenem Zeitalter, wie Flacius sagt, weniger gefährlich war, die Gewalt Gottes, als die des Papstes zu bestreiten, so war es natürlich, daß er sich durch diesen Eifer heftigen Verfolgungen aussetzte, und selbst den Hass seines ehemaligen Gönners Aeneas Sylvius, der inzwischen unter dem Nahmen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestiegen, und hiermit seine vorigen Ansichten und Grundsätze gänzlich aufgegeben hatte, im höchsten Grade

zuzog. Dieser Hass brach aus, als Heimburg die Bestätigung des neuen Erzbischofs zu Mainz, Diether, am päpstlichen Hofe zu suchen hatte; denn der Papst wollte diese nicht anders ertheilen, als gegen das eidliche Gelöbniss, daß der neue Erzbischof und seine Nachfolger, als Reichs-Erzkanzler, die Reichsstände niemals ohne Bewilligung des Papstes zusammen berufen sollten. Da sich Heimburg zu dieser Verletzung der höchsten Rechte des Erzbischofs und des ganzen Reichs nicht verstehen wollte, so musste er nicht nur unverrichteter Sache von Rom abziehen, sondern der Papst that ihn auch 1461 in den Bann, und forderte nicht nur die Republik Nürnberg auf, ihn aus ihrer Stadt zu verweisen und seine Güter einzuziehen, sondern erregte auch den Bischof von Würzburg zu einem förmlichen Kriegszuge gegen Heimburg, und schickte einen Kardinal nach Würzburg, der hier ausdrücklich gegen ihn predigen musste. Heimburg aber, der den Ausbruch dieses Ungewitters vorher sah, hatte die Vorsicht angewandt, schon vor der Ankunft der päpstlichen Bulle an den Rath zu Nürnberg, seine Güter, durch eine donatio inter vivos, seiner Frau und Kindern zu überweisen, und flüchtete sich mit einem Theile seines beweglichen Vermögens nach Böhmen, wo ihn der König Georg Podiebrad gern aufnahm und zu seinem Rath ernannte. Als die für ihn vortheilhafte Lage der Dinge in Böhmen sich geändert hatte, wandte er sich nach Dresden, erlangte hier vom Papst Sixtus IV. die Befreiung vom Banne, starb aber bald nachher, im August 1472. — Seine Schriften sind noch nicht alle gedruckt; der größte Theil derselben ist aber, nebst einigen auf seine Geschichte und Zeitverhältnisse bezüglichen Gegenständen, in folgender Sammlung erschienen: Jurisconsulti acutissimi et oratoris

omnium suo tempore facundissimi Gregorii de Heimburg D. Scripta nervosa, juris justitiaeque plena etc. ex Mss. nunc primum eruta. Francof. 1608. 4. Man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Melchior Goldast diese Sammlung besorgt hat. —

Johannes Rucherath (oder, wie er, nach seiner Vaterstadt, gewöhnlich genannt wird, Johannes von Wesel) war nicht aus der Stadt Wesel im Herzogthum Cleve, sondern vielmehr aus Ober-Wesel, zwischen Mainz und Coblenz, gebürtig, studirte auf der Universität Erfurt, und trat in den geistlichen Stand, ohne jedoch einen Orden anzunehmen. Im Jahre 1445 erhielt er zu Erfurt die Magister-Würde, und 1456 die Würde eines Doctors der Theologie, und machte sich sowohl durch Vorlesungen als durch Predigten außerordentlich berühmt und verdient, so daß er zu seiner Zeit, wie Wimpheling anführt, der Universität Erfurt zu einer nicht geringen Zierde gereichte. Wie lange er eigentlich in Erfurt gelebt hat, ist nicht genau zu sagen; so viel ist nur gewiss, daß er von da zum Prediger an der Domkirche nach Mainz berufen wurde, in der Folge aber, bei Gelegenheit einer Pest, Mainz verließ, und zu Worms wieder ein ähnliches Predigtamt erhielt. Vermuthlich hatte schon sein Ansehen als Prediger die Mönche gegen ihn aufgebracht, so daß sie nur eine Gelegenheit erwarteten, ihm zu schaden; überdies hatte er sich auch dadurch, daß er dem Scholastikismus nicht huldigte, den Hass der Thomisten zugezogen; denn er verachtete die scholastischen Speculationen, und drang desto mehr auf ein thätiges Christenthum. Dabei hatte er durch fleißiges Lesen der Bibel und gründliches Nachdenken, sich zu mancher freieren Ansichten über Gegenstände des Glaubens und der Kirchenordnung erhoben, die er nicht unterließ, sowohl in

Predigten als in Schriften, zu verbreiten. Flacius (in Catal. testium veritatis) gedenkt unter andern einiger von ihm ausgesprochnen Grundsätze, die, wie man sieht, auffallend mit denen übereinstimmen, welche früher schon Wiclef und Huss vorgetragen hatten, und welche, funfzig bis sechzig Jahre nach ihm, die teutschen Reformatoren aufs neue lehrten. Die Gnade Gottes, sagte er: wird nicht durch Werke verdient; nur der Glaube an Christum allein macht selig. Nur dem Worte Gottes muss man unbedingt glauben, aber keiner menschlichen Auslegung oder Autorität; denn auch die Kirche kann irren; in der Bibel aber ist alles zum Heil nothwendige vollkommen enthalten. Die heilige Schrift muss nur aus sich selbst, durch gegenseitige Vergleichung der verschiedenen einzelnen Stellen, erklärt werden. Der Primat des Papstes ist keine göttliche Einsetzung, sondern eine bloße menschliche Erfindung. Den Oberhäuptern der Kirche (den Prälaten) steht für sich allein kein gesetzgebendes Recht in der Kirche zu, noch weniger sind sie berechtigt, die Erklärung der Bibel durch gesetzliche Aussprüche zu bestimmen. Die menschlichen Anordnungen, als Fasten, Ablass, Kirchenfeste, lange Gebethe, Wallfahrten, u. dgl. m. erklärte er theils für unnöthig, theils für verwerflich; die Fasten, meinte er, würden ganz gegen den Sinn und die Absicht der alten Kirchenväter, die sie eingeführt hätten, gebraucht; und so oft den Menschen hungert, sagte er: mag er essen. Den Ablass erklärte er für einen frommen Betrug, wodurch man das Volk mehr habe zum Almosengeben anreizen wollen. Ueberhaupt erklärte er: was in der heiligen Schrift nicht als Sünde stehe, wolle er auch nicht dafür gehalten wissen. Die letzte Oelung, die Firmelung und die Beichte wollte er nicht für Sacramente gelten lassen; eben so erklärte er sich gegen die herrschende

Lehre von fremder Genugthuung; dagegen soll er schon die Ehe der Geistlichen und die Austheilung des Abendmahls unter beider Gestalt gebilligt haben. — Diese und ähnliche von ihm vorgetragene Lehren waren für seine Zeit allzu freimüthig, als daß er in Teutschland, welches sich damals in geistlichen Dingen noch ganz dem Joche des Papstthums hingab, nicht um so mehr Widerspruch und Verfolgung hätte finden sollen, da er ohnehin schon die Mönche und die Scholastiker, zwei mächtige Corporationen, zu Gegnern hatte. Durch eine lächerliche, aber zu jenen Zeiten nicht seltene Verleumdung, gab man ihm Schuld, er habe zu Worms häufigen Umgang mit den Juden gehalten, und sei durch diese auf seine Irrlehren gebracht worden. Diese Beschuldigung gründete sich vielleicht darauf, daß Johann von Wesel, nach dem Beispiele verschiedener gleichzeitiger und etwas späterer Gelehrten, (man denke an Wessel, Agricola, Reuchlin u. a. in der Folge weiter zu erwähnende), sich des Unterrichts der Juden in der hebräischen Sprache bediente, um die heilige Schrift in der Ursprache gründlicher studiren zu können; wiewohl über diesen Umstand nichts genaueres bekannt ist; übrigens war er um so thörichter, da die Lehren des Johann von Wesel gar keine Spur von Annäherung an das Judenthum zeigten, überhaupt gar nicht dem Christenthum, sondern nur dem damaligen Papstthum widerstrebten. Es war aber, bei dem damals so allgemeinen und tief eingedrungenen Hasse gegen die Juden, der größte Schimpf, den man einem christlichen Lehrer anthun konnte, und der sicherste Weg, ihn bei dem Volke verhasst zu machen, wenn man ihn der Gemeinschaft mit den Juden und der Hinneigung zu ihren Lehren beschuldigte. — Aber der Hass seiner Feinde begnügte sich nicht damit, leere Beschuldigungen gegen ihn

auszustreuen, und ihn bei dem Volke verhasst zu machen; sie gingen noch weiter, verklagten ihn, wegen seiner angeblichen Irrlehren, bei dem Kurfürsten von Mainz, und nöthigten diesen, ein gerichtliches Verfahren gegen ihn anzuordnen. Der damalige Kurfürst Diether, aus dem Hause Isenburg, sonst ein kräftiger und aufgeklärter Mann, der aber schon früher mit dem päpstlichen Hofe, und durch diesen selbst mit dem Kaiser, in heftige Streitigkeiten gerathen war, wobei er Absetzung, Eroberung und Verwüstung seiner Hauptstadt Mainz und Verrheerung seines ganzen Erzstiftes erfahren hatte, mochte vielleicht nicht Lust haben, um eines einzelnen Mannes willen, abermals mit dem Papste zu brechen, und sich und sein Erzstift ähnlichen Gefahren vom neuen auszusetzen, oder er mochte sich vielleicht einen günstigern Ausgang der Sache versprechen; genug, er rief 1479 zu Mainz eine Versammlung von Doctoren zusammen, in welcher der Ketzerrichter, Johann von Elten, den Vorsitz führte, und vor welcher Johann von Wesel über seine Lehren befragt und zur Verantwortung gezogen wurde. Das eilfertige, unordentliche und stürmische Verfahren, mit welchem dieses Gericht zu Werke ging, machte den alten, noch dazu durch Krankheit geschwächten Mann so bestürzt, daß er sich in seinen Antworten verwirrte, und seinen Richtern die Ausführung des schon vorher gefasften Beschlusses seiner Verdammung dadurch noch mehr erleichterte. Durch Drohungen und Schreckniſſe zwangen sie ihn, seine Lehren zu widerrufen, und verurtheilten ihn hierauf zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Augustinerkloster zu Mainz, die er aber nicht lange aushielt, indem er schon 1481, durch Kummer und Krankheit aufgerieben, im Gefängniſſe starb. So bestätigte er also durch sein eignes Beispiel, was er vorher

oft gesagt hatte, daß es schwer sei, ein Christ zu sein. — Seine Schriften, so viel man davon auffinden konnte, wurden verbrannt, und daher ist wenig mehr von denselben zu finden. Man hat die Vermuthung geäußert, daß in Erfurt noch Handschriften von ihm vorhanden sein möchten; ich habe aber, nachdem alle vormaligen Klosterbibliotheken in der jezigen Königlichen Bibliothek zu Erfurt vereinigt worden, diese Vermuthung nicht gegründet gefunden.

Wie groß aber auch damals die Macht des Papstthums und des Scholasticismus in Teutschland noch war, so fehlte es doch nicht an Männern, welche für die Unschuld des Johannes von Wesel zeugten. Einer der berühmtesten Theologen seiner Zeit, und selbst ein großer Scholastiker, Eggelingus Becker von Braunschweig (gewöhnlich Eggelingus de Brunsvico), der früher, mit Johann von Wesel gleichzeitig, seit 1445 in Erfurt Philosophie und Theologie gelehrt hatte, dann zu Mainz und Straßburg im Predigtamte stand und 1481 starb, trug kein Bedenken, öffentlich zu erklären, es sei dem Johann von Wesel Unrecht geschehen, und viele seiner Sätze ließen sich vertheidigen; und auf ähnliche Weise erklärte sich auch später ein Schüler des Eggelingus, der berühmte und beliebte Kanzelredner Johann Geiler von Kaisersberg. — So konnte es, auch unter den ungünstigsten Umständen, der Wahrheit nicht ganz an Freunden und Vertheidigern fehlen. —

Als Vorspiel zu der gänzlichen Umgestaltung der teutschen Philosophie kann man die Versuche des Nicolaus von Cusa betrachten, die freilich nicht ganz gelungen zu nennen sind, auch wenig allgemeinen Einfluss

gewannen, sondern ihrem Urheber eigenthümlich blieben, aber doch, als die erste, geistvoll und tief aufgegriffene Opposition gegen den herrschenden Scholasticismus, Aufmerksamkeit verdienen.

Nicolaus von Cusa war aus einem Dorfe Nahmens Kuß oder Kusel, im Erzstift Trier, an der Mosel, gebürtig, und bildete danach den Nahmen, mit welchem er gewöhnlich benannt wird, denn der Familiennahme seines Vaters war Krebs, und deshalb führte Nicolaus auch in seinem späteren hohen Stande einen Krebs im Wappen. Die Zeit seiner Geburt fällt in das Jahr 1401. Sein Vater, ein Schiffer, hielt ihn sehr streng, und diese rauhe Behandlung brachte ihn, verbunden mit seiner Neigung zu den Wissenschaften, zu dem Entschlusse, seinem Vater zu entfliehen. Er fand sein Unterkommen bei dem Grafen von Manderscheid, der sich seiner annahm, ihn unterrichten ließ, und ihn in den Stand setzte, einige der damaligen Universitäten in Teutschland, und nachher auch in Italien, zu besuchen. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und erhielt zu Padua die Doctorwürde im kanonischen Rechte; daß er aber in einen geistlichen Orden getreten sei, ist ungegründet. Nach seiner Rückkehr nach Teutschland wurde er Dechant zu S. Florin in Coblenz und Archidiaconus zu Lüttich. Im Jahr 1431 wohnte er dem Concilium zu Basel bei, und ging anfänglich auf die Seite derer, welche die Autorität der Kirchenversammlungen über den Papst behaupteten; trat aber nachher zur Gegenpartei über. Papst Eugenius IV. ernannte ihn hierauf zum Bischof zu Brixen, er kam aber niemals zum Besitz; denn der Erzherzog Sigismund von Oestreich war ihm zuwider, ließ ihn, als er sich dennoch in seinem Bisthum einfand, gefangen nehmen, und setzte ihn nur unter sehr harten Be-

dingungen wieder in Freiheit. Dagegen stand er bei den Päpsten Eugenius IV., Nikolaus V. und Pius II. in großem Ansehen, wie ihn denn auch der zweite zum Kardinal erhob. Er wurde von ihnen zu wichtigen Gesandtschaften und andern Geschäften gebraucht, und ließ sich während seiner Legation in Teutschland besonders angelegen sein, die äußerst verfallene Kirchenzucht wieder herzustellen, wie er denn unter andern auf einer im Jahr 1451 in dieser Absicht gehaltenen Provincial-Synode zu Magdeburg mehrere dahin einschlagende Verordnungen zu Stande brachte. Pius II. ernannte ihn zum Gouverneur von Rom. In seinem Geburtsorte stiftete er 1458 ein Hospital, das er mit reichen Einkünften versah, und dem er auch seine Bibliothek und mathematischen Instrumente vermachte. Er starb endlich zu Tadi in Umbrien, im Jahre 1464.

Ohngeachtet seiner vielen und wichtigen Kirchen- und Staats-Geschäfte ließ sich Nikolaus von Cusa doch von einem fleißigen Umgange mit den Wissenschaften nicht abhalten. Seine Kenntnisse waren für seine Zeit sehr groß, denn er verstand die lateinische, griechische und hebräische Sprache, war in den Schriften der Philosophen und Theologen außerordentlich belesen, und besaß eine vorzügliche Stärke in der Mathematik, besonders der Astronomie. Sowohl diese vertraute Bekanntschaft mit der Mathematik, als die in seinem Charakter vorherrschende Neigung zum Mysticismus, und endlich die Kenntniss der Original-Schriften des Aristoteles und der Philosophie des Petrarcha, die er in Italien erworben hatte, machte ihm den Scholasticismus verhasst, und bewog ihn, sich ein eignes, jenem entgegen gesetztes philosophisches System zu erbauen. Ursprünglich hatte er sich zwar nach der Aristo-

telischen Philosophie gebildet, war aber doch, bei der Ausführung seines Systems, in Folge seiner eigenthümlichen Ansichten, von derselben beträchtlich abgewichen. Die Gewohnheit mathematischer Studien, und die Ueberzeugung von der Gewissheit der mathematischen Begriffe, brachte ihn auf den Gedanken, eben diese mathematischen Begriffe auf metaphysische Gegenstände anzuwenden, und seinen philosophischen Speculationen einen mathematischen Anstrich zu geben, also gewissermaßen die Mathematik in die Philosophie einzuführen; da aber in Ansehung der Gegenstände seiner philosophischen Erkenntniss alles auf dunkle Gefühle, auf die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes zur reinen Anschauung der ersten Gründe der Wissenschaft, und die Einwirkung eines übernatürlichen Lichtes hinauskömmt, so kann man nicht umhin, ihn den Mystikern beizuzählen, und seine Philosophie einen mathematischen Mysticismus zu nennen. Während er den Scholastikern vornehmlich ihre Sucht, jeden Gegenstand, auch wenn er die Schranken der menschlichen Vernunft noch so sehr übersteige, in das Gebiet ihrer Disputationen hinein zu ziehen, zum Vorwurfe machte, hat er selbst das Extrem nicht vermieden, jede menschliche Kenntniss nur für eine mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung zu erklären, und die Durchführung dieses Grundsatzes macht ihn zugleich zum Skeptiker. Die Mischung so verschiedenartiger Elemente war aber seinem System um so ungünstiger, da er nicht genug Stärke des Geistes besaß, um sie ganz zu beherrschen und zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Seine Begriffe sind daher häufig eben so dunkel, als seine Darstellung unverständlich, und dem Ganzen fehlt es eben so sehr an innerem Zusammenhang als an Klarheit. — Seine Schriften, von welchen die vollständigste Ausgabe

zu Paris in aedib. Ascensianis 1514, (3 Voll. in fol.) erschienen ist, sind sehr zahlreich, und theils theologischen, theils mathematischen, theils eigentlich philosophischen Innhalts; obwohl die theologischen von den philosophischen nicht streng zu sondern sind, da er, nach der Gewohnheit seiner Zeit, nicht selten Sätze der einen und der andern Wissenschaft mit einander vermischt. Von den theologischen Schriften sind die wichtigsten: die Erweckungen (Excitationum libri X.) und von der Uebereinstimmung des katholischen Glaubens (de concordantia catholica libri III.) In andern hat er theils die Mohamedaner, theils die Hussiten bekämpft. — Seine mathematischen Schriften (Reparatio Calendarii; Collectio tabularum Alphonsi; de transmutationibus geometricis; de arithmeticis complementis; de mathematicis complementis; de perfectione mathematica; u. a. m.) sind nicht ohne neue Entdeckungen. — Die merkwürdigsten seiner philosophischen Schriften sind: Von der gelehrten Unwissenheit (de docta ignorantia libri III.), und die dazu gehörige Vertheidigung der gelehrten Unwissenheit (Apologia doctae ignorantiae); von den Wahrscheinlichkeiten (de conjecturis libri II.), und von der Weisheit (de sapientia libri III.), letztere in Gesprächsform, die aber ziemlich unbeholfen ist. Die Titel dieser Bücher sind so seltsam gewählt, daß man daraus ihren Innhalt nicht vermuthen dürfte; denn die Bücher de docta ignorantia enthalten eigentlich eine Metaphysik, und die Bücher de conjecturis eine Theorie des menschlichen Erkenntnissvermögens. Er gründet nehmlich seine Metaphysik auf die Idee der unbedingten höchsten Größe, die auch zugleich die absolute Einheit ist; da aber, nach seiner Meinung, das Mittel aller Erkenntniss durch

eine Zahl gegeben sein muss; die absolute höchste Größe sich aber über alle Zahl erhebt, so ist sie an sich unerkennbar, und deshalb nennt er die Wissenschaft, welche sich auf dieses Princip gründet, eine gelehrte Unwissenheit. Uebrigens stimmt die Metaphysik des Nicolaus von Cusa mit der neuern Identitäts-Philosophie auffallend überein. Er sagt: das unbedingt Höchste (Maximum), oder die absolute Einheit, ist Gott; die Welt ist das zusammengezogene oder endlich gewordene Maximum, und durch die verschiedenen Arten und Grade dieser Zusammenziehung entsteht die Mannichfaltigkeit der Dinge. Die merkwürdigste Anwendung, die er von seinem Systeme macht, ist die, daß er es auf die christliche Dogmatik überträgt, und die Geheimnisse der Dreieinigkeit und der Erlösung daraus zu erklären sucht. Nur wer seinen Verstand noch nicht hinlänglich von den Begriffen des Körperlichen geläutert hat, sagt er: wird nicht einsehen, daß die Einheit Gottes nothwendig zugleich eine Dreieinigkeit sein muss. Wenn wir vom menschlichen Verstande ausgehen, so liegt in der Einheit desselben das Denkende, das Gedachte und das Denken. Erheben wir uns nun von diesem zu dem Maximum (dem unendlich Denkenden), so müssen wir einsehen, daß das höchste Denkende zugleich das höchste Denkbare und das höchste Denken sein muss, und erst durch die Vorstellung dieser Dreiheit bekommen wir von der höchsten Einheit einen richtigen Begriff. Das höchste Denkende (Gott der Vater) denkt sich selbst — oder die höchste Einheit wiederholt sich selbst — es entsteht das höchste Denkbare, oder die Einheit erzeugt die Gleichheit mit sich selbst (Gott den Sohn), und zugleich entsteht die Combination der Einheit mit ihrer Gleichheit — das höchste Denken (der heilige Geist). Auch in der Welt, als dem

sinnlich wahrnehmbaren Abbilde des Ur-Maximums, zeigt sich eine solche Trinität; sie besteht nehmlich in der Materie, der Form, und dem Geiste, der alle Dinge, so wie das Ganze, belebt. — Um die Menschwerdung Gottes zu erklären, sagt er: „Die Gottheit wollte ihr Werk, den Innbegriff der Creaturen, zur Vollkommenheit erheben, und das konnte nur geschehen, wenn sie selbst Creatur wurde; sie wählte aber hierzu die Menschheit, weil diese die mittlere Stelle in der Reihe der Wesen, zwischen der niederen leblosen, vegetabilischen und thierischen, und der höheren Geister-Welt, einnimmt, und dadurch das Band ihres Zusammenhanges zum Ganzen ist; die Gottheit, die allgegenwärtig in Allem existirt, nahm also die persönliche Menschheit an. — Mit diesen Grundsätzen stimmt nun seine Erklärung des menschlichen Erkenntnissvermögens zusammen. So wie das absolute Maximum unendlich hoch über allen Zahlen und Formen steht, und daher unerkennbar ist, so kann der Mensch auch die absolute Wahrheit nie erreichen; alle menschliche Erkenntniss ist also bloß wahrscheinlich, und eine Untersuchung des menschlichen Erkenntnissvermögens ist weiter nichts, als eine Untersuchung der Art, wie diese Wahrscheinlichkeiten (Conjecturen) im menschlichen Geiste sich bilden. Daher betitelt er die Bücher, in welchen er dieses Geschäft vornimmt, von den Conjecturen. Die Anfangsgründe aller Erkenntniss sind ihm die Zahlen.

Es würde zu weitläuftig sein, das System des Nicolaus von Cusa noch weiter zu entwickeln, da sich der Charakter desselben im allgemeinen schon aus den mitgetheilten Grundzügen genügend erkennen lässt. Es herrscht darinn, wie man sieht, ein ausnehmender Scharfsinn, gepaart mit einer lebhaften Phantasie und einer ernsten Rich-

tung auf das Uebersinnliche und Göttliche. Aber bei alle dem erscheint es uns als ein verfehlter Versuch, weil es den Bedürfnissen seiner Zeit nicht angemessen war, und daher auch auf seine Zeit fast gar nicht wirkte. Der Grund davon liegt einmal in seiner dunkeln Sprache; denn wie sehr auch Nicolaus dahin eifert, daß man sich von den Gegenständen, die er darstellt, ganz reine und richtige Begriffe machen, den Geist von allen Vorstellungen der Formen befreien und alle sinnlichen Merkmale gänzlich entfernen soll, so wenig war es ihm doch selbst gelungen, sich zu der nöthigen Klarheit der Begriffe und des Ausdrucks zu erheben; zweitens aber auch in der unzweckmäßigen Tendenz des Ganzen. In einer Zeit, wo, durch den Missbrauch der Spekulation, eine so große Zerrüttung in der Philosophie und allen Wissenschaften eingerissen war, konnte dadurch keine Besserung erreicht werden, wenn man an die Stelle der befehdeten Spekulation nur eine neue stellte, die eben so wenig einen festen Boden und ein sicheres Ziel hatte, wie die alte; sondern es musste jener ausgearteten Wissenschaft für das erste nur der einfache, klare Menschenverstand, die sichere Erfahrung und die praktische Lebensweisheit entgegen gestellt werden, wie sie den Wissenschaften jener Zeit fehlte, und aus welchen erst allein wieder ein richtiges, höheres philosophisches Denken hervorgehen konnte. Von diesen dringend nothwendigen Erfordernissen aber enthielt das System des Nicolaus von Cusa, bei allen seinen sonstigen glänzenden Eigenschaften, gar nichts; was er vortrug, gründete sich auf Subtilitäten und führte zu Subtilitäten; den Fehler, welchen er den Scholastikern mit Recht vorwarf, daß sie nehmlich Gegenstände, die ganz außer den Grenzen menschlicher Vernunft lägen, zum Gegenstande philosophischer Discussionen machten, be-

ging er selbst; der einfache Menschenverstand konnte sein künstliches Lehrgebäude nicht fassen, und für praktische Lebensweisheit wurde daraus nichts gewonnen. Alles dies gereicht freilich dem gelehrten Kardinal eigentlich nicht zum Vorwurfe; denn man kann sagen, das, was hier verlangt wird, wollte er nicht geben, und fühlte sich nicht dazu berufen; auch ist sein System, gegen das Treiben der Scholastiker betrachtet, allerdings eine erfreuliche Erscheinung; aber in dem Erwähnten liegt doch ohne Zweifel der Grund, warum es, ohngeachtet des hohen Standes und großen Ruhmes seines Urhebers, auf sein Zeitalter ohne bedeutende Einwirkung blieb, und fast spurlos vorüberging. —

Nach ganz andern Grundsätzen und mit besserem Erfolg bemühte sich, fast um dieselbe Zeit, der Niederländer Johann Wessel, ein Zögling jener Schule der Chorherrn zu Zwoll, eine gesündere Philosophie aus den Werken der Alten, die er in den Ursprachen gelesen hatte, darzustellen, und zur bessern Begründung derselben, das Studium der alten Sprachen und Schriftsteller selbst unter den Teutschen zu befördern.

Die Kenntniss dieser neu erwachten Studien hatte bis um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, und etwas später, in Teutschland noch äußerst geringe Fortschritte gemacht. Eigne Lehrer derselben hatten sich hier noch nicht erhoben; die wissenschaftlichen Reisen nach Italien waren noch nicht so lebhaft in Gang gekommen, als wir einige Jahrzehente später sie wahrnehmen; nicht alle besaßen dazu Vermögen und Zeit, und nur bei wenigen war das Verlangen nach einer solchen Ausbildung geweckt worden. Auch diesem Mangel wurde nun, wenigstens für einige

Zeit, abgeholfen, denn aus Italien kamen Lehrer der schönen Wissenschaften nach Teutschland.

Hier müssen wir wieder einen Blick auf Erfurt richten, denn auf dieser Universität finden wir (was vielleicht noch keiner vor mir bemerkte) die ersten Lehrer der schönen Wissenschaften in Teutschland. Man pflegte im funfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts diese Lehrer Rhetores et Poëtae (Redner und Dichter, oder vielmehr Lehrer der Rede- und Dichtkunst) zu nennen, weil sie die Rede- und Dichtkunst, die man bisher nur als einen Anhang zur Grammatik betrachtet hatte, besonders lehrten, wobei sie jedoch vornehmlich die Werke der alten Klassiker, als die besten Muster in jenen Künsten, erklärten. In Erfurt finden wir nun schon um das Jahr 1460, als öffentlichen Lehrer der Dichtkunst, einen gewissen Petrus Luderus, dessen Herkunft jedoch unbekannt ist, und dessen Nahme sich späterhin aus der Gelehrtengeschichte ganz wieder verloren hat; und sechs Jahr später den bekannteren Jakob Publicius aus Florenz, der zu seiner Zeit für einen guten Redner und Dichter galt, und die Kenntniss der neuerwachten klassischen Literatur, mit der er in seinem Vaterlande bekannt geworden war, nach Teutschland verpflanzte. Der Erstere findet sich in der Erfurter Universitäts-Matrikel 1460, unter dem Rector Rudolf von Suthwold (der auch als Stifter eines Stipendiums bekannt geblieben ist), mit den Worten: Petrus Luderus, poësin publice professus; und zwar, ehrenthalber, unentgeltlich eingeschrieben. Der Andere ist zu Erfurt 1466 unter dem Rector Jodocus Sartoris von Herborn, als Poëseos professor, und zwar ebenfalls ob reventiam sui (aus besonderer persönlicher Hochachtung) unentgeltlich in die Matrikel eingeschrieben. Sonst

ist von seinen Lebensumständen fast gar nichts bekannt; auch seine Schriften, die übrigens von wenig Bedeutung sind, finden sich äußerst selten. Mir ist von ihm bekannt: Artis oratoriae epitome; ars epistolandi, und ars memoriae. — Daß die Bemühungen dieser Männer, — wie wenig sie auch gerade zu den Ausgezeichnetsten ihres Zeitalters gehörten, — doch nicht fruchtlos blieben, davon ist dies wohl der sicherste Beweis, daß, gleichzeitig mit ihnen, Rudolf Lange (den wir schon unter den Schülern des Thomas von Kempen kennen lernten) und Johann von Dalberg in Erfurt den Wissenschaften oblagen; zwei Männer, die unter den Wiederherstellern der Wissenschaften in Teutschland den ersten Rang einnehmen. Ohne Zweifel ist also Erfurt unter den teutschen Universitäten als die Mutter des humanistischen Studiums zu betrachten.

Um dieselbe Zeit hatte Teutschland bereits durch eine höchst wichtige, und ihm ganz eigne Erfindung, nehmlich die Buchdruckerkunst, ein neues, unschätzbares Hilfsmittel zur Erweiterung und Beförderung der Wissenschaften dargeboten. Durch diese Kunst war es erst möglich geworden, die Bücher, als die wichtigsten Hilfsmittel des Unterrichts, hinlänglich zu vervielfältigen, und allgemein zu verbreiten. Bisher hatte man sich mit Handschriften behelfen müssen, die zum Theil, besonders in den letzten Zeiten, äußerst fehlerhaft, unleserlich, und dabei doch so theuer waren, daß nur wenige Gelehrte Geld genug hatten, sich einen etwas ansehnlichen Büchervorrath anzuschaffen. Eine Sammlung von 300 Büchern galt damals schon für sehr beträchtlich, und manchmal wurde über den Kauf eines einzelnen Buches ein förmlicher Kaufkontrakt, wie über ein Haus oder einen Acker, abgeschlossen. Angehende

Studirende, die bei wenig Mitteln waren, mussten sich mit den nothdürftigsten Schulbüchern behelfen, und auch diese wohl erst sich selbst abschreiben, und daß Bücher unter den Bürgerstand verbreitet worden wären, daran war natürlich gar nicht zu denken. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde dies alles anders. In derselben Zeit und mit nicht größerer Mühe, als man vormals ein Buch abschrieb, konnten jezt viele tausend Exemplare gedruckt werden; der Abdruck war ungleich sauberer, konnte weit richtiger dargestellt werden, als die meisten der damaligen Manuscripte waren, und doch konnte man jedes einzelne Exemplar zu einem außer allem Vergleich wohlfeileren Preise liefern. Jezt war es also leicht, sich mit geringem Aufwand und ohne große Mühe die besten Bücher zu verschaffen; mit der Vervielfältigung der Bücher wuchs auch die Wissbegierde, und was vorher nur das Eigenthum Weniger war, wurde nun unter viele verbreitet. Diese Erfindung kam also den wiederauflebenden Wissenschaften trefflich zu statten.

Es herrschte damals in Teutschland Kaiser Friedrich IV. aus dem Hause Oestreich, *) der Stammvater aller, nach ihm in ununterbrochener Reihe folgenden, östreichischen Kaiser, ein Fürst, weder ohne guten Willen, noch ohne gründliche Einsichten in das Wesen der Regierungskunst,

---

*) Die meisten Schriftsteller nennen ihn zwar den Dritten, aber da, außer Friedrich I. und II. aus dem Schwäbischen Hause, auch Friedrich der Schöne, von Oestreich, Ludwigs von Baiern Mitregent (1314 — 1330), in der Reihe der teutschen Könige und Kaiser mitzurechnen ist, so haben die östreichischen Geschichtschreiber vollkommen Recht, den, von welchem hier die Rede ist, den Vierten zu nennen.

aber an Kraft und Festigkeit des Charakters dem vielfach bewegten, stürmischen Treiben seiner Zeit nicht gewachsen. Während er mit äußern Feinden vielfältig, und meistens unglücklich kämpfte, war Teutschland fast ohne Haupt; Fürsten, Ritter und Städte befehdeten einander fast unaufhörlich, das Faustrecht wurde in seiner ganzen Stärke geübt, jeder suchte sich selbst, so gut er konnte, zu schützen oder zu vergrößern, und jeder handelte nach seinem Gefallen, ohne viel nach dem Kaiser zu fragen, der in der That zuweilen gute Vorkehrungen zu treffen suchte, aber nicht im Stande war, sie durchzuführen. Hierbei war zwar das Gute, daß Friedrich keiner geistigen Entwickelung hemmend in den Weg trat, sondern vielmehr, für seine Person, die Wissenschaften liebte und begünstigte; dennoch aber wär es unbegreiflich, wie mitten in dieser Verwirrung, in diesem unaufhörlichen Gewühl von Fehden, Wegelagerungen, Empörungen und andern Unordnungen, wo kein Richter im Volke war, und jeder that was ihm gut dünkte, wie bei diesem allen die Wissenschaften so eifrig bearbeitet und so schön empor gebracht werden konnten; wenn es nicht Männer gegeben hätte, die entweder von aller Einmischung in die Welthändel gänzlich zurückgezogen, lediglich in der Wissenschaft lebten, und, im Streben nach unbeschränkter Freiheit, sich nicht einmal an einen bestimmten Aufenthaltsorte banden, so daß sie den selbst gewählten Wohnplatz alsbald verlassen konnten, wenn ihnen daselbst Gefahr oder Unruhe drohte; oder die, bei thätiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten, sich noch Freiheit des Geistes genug zu erhalten wusten, um von jenen trockneren Geschäften sich im heitern Umgange der Musen zu erholen, und in dieser Erholung Werke, der Unsterblichkeit würdig, zu begründen.

Zwei Männer sind es vorzüglich, denen zuerst der Ruhm gebührt, die Vortheile, die ihnen hoher Rang und Reichthum, verbunden mit großen Kenntnissen, darboten, zur Förderung der Wissenschaften mit Eifer und Liebe benutzt zu haben; dies war im nördlichen Teutschland Rudolf Lange, im südlichen Johann von Dalberg, die wir beide bereits, und zwar als Zöglinge der Erfurter Hochschule, genannt haben. Beide waren mit den größten Gelehrten ihrer Zeit durch vertraute Freundschaft verbunden. Während Lange sich bemühte, in Westfalen den gelehrten Schulunterricht zu verbessern, machte Dalberg die Universität Heidelberg zu einem Sitze des reineren Geschmacks und der schönen Künste, und ein vertrauter Freund von beiden, Rudolf Agricola, erst unter Thomas von Kempen, dann weiter in Italien gebildet, brachte von da zuerst die Schätze der griechischen Literatur mit nach Teutschland und verpflanzte sie diesseit der Alpen, lehrte, nach dem Beispiel der Alten, eine bessere Art des Studirens im allgemeinen, und zeigte besonders den Werth der Sprachstudien für alle Wissenschaften, nahmentlich für die Philosophie; während sein Freund Alexander Hegius, ganz in demselben Geiste, durch praktischen Jugendunterricht reichlichen Saamen ausstreute. Bald folgte darauf ein Größerer, Johann Reuchlin, der nicht nur die griechische Sprache noch weiter kultivirte, sondern auch die, bisher ganz vernachlässigten, orientalischen Sprachen in Teutschland bekannt machte, den Werth derselben für das Verständniss der Bibel zeigte, und dadurch zugleich, wie sehr auch dies bei ihm, als einem Rechtsgelehrten weltlichen Standes, auffallen musste, auf die nothwendige Verbesserung der Religionswissenschaften hinwies, überhaupt aber, an uneigennütziger, aufopfernder Liebe zu den Wissenschaf-

ten und zur Wahrheit, alle, die vor ihm gewesen waren, weit übertraf. Neben ihm suchte Jacob Wimpheling die Wissenschaften vornehmlich zur Bildung feinerer Sitten, besonders bei der Jugend, zu benutzen; noch höher aber erhob sich Conrad Celtes, der sich vorzüglich als eleganter Dichter hervorthat, durch seine Reisen viel zur Verbreitung der schönen Wissenschaften beitrug, zuerst ein gründliches Studium der Geschichte, besonders der vaterländischen, einführte, und seine weitläuftige Bekanntschaft mit gelehrten Männern zur Stiftung des ersten freien Gelehrten-Vereins in Teutschland (der Societas Rhenana) benutzte. Auf dem Grunde, welchen diese Männer bereitet hatten, baute, vielseitiger, umfassender und glücklicher als irgend einer unter seinen Zeitgenossen, Erasmus von Rotterdam fort; zwar kein vorzüglich kühner Geist, aber ein Mann, der mit so ausgebreiteter Kenntniss, wie man bisher kaum noch ein Beispiel gekannt hatte, den gebildetsten Geschmack und den feinsten kritischen Scharfsinn verband, sein Leben ausschließlich den Wissenschaften widmete, und als Schriftsteller eben so fruchtbar als klassisch erschien. Mit ihm gleichzeitig, zwar mehr im Stillen und auf einem engern Schauplatze, doch nicht ohne reichliche Frucht, suchte Johann Murmelius vorzüglich den Unterricht der Jugend zu verbessern, während Hermann Busch, unverkennbar nach dem Vorbilde des Celtes gearten, vornehmlich durch Reisen und mündlichen Vortrag im nördlichen Teutschland, Heinrich Bebel hingegen an einem festen Wohnsitz, auf einer der blühendsten Hochschulen im Süden Teutschlands, eben so durch gründliche Lehren, wie durch geschmackvolle Schriften, mitwirkten, richtigere Kenntnisse zu verbreiten, und den Geschmack zu veredeln. Eitelwolf vom Stein gab ein glänzend vor-

leuchtendes Beispiel, daß Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Thätigkeit auch mit dem ritterlichen Stande sich als eine vorzügliche Zierde desselben vertrage. Vor allen aber zeigte sich Wilibald Pirckheymer, in geistvoller und umsichtiger Benutzung aller Vortheile der günstigsten Verhältnisse, gleich groß in aufmunternder Freundschaft für die Gelehrten und in edelmüthiger Beförderung nützlicher Unternehmungen, wie in eignem unermüdlichen Wirken und Forschen.

Das Beispiel, welches diese Männer, als die vornehmsten Häupter im gesammten wissenschaftlichen Leben, so rühmlich aufstellten, blieb nicht unbenutzt, und fast in allen Fächern des menschlichen Wissens war bald ein regeres Leben, ein Erheben über das alte, geistlose Herkommen, ein Eröffnen neuer Bahnen, ein Erbeuten neuer Besitzthümer, wenn auch im Anfange nur unvollkommen und im Kleinen, zu bemerken.

Ohngeachtet nun damals die Beförderung der Wissenschaften im Allgemeinen weit mehr von gelehrten und edelgesinnten Privatmännern, als von Fürsten und Obrigkeiten ausging, so fanden sich doch auch unter Teutschlands Fürsten nicht wenige, die, obgleich noch nicht im Lichte der Wissenschaften herangebildet, doch ihren Werth erkannten, und sie mit Wort und That, theils durch Auszeichnung einzelner Gelehrter, theils durch Begünstigung größerer wissenschaftlicher Anstalten, unterstützten. Dies geschah besonders mit Lebhaftigkeit, seitdem Maximilian I. den Kaiserthron, an seines Vaters Stelle, bestiegen hatte. Ein kühner, durchdringender, scharf blickender, kräftiger Geist, wusste er wohl, was seinem teutschen Vaterlande Noth that, und mit der Kenntniss des Guten verband er

eben so viel redlichen Willen, als entschlossene Kraft und besonnenen Eifer, ihm den Eintritt ins wirkliche Leben zu bahnen. Als (1496) der von ihm gegründete ewige Landfriede die lange vermisste Ruhe nach Teutschland zurückführte, als er selbst, durch Ermahnung und Beispiel, die Fürsten auf den Werth der Wissenschaften für das Wohl des Vaterlandes und auf das Bedürfniss größerer Anstalten zu ihrer Verbreitung und Vervollkommnung hinwies, da ward auch die Vorliebe für die Wissenschaften immer reger unter den Fürsten; manche von ihnen versammelten Gelehrte in ihrer Umgebung, gründeten neue Hochschulen, und nahmen selbst an ihren Angelegenheiten den thätigsten Antheil. War nun gleich diese regere Theilnahme der Fürsten an wissenschaftlichen Angelegenheiten erst eine Folge der vermehrten Ausbreitung der Wissenschaften, und war damals für ihre Begründung nahmentlich der erste Anfang, als das schwerste, schon längst überstanden, so war doch noch so viel zu thun übrig, daß eine Vermehrung der Werkstätten wissenschaftlicher Bildung höchst erwünscht war.

Im nördlichen Teutschland war noch immer Erfurt der angesehenste Wohnsitz der Wissenschaften, obgleich aus den letzten Jahrzehenten des funfzehnten Jahrhunderts wenig genaueres über die fortschreitende Kultur der humanistischen Wissenschaften in Erfurt bekannt ist. Nach Publicius scheint Conrad Celtes einer der Ersten gewesen zu sein, der sie (1485) wieder in Anregung brachte; sein Aufenthalt in Erfurt war aber von zu kurzer Dauer, und erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts lernen wir in Maternus Pistorius von Ingweiler einen Mann nahmentlich kennen, der sich (seit 1494) das Verdienst erwarb, jene Studien in Erfurt aufs neue zu be-

gründen und ihre Fortdauer für immer zu sichern. Wenn hier in der Zwischenzeit im Stillen die Mittel zu einer edleren Geistesbildung sich neben den unfruchtbaren scholastischen Studien erhalten und ihre Freunde gefunden zu haben scheinen, so wurden sie dagegen in Leipzig und Cöln offen bekämpft; hier konnte vor dem Uebergewicht der Scholastiker kein Lehrer der humanistischen Wissenschaften aufkommen, und selbst der große Einfluss eines Grafen Hermann von Neuenaar war nicht im Stande, ihnen in Cöln ein besseres Loos zu bereiten. — Die Geschichte der übrigen nordteutschen Hochschulen liegt, in Beziehung auf unsern Gegenstand, fast ganz im Dunkel. — Heiterer war die Gestalt der Dinge im südlichen Teutschland. Während unter der Leitung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, und unter der Mitwirkung seiner gelehrten Räthe und wahren Freunde, Johanns von Dalberg und Dietrichs von Plenningen, die alte Universität Heidelberg vorzügliche Gelehrte in ihrem Schoße versammelte, und für einige Zeit gleichsam den Mittelpunkt des Strebens für höhere geistige Bildung im südlichen Teutschland darstellte, — während auch die Universität Wien sich zu einem ehrenvollen Wetteifer mit jener, unter Maximilians unmittelbarer Beschützung erhob, — gründeten die Herzoge von Baiern eine neue Hochschule zu Ingolstadt, die sich bald nach ihrer Stiftung, einige Zeit hindurch, mehrerer thätiger und kenntnissreicher Lehrer erfreute; und in einem damals noch unbedeutenden Staate bildete sich die Universität Tübingen, der unter allen teutschen Hochschulen, als einer der ersten und thätigsten Pflegerinnen gereinigter Kenntnisse, und als der Erzeugerinn großer und um die Kultur von ganz Teutschland unsterblich verdienter Männer, ein vorzüglicher und unvergesslicher Rang gebührt,

weshalb wir auch ihres Stifters und ihrer ersten Gründung hier ausführlicher gedenken.

Eberhard, Graf zu Würtemberg, ein Sohn des Grafen Ludwig zu Würtemberg, und Mechtildens, einer gebornen Pfalzgräfinn am Rhein, war am 11. December 1445 geboren. Drei Jahre vor seiner Geburt hatte eine Theilung der damaligen Grafschaft Würtemberg zwischen den beiden Brüdern Ludwig und Ulrich statt gefunden, in welcher dieser den untern Theil des Landes, mit der Hauptstadt Stutgard, jener hingegen den obern Theil, mit der Hauptstadt Tübingen, erhielt, und hier, im Jahre 1451, seinen Sohn Eberhard zum Nachfolger hatte. Diesem ward in seiner Jugend, nach den herrschenden Sitten jener Zeit, keine wissenschaftliche Bildung zu Theil; denn sein Lehrer, Johann Nauclerus, der ihm eine solche zu geben beabsichtigte, wurde daran verhindert, ihn, wie man sagte, lateinisch zu machen; denn es wär genug, wenn er seine Muttersprache lesen und schreiben könnte. Aber sein richtiger und klarer Verstand ließ ihn, als er herangewachsen war, nicht nur diese Vernachlässigung sehr bereuen, sondern erfüllte ihn überhaupt mit der innigsten Achtung für die Wissenschaften, und mit der lebhaftesten Ueberzeugung von ihrem hohen Werthe und ihrer großen Wichtigkeit für das allgemeine Beste. Nachdem er 1468 eine Ritterfahrt in das gelobte Land, damals den Stolz und höchsten Ruhm des teutschen Adels, und darauf 1469, mit Kaiser Friedrich IV., eine Reise nach Italien gemacht, und hier wahrscheinlich einige, wenigstens äußerliche, Bekanntschaft mit den dort aufgeblühten Wissenschaften und wissenschaftlichen Anstalten erworben hatte, vermählte er sich 1474 mit Bar-

bara, einer Tochter des Markgrafen Ludwig von Mantua, und gründete wenige Jahre nachher, aus reiner Liebe zu den Wissenschaften und dem allgemeinen Besten, die Universität Tübingen, ein Werk, welches ihm um so mehr zum Ruhme gereicht, als er dadurch manchen viel größeren und angesehneren Ständen des teutschen Reichs zuvorkam, während er noch nicht einmal die Fürstenwürde besaß, und nur die Hälfte des eigentlichen Würtembergschen Landes beherrschte; denn erst 1482, als sein Vetter, Graf Eberhard, der Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, durch den Münsingischen Vertrag seinem Landesantheil entsagte, ward er Herr des Ganzen, und befestigte die Einheit desselben dadurch, daß in demselben Vertrage die Untheilbarkeit des Landes und die Primogenitur-Erbfolge bestimmt wurde. In demselben Jahre machte Graf Eberhard, begleitet von einigen Gelehrten (worunter Gabriel Biel und Johann Reuchlin) eine Reise nach Rom, die auch für die Förderung der Wissenschaften nicht vergebens war. Indessen hatte seine Klugheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit ihm ein hohes Ansehen im ganzen teutschen Reiche erworben, so daß bei den wichtigsten Veranlassungen sein Rath gesucht wurde. Als Erzherzog Philipp von Oestreich im Jahre 1492 den Orden des goldnen Vließes wiederherstellte, war Eberhard einer der ersten, die er in diesen Orden aufnahm; und im Jahre 1495 erhob ihn Kaiser Maximilian I., auf dem Reichstage zu Worms, ohne sein Gesuch, aber mit allgemeinem Beifall der versammelten Reichsstände, zum ersten Herzog von Würtemberg; und so legte Eberhard I. zugleich den Grund zu der nachmaligen Größe dieses jezt Königlichen Hauses. Geachtet im Auslande, und geliebt von seinen Unterthanen, die er als ein weiser und wohlthätiger Vater beherrschte,

starb er, allgemein bedauert, schon am 24. Februar 1496. Als einst Kaiser Maximilian I. sein Grab erblickte, rief er aus: Hier liegt ein so kluger und tapferer Fürst, als ich keinen andern im Reiche gehabt; ich habe mich seines Rathes oft mit Nutzen bedient! —

Diesem Fürsten hat die Universität Tübingen, ausgezeichnet als die erste, wo gleich mit ihrer Stiftung ein besserer, freierer Geist der Wissenschaften einzog, ihre Gründung zu verdanken.*) Den Stifter unterstützte bei diesem Unternehmen besonders seine vortreffliche Mutter, die schon im Jahre 1457, bei ihrem zweiten Gemahl, Erzherzog Albert VI. von Oestreich, die Stiftung der Universität zu Freiburg im Breisgau thätig befördert hatte, und auch bei der Aufrichtung der Tübinger Hochschule nicht nur durch ihren Rath, sondern auch durch eine beträchtliche Schenkung mitwirkte. Dazu bediente er sich des Rathes erfahrner und sachverständiger Männer, besonders des berühmten Theologen Gabriel Biel und des Rechtsgelehrten Johann Nauclerus, seines ehemaligen Jugendlehrers, zu denen in der Folge besonders Johann Reuchlin hinzukam. Da die Errichtung einer neuen Universität, nach den damals herrschenden Begriffen, zunächst von dem Papste abhing, so suchte auch Graf Eberhard am päpstlichen Hofe die Erlaubniss zur Ausführung seines Vorhabens. Papst Sixtus IV. ließ nun, am 13. November 1476, eine Bulle ausfertigen, welche sich anfängt: Copiosus in

*) Den hier folgenden Angaben über den Ursprung der Universität Tübingen liegt hauptsächlich zum Grunde: A. F. Böks Geschichte der herzoglich Würtembergischen Eberhard-Carls-Universität zu Tübingen im Grundrisse. Tübing. 1774. 8. — wo auch die Urkunden, welche die Stiftung betreffen, beigefügt sind.

misericordia dominus etc. und worinn er nicht nur, auf die Bitte des Grafen Eberhard, die Errichtung der beabsichtigten neuen Universität zu Tübingen, wegen der vortheilhaften Lage und Beschaffenheit dieses Ortes, bewilligte, sondern auch erlaubte, daß mehrere unter das Patronat des Grafen gehörige Kirchen mit ihren Einkünften, nach Abzug dessen, was die Unterhaltung der nöthigen Geistlichen erforderte, zur Erhaltung der neuen Universität bestimmt, das Collegiat-Stift S. Martini zu Sindelfingen aber auf die S. Georgen-Kirche zu Tübingen übergetragen, und mit allen seinen Präbenden der Universität einverleibt werden, der Propst dieser Kirche aber jederzeit Kanzler der Universität sein sollte; auch ertheilte er der neuen Universität die Berechtigung, in allen Facultäten zu lehren, und die Doctor-, Magister-, und andere akademische Würden in der Theologie, beiden Rechten, der Medicin und den Künsten, mit den gewöhnlichen Gebräuchen zu verleihen, und bewilligte der Universität im Ganzen, so wie ihren einzelnen Mitgliedern, alle Rechte, Privilegien, Freiheiten und Begünstigungen anderer Universitäten, nahmentlich der Universität Bologna; dem Abt zu Blaubeuren und den Pröpsten zu Sindelfingen und Herrenberg trug er aber auf, die Vollziehung aller dieser Vorschriften und Beschlüsse zu besorgen. Der Abt Heinrich zu Blaubeuren veranstaltete hierauf am 5. März 1477 einen Tag zu Urach, auf welchem er die päpstliche Bulle bekannt machte, die darinn gegebenen Vorschriften ins Werk setzte, und so die Universitat wirklich begründete. Hierauf ward am 14. September desselben Jahres die Universitäts-Matrikel eröffnet, am 1. Oktober der Anfang mit den Vorlesungen gemacht, und am 9. Oktober die erste Senats-Versammlung gehalten, wobei zugleich die Universität von dem Abt Heinrich zu

Blaubeuren, als päpstlichem Commissarius, ihre Statuten, von dem Grafen Eberhard aber einen ausführlichen Freiheitsbrief über alle ihr zugestandenen Rechte und Privilegien erhielt, welchen der Stadtrath zu Tübingen mit ihm zugleich bestätigen und besiegeln musste. Im Eingange dieser Urkunde sagt der Graf: er habe, in der guten Meinung, graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unersichtlich möge geschöpft werden tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, sich auserwählt und vorgenommen, eine hohe allgemeine Schule oder Universität in seiner Stadt Tübingen zu stiften. — Der erste Rector der neuen Universität war Johann Nauclerus. — Im Jahre 1481, nachdem die Herstellung der akademischen Gebäude und anderer nöthiger Einrichtungen noch einigen Aufenthalt verursacht hatte, errichtete der Stifter der Universität, mit Zuziehung des Abtes von Blaubeuren, als päpstlichen Commissarius, des Rectors der Universität und des Propstes und Kapitels zu Tübingen, die erste förmliche Ordnung und Verfassung der Universität, worinn auch die Anzahl ihrer ordentlichen Professoren festgesetzt wurde, und zwar auf drei in der Theogie, zwei im geistlichen und zwei im weltlichen Rechte, zwei in der Medicin und vier in den Künsten. Das Jahr darauf (1482) stiftete Graf Eberhard das mit der Universität verbundene Pädagogium, theils zu einem Collegium, oder gemeinschaftlicher Wohnung für eine gewisse Anzahl von Magistern und Studirenden, wie man sie auf den ältern Universitäten für unentbehrlich hielt; theils aber auch zu einer Art von Vorschule für die Universität, wo diejenigen, die nicht etwa schon von Universitäten kamen, erst in den Sprachen und freien Künsten den nöthigen Vorbe-

reitungsunterricht erhalten sollten, ehe sie zu den eigentlichen akademischen Vorlesungen zugelassen werden durften. Diese Schule war in vier Klassen getheilt, und hatte eigne Lehrer, welche Classici genannt wurden. Die Lehrer der ersten Klasse waren zugleich Mitglieder der philosophischen Fakultät. Sie führten, nebst dem Propst und Dechant der Stiftskirche, die oberste Aufsicht übrr die Anstalt, und waren vorzüglich zur Erklärung der römischen und griechischen Klassiker angewiesen. Diese eigenthümliche und für die Zeit ihrer Stiftung höchst wohlthätige Anstalt ist besonders ein Beweis von der Anerkennung, welche der Werth des Studiums der alten Sprachen und die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Vorbereitung auf die höhern akademischen Studien, bei einsichtsvollen Männer schon gefunden hatte. — In eben dem Jahre, in welchem dies Pädagogium zu Stande kam (1482), erließ auch Papst Sixtus IV. noch ein besonderes Breve, worinn er der medicinischen Facultät zu Tübingen die Zergliederung der Körper von hingerichteten Missethätern erlaubte. — Um dieselbe Zeit traf zwar die kaum begründete Universität schon eine beträchtliche Störung, indem sie sich, wegen einer zu Tübingen ausgebrochenen Pest, in den Jahren 1482 und 1483, nach Rotenburg, Waiblingen, Dornstetten und Urach zerstreute; doch unterließ sie auch in dieser Zerrüttung nicht, ihre Beschäftigungen fortzusetzen, so weit es die Umstände erlaubten. — Nachdem nun die Universität Tübingen schon einige Jahre bestanden hatte und ein glückliches Gedeihen zeigte, gab ihr auch der Kaiser Friedrich IV. seinen Beifall zu erkennen. Die Urkunde, welche er zu Gräz am 21. Februar 1484, unter seinem großen und prachtvollen Majestätssiegel, zu diesem Behuf ausstellte, ist um so merkwürdiger, da kaiserliche Bestätigungen neu errichteter Uni-

versitäten damals weder gewöhnlich noch nöthig waren, also die seinige lediglich als ein Beweis seiner unaufgeforderten Theilnahme und Zuneigung zu betrachten ist. Indem er darinn erklärt, daß er die Veranstaltung des Grafen von Würtemberg nicht nur für dessen Unterthanen, sondern für das ganze Römische Reich nützlich und heilsam achte, und daher einen immer zahlreicheren Zufluss von Studirenden zu derselben zu befördern wünsche, bestätigt er der Universität insbesondere die uneingeschränkte Freiheit, die kaiserlichen und alle andern im Römischen Reiche angenommenen Rechte und Gesetze zu lehren und zu lernen, und in diesem Studium akademische Würden zu ertheilen, mit der Bestimmung, daß diejenigen, welche sich mit diesen Gegenständen als Lehrende oder Lernende beschäftigten, gleiche Rechte, Freiheiten und Ehren, wie sie auf andern hohen Schulen im Römischen Reiche gebräuchlich, genießen sollten.

Eine Buchdruckerei musste Tübingen, ohngeachtet die Universität bereits nach der Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst gestiftet war, noch lange Zeit entbehren, denn erst im Jahre 1498 verlegte Johann Othmar, ein Reutlingischer Bürger, der schon 1488 Gabriel Biels Lectura super canone missae gedruckt hatte, seine Druckerei von Reutlingen nach Tübingen, und Conrad Summenharts Leichenrede auf Herzog Eberhard I., war eins der ersten in Tübingen gedruckten Bücher. *)

*) Oratio funebris et luctuosa, per Magistrum Cunradum Summenhart de Calw, Sacrae Theol. Professorem, habita ad universitatem Tubing. in officio exequiarum, quod eadem universitas pro illustri principe Domino Eberhardo, primo Duce in Wurtemberg et Teck, tanquam suo

Die Universität Tübingen erhielt unmittelbar nach ihrem ersten Auftreten vortreffliche Lehrer in allen Fächern. Zwar folgte sie auch der auf den Universitäten noch immer vorherrschenden Richtung; denn durch den berühmten Scholastiker Gabriel Biel, den wir bereits kennen gelernt haben, und durch seinen Collegen, den eifrigen Scotisten Paul Scriptoris, wurde der Scholasticismus in seinem ganzen Umfange eingeführt; die scholastische Philosophie erschien als die Krone der Wissenschaften, und die unfruchtbaren Streitigkeiten der Nominalisten und Realisten wurden über ein halbes Jahrhundert auch hier noch unterhalten. Da von den beiden oben genannten Männern der eine zur Partei der Nominalisten, der andere zur Partei der Realisten gehörte, so theilte sich diese Spaltung auch den Schülern mit, pflanzte sich in die folgenden Zeiten nicht allein fort, sondern nahm immer mehr überhand, und veranlasste nicht nur die leidenschaftlichsten Disputationen, sondern manchmal sogar thätliche Kämpfe, welche die ganze Universität mit dem Untergange bedrohten. *) Erst mit der Reformation (im Jahre 1536) wurde diesen Streitigkeiten ein Ende gemacht. Schönere, wahrhaft nützliche Kenntnisse mussten daher nicht selten von solchen eitlen Spitzfindigkeiten verdrängt werden. Dagegen gab es aber unter den tübingischen Gelehrten viele Männer, die durch gründliche Kenntnisse, durch Eifer für Wahrheit und durch auf-

---

patrono et fundatore, VII. Idus Martii a. C. MCCCCXCVI. pie peregit etc. — Impressa in oppido Tubingensi per Magistrum Johannem Othmar. A. C. MCCCCXCVIII. — 4.

*) Camerarius, in vita Melanchthonis, pag. 21.

geklärteres Denken, in ihrem Kreise ein helleres Licht anzündeten, und die Verbreitung eines bessern Geschmacks und eines gemeinnützigern Wissens bewirkten. Selbst der obengenannte Paul Scriptoris ist von diesen Männern nicht auszuschließen. Er war aus der ehemaligen freien Reichsstadt Weil in Schwaben gebürtig, trat in den Franciscaner-Orden, studirte auf der Universität Paris, und kam dann nach Tübingen, wo er Guardian seines Klosters und Lehrer bei der Universität wurde. In seiner Philosophie und Theologie hielt er sich zwar fest an die Lehrsätze des Scotus, und stand von dieser Seite dem Fortschreiten der Wissenschaften um so mehr im Wege, je mehr er durch sein persönliches Ansehen auf seine zahlreichen Zuhörer wirkte; aber er hatte nichts desto weniger auch in der Mathematik und in den alten Sprachen gute Fortschritte gemacht, und diese Kenntnisse, die er sich ohne Zuthun eines Lehrers angeeignet hatte, machten ihn zu einem wahrhaft nützlichen Manne. Bei seinen Vorlesungen über die Kosmographie des Ptolemäus waren fast alle tübingische Lehrer seine Zuhörer; auch hielt er Vorlesungen über den Euklides. Er war nicht nur der griechischen, sondern auch der hebräischen Sprache, wiewohl nicht in vorzüglichem Grade, kundig. Von einer Reise, die er mit seinem vertrautesten Schüler, Conrad Pellicanus, gemacht, und auf welcher er besonders seine Neigung zu diesen Sprachen zu befriedigen gesucht hatte, brachte er einen hebräischen Codex mit nach Tübingen, der hier, als die größte Seltenheit, allgemeines Aufsehen machte. — Als ein geschätzter Redner, predigte er oft und bei den feierlichsten Gelegenheiten; aber die Freimüthigkeit, mit welcher er hier sprach, machte ihm Feinde; er ward bei dem Provincial seines Ordens angeklagt, und endlich sei-

nes Amtes entsetzt. Nach verschiedenen widrigen Schicksalen und Reisen öffnete sich ihm die Aussicht zu einem Lehramt in Toulouse; aber im Begriff dahin zu reisen, starb er unterwegs, im Jahre 1502, im Kloster Kaisersberg in der Schweiz. Unter seinen Schriften befindet sich ein Kommentar über die Sentenzen, und ein Lehrbuch der Logik. — Noch mehr praktisches Verdienst hatte Conrad Summenhart aus Calw, welcher ebenfalls in Paris studirt hatte, und zu Tübingen seit 1478 die freien Künste, seit 1484 aber Theologie lehrte. Er war zwar in der Theologie und Philosophie seiner Zeiten wohl unterrichtet, aber ein Feind aller scholastischen Zänkereien, indem er vielmehr das Praktische, was im Leben anwendbar ist und das Herz veredelt, hervorhob; und wenn er, nothgedrungen, sich in die herrschenden Streitigkeiten mischen musste, rief er oft aus: Wer wird mich Unglücklichen doch endlich von dieser streitsüchtigen Theologie befreien? — Er hatte sich auch in der, zu seiner Zeit noch höchst seltenen, hebräischen Sprache einige Kenntniss erworben. Der Werth seiner Gelehrsamkeit wurde durch die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens sehr erhöhet, und er genoss deshalb allgemeine Hochachtung. Unter seinen Schülern hat ihm besonders der berühmte Johann von Staupitz Ehre gemacht. Seine Schriften bestehen, außer der schon erwähnten Rede auf Herzog Eberhard I., in mehreren einzelnen Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie, der Theologie und des kanonischen Rechts. — Von dem berühmten Rechtsgelehrten und Vater der neuern Geschichtschreibung, Ludwig Nauclerus, so wie von den ersten eigentlichen Lehrern der alten Sprachen zu Tübingen, werden wir in der Folge noch Gelegenheit finden, mit mehrerem zu sprechen. —

Bei allen diesen Vorzügen und günstigen Umständen, deren sich die damaligen alten und neuen Universitäten erfreuten, ist es indessen doch auffallend, daß von allen jenen so bedeutenden Fortschritten der Wissenschaften, die wenigsten ursprünglich auf den Universitäten gemacht wurden, oder ihnen frühzeitig und bleibend zu Gute kamen; denn selbst das Wirken Dalbergs und seiner Genossen zu Heidelberg war im Ganzen nur eine vorübergehende Erscheinung. Die Ursachen hiervon sind in den damaligen Zeitverhältnissen ohne Mühe zu finden. Auf der einen Seite waren die meisten der oben genannten eifrigen Arbeiter im Felde der Wissenschaften zu freisinnig, als daß ihnen das beschränkende Formenwesen der damaligen Universitäten hätte zusagen können; zum Theil versahen sie es aber auch darinn, daß sie, selbst an unentbehrliche Formen, zu wenig sich binden wollten, und nicht dahin strebten, die Gegenstände ihres Fleißes mit denen, die man bisher zu lehren gewohnt war, allmählich zu verschmelzen, und diese dadurch ohne einen auffallenden Kampf zu verbessern, sondern vielmehr das Neue, was sie für gut erkannten, plötzlich und unvorbereitet, mit allzu offen erklärter Geringschätzung und gänzlicher Verwerfung des Alten, gleichsam eindrängten, und dadurch die ältern Lehrer und ihre Anhänger gegen sich erbitterten. Auf der andern Seite waren aber auch die meisten Lehrer an den damaligen Universitäten so sehr in ihrem gewohnten Formenwesen erstarrt, daß sie weder Fähigkeit noch Willen hatten, sich mit den neuen Veränderungen und Fortschritten der Wissenschaften bekannt zu machen, und, was die nothwendige Folge davon gewesen wär, wie sie auch selbst fühlen mochten, den größten Theil ihrer bisherigen angestaunten Gelehrsamkeit, als unnütz, aufzuopfern. In einigen Fällen kam nun noch

offenbar böser Wille und persönlicher Haſſ der Anhänger des Alten gegen die Begründer des Neuen hinzu. Besonders aber sahen die meisten Geistlichen, vorzüglich die in den Klöstern, den Umschwung der Wissenschaften höchst ungern. Erstlich stand ihre Theologie, die sie gern für unfehlbar erklärten, mit ihrer Philosophie in der engsten Verbindung, und musste mit dieser stehen und fallen; zweitens konnte es nicht ausbleiben, daß durch die Verbesserung der Sprachstudien viele Fehler, die sie bisher in der Erklärung der Bibel und Kirchenväter begangen hatten, aufgedeckt wurden, wodurch ihre behauptete Unfehlbarkeit gleichfalls einen tödlichen Stoß erlitt; drittens, je mehr die Aufklärung in Sprachen und Wissenschaften sich verbreitete, besonders seitdem auch Männer weltlichen Standes, wie Reuchlin, anfingen, sich näher um die theologischen Wissenschaften zu bekümmern, um so mehr wurde auch die bisherige Unwissenheit so vieler Glieder des geistlichen Standes immer deutlicher erkannt, und das Urtheil über ihre geistige und sittliche Unwürdigkeit immer freier und schärfer; durch dies alles aber wurde ihr Ansehen sehr geschwächt, ihr Einfluss vermindert; und sie ahneten wohl, wohin das in der Folge weiter führen konnte. So entstand also, anstatt der gehofften allgemeinen Verbesserung der Wissenschaften, ein langer Parteikampf, in welchem sich erst nach vielfältigen schweren Anfechtungen und drohenden Gefahren, der Sieg endlich für das Gute vollkommen erklärte. Dieser Kampf war es, in welchem vor allen der heldenmüthige Jüngling Ulrich von Hutten, der mit gleicher Kraft und Gewandtheit das Schwerd wie die Feder zu führen verstand, sich den unverwelklichen Lorbeer erkämpfte.

Während es nun in diesem Kampfe den neu aufblühenden Wissenschaften schwer fiel, sich auf den Universitäten

schon frühzeitig einen bleibenden Wohnsitz zu erringen, gelang es ihnen desto mehr, sich auf einzelnen niedern Schulen zu befestigen, und von hier aus zu verbreiten. Dieses Verdienst erwarben sich besonders die Schulen einiger Collegiat-Stifter im nördlichen Teutschland, welchen die Schule des Hochstifts Münster, unter Rudolf Langens umsichtiger und kraftvoller Leitung, mit rühmlichem Beispiel voranging. Die Wirksamkeit dieser Schulen war zwar darum weniger beschränkt, als bei den Universitäten, weil sie größtentheils nur von einzelnen Männern ausging, die, wenn sie auch mit ihren Umgebungen manche Kämpfe zu bestehen hatten, doch wenigstens innerhalb ihres nächsten Wirkungskreises keinen feindlichen Gegensatz fanden; aber eben darum, weil ihr Charakter und ihre Blüthe meistens auf der Persönlichkeit einzelner Männer beruhte, waren sie auch so schwankend und vergänglich, und manche schöne Frucht wurde, bei der veränderlichen Beschaffenheit jener Zeiten, entweder schon vor der Reife zerstört, oder bald nach ihrer völligen Entwickelung wieder vernichtet. — Auch die größeren Städte suchten gute Schulen in ihrer Mitte zu gründen, und bei dem Freiheitssinne, der sich in ihnen regte, war von dem glücklichen Gedeihen solcher Schulen nicht wenig zu erwarten. Aber meistens lenkten bürgerliche Unruhen und politische Streitigkeiten, welche damals fast überall obwalteten, die Aufmerksamkeit der städtischen Obrigkeiten zu früh von jenen heilsamen Unternehmungen ab, und so musste auch hier manche gute, viel versprechende Anstalt im Keime wieder ersticken. — Ein anderes Verdienst erwarben sich, besonders im Anfange, einzelne Lehrer der schönen Wissenschaften dadurch, daß sie auf ihre eigne Hand Schulen anlegten, wo dann fähige und wissbegierige Jünglinge ihren Unterricht benutzten. Von

dieser Art war unter andern die Schule des Hegius zu Deventer, und Dringenbergs Schule zu Schlettstadt, aus welchen beiden eine Reihe der vorzüglichsten Männer hervorging.

Die Ansicht dieser Privat-Schulen, die, wenn auch, ihrer Natur nach, nicht von dauernder Existenz, doch von ausgebreitetem Nutzen waren, führt uns wieder auf die schon oben ausgesprochene Bemerkung zurück, daß überhaupt, in den frühern Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, das meiste und wichtigste, was in dieser Hinsicht geleistet wurde, von der Wirksamkeit einzelner Gelehrten ausging. Daß aber diese Wirksamkeit nicht ganz vereinzelt dastand, sondern sich doch wenigstens einigermaßen sammelte und concentrirte, dies war das Werk der persönlichen freundschaftlichen Verhältnisse, die zwischen vielen jener gelehrten Männer so glücklich bestanden. Dieses freundschaftliche Verhältniss bedingte nicht nur eine gleichmäßige Theilnahme an allen allgemeinen frohen und traurigen Begegnissen, und zwar vorzugsweise an denen, welche sich auf das wissenschaftliche Leben bezogen; sondern auch eine Mittheilung aller von dem Einzelnen gemachten Fortschritte, aller aufgefassten neuen Ansichten und Bemerkungen, aller entworfenen oder ausgeführten Unternehmungen und aller bestandenen Kämpfe. Daraus entstand nun ein eben so lebhafter und herzlicher als innhaltreicher Briefwechsel, dessen Reliquien für uns noch immer von der höchsten Wichtigkeit sind, indem sie uns über den Zustand des geselligen und wissenschaftlichen Lebens in Teutschland, über die Gesinnungen und Schicksale der vorzüglichsten Männer jener Zeit, über ihre Ansichten und Bemühungen, und über die zu ihrer Zeit gangbaren und durch sie weiter ausgebildeten Kenntnisse, eben so ange-

nehm als gründlich belehren. Wie nun dieser Briefwechsel zu jener Zeit schon als ein wesentliches Beförderungsmittel der Wissenschaften zu betrachten war, so gilt dasselbe auch von den öfteren Reisen der damaligen Gelehrten. Viele von ihnen fesselten sich gar nicht an einen bestimmten Wohnort, sondern führten eine lange Reihe von Jahren hindurch ein wanderndes Leben, wodurch sie eine noch engere Verbindung der zerstreut lebenden Gelehrten unterhielten, und an vielen Orten zur weitern Verbreitung der Wissenschaften, wenn auch eben nicht zu ihrer Befestigung, wirkten. Andere, die sich zu einem bestimmten Amt und Wohnplatze bequemten, fanden doch darinn ein besonderes Glück, wenn sie sich dann und wann von ihren gewöhnlichen Geschäften losreißen konnten, um einen oder den andern der gleichzeitigen, großen, von ihnen entfernt lebenden Gelehrten zu besuchen. Dieses geistige Band, welches die Beförderer und Freunde der Wissenschaften unsichtbar vereinte, versinnlichte sich dann auch wohl durch geschlossene Vereine der Gelehrten, in denen sie sich auch durch äußerlich festgesetzte Formen zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit nach gewissen Grundsätzen verbanden. Die durch Conrad Celtes gestiftete und durch ganz Teutschland verbreitete rheinische Gesellschaft, nach welcher sich bald eine ähnliche an der Donau bildete, gab hiervon das erste und glänzendste Beispiel, und noch später entstanden an verschiedenen Orten ähnliche Vereine, deren Andenken sich aber zum Theil verloren hat, weil sie ihre Wirksamkeit mehr durch eigne Vervollkommnung und freundschaftliche Unterhaltung ihrer Mitglieder, als durch eine nach außen gerichtete Thätigkeit übten.

Es ist nun leicht einzusehen, wie sehr es, bei dieser löblichen, aber in ihrem Ziel und ihrer Dauer zu wenig

gesicherten Thätigkeit einzelner Gelehrten immer noch wünschenswerth blieb, einen festen und ruhigen Sammelplatz der Wissenschaften zu finden, wo man diese mit Benutzung aller neuen Fortschritte, in Eintracht und allgemeinem Streben nach dem Wahren und Besseren, lehrte, und gegen alle Angriffe von außen eben so sehr wie gegen die Zufälligkeiten, welche so oft das Streben und Wirken einzelner Männer vereitelten, bewahrte. Nach dem damaligen Stande der wissenschaftlichen Verhältnisse konnte dies nur auf einer angesehenen Hochschule geschehen; aber wir haben uns auch schon oben von den Gründen überzeugt, warum keine der damals bestehenden Hochschulen hierzu vollkommen geschickt war. Sollte sich ein fester Verein gleichgesinnter, thätig für das Bessere durch Wort und Lehre wirkender Männer, unangefochten von Widerspruch, Neid und Eifersucht, auf einer Universität gestalten, und überhaupt ein neuer, besserer Geist im Universitätsleben erwachen, so war dazu eine ganz neue, gar nicht von den alten Unreinigkeiten angesteckte Hochschule nothwendig, und diese sah der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aufkeimen; denn der Universität Wittenberg, der Schöpfung Friedrichs des Weisen, (gestiftet 1502) war es vorbehalten, durch Vollendung des großen Gebäudes, zu welchem alle bisherige Vorarbeiten dienten, sich selbst in den Jahrbüchern der Wissenschaft und der gesammten höheren Bildung der Menschheit ein unvergängliches Gedächtniss zu begründen. —

Drei Dinge fehlten hauptsächlich noch, um aus der neu erwachten Morgenröthe den hellen Tag vollends herbeizuführen. Zuerst musste gleichzeitig mit der Bildung der Gelehrten auch die Erziehung des Volks verbessert, — sodann die Verbesserung der gelehrten Bildung selbst vornehm-

lich auf die Religionswissenschaften ausgedehnt, — und endlich die teutsche Muttersprache zu einer geschmackvollen und schriftmäßigen Ausbildung gefördert werden. Die beiden ersten Zwecke waren, so wie die Mittel, welche zu ihnen führen konnten, auf das innigste vereinigt; denn wer hatte mehr Beruf, und durch eine lange Gewohnheit mehr Recht, an der Volksbildung zu arbeiten, als die Lehrer der Religion? und welcher Gegenstand war für den Volksunterricht wichtiger und einflussreicher, als die Religion? — Der dritte aber war nicht weniger wichtig; denn es lässt sich ohne Vermittelung der Muttersprache überhaupt keine ächt volksthümliche Bildung, weder bei Gelehrten noch bei Ungelehrten denken, und doch kann nur eine wahrhaft volksthümliche Bildung auf tiefere Begründung im Volke, und daher auf glücklichen Fortgang und feste Dauer rechnen. — Für alle diese Gegenstände war aber, bei allen bisherigen Fortschritten im Reiche der Wissenschaften, doch noch sehr wenig geleistet worden. Die großen Männer, welche wir hier in vorzüglicher Thätigkeit erblikken, dürfen wir wegen dieser Versäumniss nicht anklagen; denn nicht alle können wir alles. Sie wurden, theils durch die Richtung, welche ihre Studien nahmen, theils durch ihre vereinzelte Stellung, theils auch durch andere Geschäfte, in denen sie verwickelt waren, davon abgehalten, ihr Augenmerk auf die Bildung des Bürgerstandes zu richten; ja, es lässt sich auch wohl nicht ganz ableugnen, daß manche unter ihnen, bei aller Erweiterung und Berichtigung ihrer Kenntnisse, doch noch zu sehr in den herrschenden Vorurtheilen befangen waren, um es nicht unter ihrer Würde zu halten, sich auch um die geistigen Bedürfnisse der Ungelehrten oder der ersten Anfänger zu bekümmern; und auch da, wo es Schulen gab, welche man

mit Recht zu den besseren rechnen konnte, waren die Begriffe über das, was eigentlich der Jugend gelehrt werden müsse, und über den nothwendigen Unterschied in der Bildung der Jugend, nach Maßgabe ihrer künftigen Lebensbestimmung, noch nicht hinlänglich gereinigt; der Unterricht war zu einseitig auf bloße gelehrte Bildung berechnet, und bot dem, der sich nicht eigentlich den Wissenschaften widmen wollte, neben einer Menge Kenntnisse, die für sein künftiges Leben ganz fruchtlos waren, fast gar nichts, was ihn in Hinsicht auf seine Bestimmung ansprach; denn man lehrte nur die alten Sprachen, zwar etwas besser und nutzbarer als vormals, aber auch fast ausschließlich; und selbst für die Bildung des künftigen Gelehrten wurde noch zu wenig eine methodische Stufenfolge beobachtet. Die weit größere Zahl der Schulen blieb aber noch immer den Mönchen überlassen, die, mit wenigen Ausnahmen, von ihrem alten Herkommen nicht abwichen, sondern daran nur um so fester hingen, je mehr sie es von außen bedroht und gefährdet sahen. — Die teutsche Sprache wurde zwar häufig zu Schriften gebraucht; es wurden sogar die Bibel und Werke der Klassiker in sie übersetzt, aber meistens eben so sehr ohne Sprach- und Sachkenntniß, als ohne Geschmack und Würde; denn gerade die Männer, welche durch ihre Geistesbildung am meisten dazu berechtigt waren, schrieben in teutscher Sprache nur wenig und ungern, und gefielen sich mehr im Lateinischen, denn in dieser Sprache glaubten sie sich den von ihnen so hoch verehrten Klassikern um so mehr zu nähern; oder ihre für Sprachbildung wahrhaft ergiebigen Werke fanden keinen bedeutenden Wirkungskreis, ja sie wurden wohl nicht einmal bekannt, und blieben lange ungenutzt in den Bibliotheken verschlossen. Die Nahmen

eines Dietrich von Plenningen und Johann von Staupitz (auch in anderer Hinsicht unvergesslich) können freilich hier mit Ehren genannt werden; aber was sie leisteten war doch nicht von durchgreifender Wirkung. — Was endlich den Verfall der Religion betraf, so fehlte es zwar, auch nach den oben schon ausführlicher Erwähnten, nicht an muthigen und einsichtsvollen Männern, welche darüber öffentlich sprachen; aber ihre Angriffe waren meistens entweder nur gegen die äußeren Formen des Kirchenwesens und die politischen Verhältnisse der Geistlichkeit gerichtet, ohne den innern Zustand und den wahren Zweck der Religion vorzugsweise ins Auge zu fassen; oder sie gingen dabei mit einem gewissen leichtfertigen Spott zu Werke, der die Gegner noch mehr erbittern, und überdies die Achtung vor der Religion selbst, welche durch Verbesserung des Kirchenthums vermehrt werden sollte, nur noch mehr vermindern, mithin die Theilnahme an religiösen Angelegenheiten schwächen, und die nothwendigen Verbesserungen immer weiter hinausschieben musste; und diejenigen endlich, welche diesen Abweg vermieden, und mit gebührendem Ernst über so ernste Gegenstände sprachen, berührten fast nur gelegentlich einzelne Gegenstände, entweder nach Art der gelehrten Streitfragen, oder in Gestalt frommer Wünsche, ohne den tieferen Grund zu erfassen, und zur Ausführung selbst Hand anzulegen. Indessen häuften sich doch nach und nach diese Anregungen; die Aufmerksamkeit auf die Mängel der Religion und Kirche wurde dadurch immer gespannter, und die Sehnsucht nach ihrer Abstellung immer allgemeiner; bis endlich, unter solchen Vorbereitungen, der rechte Zeitpunkt herbeikam. Da, als man es am wenigsten erwartete, und mancher vielleicht die im Stillen gehegte Hoffnung schon aufgegeben hatte, trat

mit einmal der Mann aus dem Dunkel hervor, der alle jene Missverständnisse glücklich zu lösen, der teutschen Sprache einen höhern Aufschwung zu geben, das Volk zu einer bessern Geistesbildung und wahren Aufklärung hinzuleiten, und dem großen Werke der Wiederherstellung der Wissenschaften, durch die Wiederherstellung eines gereinigtern Christenthums, gleichsam den Schlusstein einzufügen bestimmt war; — Luther betrat seinen erhabenen Schauplatz.

Geschichte
des
Wiederaufblühens
wissenschaftlicher Bildung,
vornehmlich in Teutschland
bis zum Anfange der Reformation.

Zweiter Theil.

Lebensbeschreibungen der Männer, welche die Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland vornehmlich bewirkten.

(Erste Abtheilung.)

Digitized by Google

Zweiter Theil.

Lebensbeschreibungen der Männer, welche die Wiederherstellung der Wissenschaften in Teutschland vornehmlich bewirkten.

1. Johann Wessel. *)

Johann Wessel, auch, nach einer griechischen Umgestaltung seines Nahmens, Basilius, nach seinem Vater, Hermanni, und nach seinem Geburtsort, einem Dorfe bei Gröningen, Gansfort genannt, war im Jahre 1419 von angesehenen Aeltern geboren, die er aber frühzeitig verlor, worauf ihn eine Verwandte seiner Mutter, in Gröningen, erziehen ließ. Seine erste wissenschaftliche Bildung empfing er in dem Collegium der Augustiner-Chorherrn zu Zwoll, wo damals Thomas von Kempen lebte

*) Ich habe mich bemüht, die schwankenden und zum Theil widersprechenden Nachrichten von diesem merkwürdigen Manne, die man bei Adam, Bayle, Brucker, Hamberger u. A. findet, in dieser Lebensbeschreibung möglichst in Ordnung zu bringen. Unbenutzte Quellen waren mir dabei, leider, nicht zugänglich.

und lehrte, so daß er ohne Zweifel mit diesem bekannt wurde, wenn es auch nicht ausgemacht ist, ob er gerade ihn selbst zum Lehrer hatte. Durch den Unterricht, der ihm hier, besser als es die herrschende Gewohnheit jener Zeiten mit sich brachte, zu Theil werden konnte, wurden seine natürlich guten Anlagen geweckt, und er wurde mit den reineren Quellen der alten Literatur bekannt gemacht. Durch diese Bekanntschaft erhielt sein ganzes folgendes Leben die bestimmende Richtung; denn als er das Collegium verließ, und die Universität Cöln bezog, wurde er hier zwar mit der damals herrschenden Philosophie bekannt, aber diese stand mit seinen bisher eingesammelten Kenntnissen und mit den bisher gewohnten Beschäftigungen seines Geistes in so auffallendem Widerspruche, daß er bald den größten Widerwillen dagegen empfand, und sich nach einer bessern, mit seinen früher empfangenen Eindrücken mehr übereinstimmenden Grundlage seines Denkens umsah. Da ihm diese nun noch auf keiner teutschen Universität geboten werden konnte, so ging er nach Italien, wurde hier mit dem Cardinal Bessarion (von dem er den Nahmen Basilius erhielt) und andern ausgewanderten gelehrten Griechen bekannt, und lernte durch diese nicht nur die griechische Sprache, welche damals noch keiner in Teutschland lehren konnte, sondern auch die wahre griechische Philosophie, aus den Schriften des Platon und Aristoteles, die er nun in der Ursprache lesen konnte. — Daß er, wie einige seiner Biographen vorgeben, nach Griechenland selbst gereist, und dort mit der griechischen Literatur bekannt geworden sei, ist unter den bekannten damaligen Zeitverhältnissen, wo die griechischen Gelehrten ihr Vaterland verließen, nicht glaublich; es hätte ihm auch in der That wenig genützt, da der bessere Theil Griechenlands

wirklich schon nach Italien verpflanzt war. — Hier fand Wessel auch Gelegenheit, die hebräische und andere orientalische Sprachen zu erlernen, in welchen er Juden zu Lehrern gehabt haben soll. — Damals machte er auch die Bekanntschaft des nachherigen Papstes Sixtus IV. (vorher Franciscus Roverius genannt), der in seinen jüngern Jahren sich eifrig mit den Wissenschaften beschäftigte, und verschiedene italienische Universitäten, sowohl des Lernens, als des Lehrens wegen, besuchte. Daß Wessel mit diesem nach Teutschland gereist sei, und das Concilium zu Basel besucht habe,*) ist an sich nicht ganz unwahrscheinlich, obgleich die bestimmteren Nachrichten darüber fehlen; doch kann es, der Zeit nach, wohl nicht eher, als gegen das Ende des Conciliums (gegen 1447) geschehen sein.

Ueber Wessels spätern Lebensumstände herrscht viel Dunkel und Ungewissheit; doch ist es wahrscheinlich, daß er an mehrern Orten als Lehrer auftrat, aber nirgends ein festes Lehramt annahm, sondern, wie viele Gelehrte des funfzehnten Jahrhunderts, ein wanderndes Leben führte. Zuerst scheint er sich, nach seiner Rückkehr aus Italien, nach Heidelberg begeben zu haben. Hier suchte er die theologische Doctorwürde zu erlangen, sie ward ihm aber aus dem Grunde verweigert, weil er noch nicht Priester war. Wir finden ihn hierauf abermals zu Cöln, wo er Doctor der Theologie wurde, so daß er also entweder inzwischen die Priesterwürde erlangt, oder die Universität Cöln jenes Statut, welches ihm in Heidelberg hinderlich war, nicht gehabt haben muss; und später zu Löwen. Nach einigen Nachrichten soll er sich so ausgebreitete Kennt-

*) Emmius, effig. et vit. profess. Groening. pag. 12.

nisse zu eigen gemacht haben, daß er auch die Doctorwürde in allen übrigen Facultäten erhielt; doch ist es nicht bekannt, wo und zu welcher Zeit er diese Würden angenommen. Die längste Zeit seines Lehrerlebens scheint er außerhalb Teutschlands, nehmlich auf der Universität Paris zugebracht zu haben. Hier lernten ihn Rudolf Agricola und Johann Reuchlin, als Jünglinge, kennen, und genossen seinen Unterricht. Er fand nicht nur als Lehrer großen Beifall, sondern disputirte auch fleißig, aber nicht, wie es vor ihm gewöhnlich war, bloß in leeren Wortstreitigkeiten, sondern mit ächtem, gründlichem Eifer für die Wahrheit, und mit durchdringendem Scharfsinn.

Von Paris begab sich Wessel wieder auf einige Zeit nach Rom, wo er seinen Jugendfreund, Franz Roverius, als Kardinal wiederfand. Während derselben Zeit geschah es (1471), daß der letztere zum Papst erwählt wurde, wo er den Nahmen Sixtus IV. annahm. Wessel stattete ihm seinen Glückwunsch ab, und der neue Papst stellte ihm frei, sich ein Geschenk nach eigner Wahl zu erbitten. Der Papst hatte ihm irgend eine einträgliche geistliche Würde zugedacht, und rechnete darauf, daß seine Bitte dahin gehen werde; allein Wessel erbat sich nichts als eine hebräische und eine griechische Bibel aus der Vaticanischen Bibliothek. Als nun der Papst diese Bitte allzu bescheiden fand, und ihn fragte, warum er nicht lieber ein Bisthum oder eine Abtei verlangte? antwortete Wessel: Weil ich deren nicht bedarf! — Ohngeachtet der persönlichen Zuneigung des Papstes, sah er sich doch in Rom Verfolgungen ausgesetzt, und kehrte daher nach Paris zurück.

Wenn wir auch nur auf Wessels Sprachkenntnisse sehen, so ist es einleuchtend, daß er hierinn alle, die vor ihm

in Teutschland gelebt hatten, übertraf, so wie er an Scharfsinn und gründlichem Denken weit über seine Zeitgenossen hervorragte. Daß er dabei von vielen herrschenden Meinungen abwich, ist leicht zu erachten, und während ihn daher seine Freunde und Verehrer das Licht der Welt (lux mundi) nannten, hieß er bei seinen Feinden nur der Meister im Widersprechen (magister contradictionum). In der Philosophie schätzte er am meisten den Platon, und rühmte von diesem besonders, daß seine Philosophie erhabener sei und dem Christenthume näher komme, als die des Aristoteles. Indessen hatte er sich auch mit dem Aristoteles genau bekannt gemacht, und die Werke desselben, vielleicht als der einzige seiner Zeit in Teutschland, in der Grundsprache gelesen. Daher sagte er auch oft: er habe sich unbeschreiblich gewundert, so vieles im Urtexte des Aristoteles ganz anders zu finden, als er es von den Lehrern auf Universitäten zuvor gehört hatte. Dabei hielt er auf eignes Denken, ohne sich an die herrschenden großen Nahmen zu kehren, vor deren allein geltendem Gewicht sich damals alles freie Nachdenken zurückzog. Wenn ihn, bei einer Disputation, jemand durch die bloße Autorität eines Thomas von Aquino, oder eines andern der sogenannten großen Lehrer, zu widerlegen suchte, so antwortete er: Thomas war ein Doctor; nun gut; auch ich bin Doctor; aber Thomas verstand kaum lateinisch, und konnte nur eine Sprache; ich bin in drei Hauptsprachen bewandert; Thomas hatte kaum den Schatten des Aristoteles gesehen; ich habe den Aristoteles griechisch und unter den Griechen selbst gelesen! *) — Bei diesen Ansichten ist es um so uner-

*) Aus diesen eignen Worten Wessels hat man seinen Aufenthalt in Griechenland beweisen wollen; es ist aber keinem

warteter und trauriger, daß Wessel sich gleichwohl in die zu seiner Zeit herrschenden, eben so trocknen als unfruchtbaren Streitigkeiten der Philosophen einließ, viele, besser zu benutzende, Zeit darauf verwandte, und durch seine Theilnahme der scholastischen Philosophie, die er anfangs bekämpfen wollte, nur noch mehr Nahrung gab. — Auch in der Theologie stellte er manche Sätze auf, welche den allgemein verbreiteten Meinungen, besonders von der unumschränkten Obergewalt und Unfehlbarkeit des Papstes, vom Ablass und fremder Genugthuung, und ähnlichen Gegenständen, widersprachen. Der Papst, sagt er unter andern: darf in Glaubenssachen nichts aus eigner Macht gebieten, sondern er muss die Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Aussprüche beweisen, wenn sie für andere Christen verbindliche Kraft haben sollen. Er sprach mit Schärfe gegen die schlechte Verwaltung des Kirchenthums, gegen die Unwissenheit und die verdorbenen Sitten der Geistlichen, besonders der sogenannten Bettelmönche, und drang darauf, die Bibel jeder menschlichen Lehre, unter den Kirchenlehrern aber die alten, dem apostolischen Zeitalter zunächst stehenden, den neuern, die mehr ihren eignen Meinungen gefolgt waren, unbedingt vorzuziehen.

Es ist ungewiss, ob der Anstoß, den er mit seinen Lehren erregte, oder die Eifersucht auf den größeren Beifall, den er als Lehrer erhielt, Ursache war, daß er, von Hass verfolgt, Paris verlassen musste. Er lebte hierauf eine Zeitlang in Basel, wo ihn (1474) Reuchlin wiederfand, und von ihm zum eifrigen Studium der griechischen

---

Zweifel unterworfen, daß er damit bloß auf seinen Umgang mit den gelehrten Griechen in Italien zielte.

Sprache ermuntert wurde. *) Doch scheint es, er habe sich hier nicht lange aufgehalten, und nicht als Lehrer beschäftigt, da in den Universitäts-Nachrichten von Basel sein Nahme nicht vorkommt. **)

Nicht lange nachher (1476) kam Kurfürst Philipp in der Pfalz zur Regierung, und da dieser, als ein großer Freund der Wissenschaften, die Absicht hatte, seiner Universität Heidelberg zu höherer Blüthe zu verhelfen, so erhielt Wessel von ihm die Einladung, nach Heidelberg zu kommen und dort zu lehren. Er nahm diesen Ruf an, und blieb einige Jahre zu Heidelberg. Wenn er hier nicht so lebhaft, wie die gleichzeitigen und nachfolgenden jüngeren Gelehrten, für die Aufnahme der Wissenschaften wirkte, so war daran wohl zum Theil sein höheres Alter und die damit vermehrte Schüchternheit Schuld, zum Theil aber auch das Fach, in welchem er lehrte; denn er scheint sich nicht, wie seine jüngern Zeitgenossen, auf die Erklärung klassischer Schriftsteller des Alterthums eingelassen, sondern vornehmlich der eigentlichen Philosophie und der Theologie gewidmet zu haben, in welchen für eine allgemeine und erfolgreiche Umbildung die Zeit damals noch nicht gereift, und Wessel selbst, bei allen richtigern Einsichten, doch noch zu schwankend war. Indessen ging der von ihm ausgestreute Same doch nicht verloren, sondern keimte im Stillen bei manchem geistreichen Manne, der späterhin auf demselben Grunde mit größerem Glück fortbaute.

Damals lebte der berühmte Theolog, Johann Rucherath von Wesel (gewöhnlich Johannes de Wesalia

*) Melanchthon, in vita Capnionis.

**) Brucker, hist. crit. philos. T. IV. P. I. pag. 360.

genannt, und mit unserm Wessel nicht zu verwechseln), *) der früher, als Doctor der Theologie, auf der Universität Erfurt mit Beifall gelehrt, nachher als Prediger in Mainz und in Worms gelebt, und während dieser Zeit, sowohl mündlich als schriftlich, sehr freimüthige, von den damals herrschenden Lehrmeinungen weit abweichende theologische Sätze vorgetragen hatte. **) In dem Streite, der sich darüber entspann, hatte Wessel, dessen Lehren den seinigen sehr nahe kamen, sich für ihn erklärt und ihm seinen Beifall bezeugt. Aber jener wurde 1479 zu Mainz, hauptsächlich auf Anregung des Dominikaner-Ordens, vor ein geistliches Gericht gestellt, und ohngeachtet des ihm gewaltsam abgedrungenen Widerrufs, zu einem immerwährenden Gefängniss verurtheilt, in welchem er zwei Jahre nachher starb. — Als Wessel die Nachricht von der Gefangennehmung dieses Mannes hörte, glaubte er einem gleichen Schicksal entgegen sehen zu müssen; doch wagten seine Feinde nicht, ihn offen anzugreifen, weil er, außer dem Kurfürsten von der Pfalz, auch an dem Bischof zu Utrecht, David von Burgund, ***) einen mächtigen Beschützer hatte. Wahrscheinlich bewog ihn der Wunsch des Letztern, um das Jahr 1481 oder 1482, seinen Wohnsitz wieder in die Niederlande zu verlegen. Er hielt sich hier meistens in Gröningen auf, wo ihm der Bischof

---

*) Wie unter andern in Chr. Saxii Onomast. literar. P. II. pag. 451. geschehen ist, wo es heißt: Johannes Wesselus sive de Wesalia etc.

**) Oben, im ersten Theile dieses Buches, (S. 299.) ist von ihm ausführlicher die Rede gewesen.

***) Er war ein natürlicher Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, und ein Halbbruder Herzog Karls des Kühnen.

in einem Nonnenkloster Wohnung und Unterhalt verschafft hatte, und verwandte die letzten Jahre seines Lebens auf stilles Forschen in den Wissenschaften, und auf den ununterbrochnen Briefwechsel mit dem genannten Bischof und andern gelehrten Männern, wobei er äußerlich mit jedermann in Frieden zu leben suchte. Nach einigen Nachrichten, soll sich der Bischof auch seines Rathes als Arzt bedient haben. — Von Gröningen aus besuchte er öfters das Kloster zu Zwoll, wo er in seiner Jugend erzogen worden war. Hier fiel es einigen auf, daß man ihn niemals mit dem Brevier, oder mit dem Rosenkranze sah; und er wurde gefragt, ob er denn niemals bethe? Er antwortete: Ich bemühe mich zwar, durch Gottes Gnade, zu jeder Zeit bethen zu können; doch bethe ich täglich nur einmal, und glaube eben durch dieses seltnere Bethen Gott zu gefallen.

Zu Gröningen lebte er im vertrauten Umgange mit einem, damals noch jungen Manne, Johann Oestendorp, der nachher Canonicus zu Deventer wurde. Dieser erzählte noch in späteren Jahren, wie sehr ihn Wessel ermahnt habe, bei seinem Studiren sich nur an die alten Schriftsteller zu halten, und wie er ihm vorausgesagt habe, daß nun bald die Zeit kommen werde, wo Thomas, Bonaventura, und andere dieser neuern, sogenannten unwiderlegbaren Lehrer, bei allen Freunden der Wahrheit ihr Ansehen verlieren würden.

Als ein kleiner Beitrag zur Beurtheilung seines Charakters mag schließlich sein Brief an Jacob Hoeck, in einer treuen Uebersetzung hier stehen. *)

---

*) Dieser Brief findet sich in der nachher zu erwähnenden Wittenberger Ausgabe seiner Schriften, fol. LXXXV. Die Zeit,

„Schon durch die erste Zusammenkunft mit dir, und durch den guten Nahmen, den du unter guten Menschen hast, erfreut, wünsche ich mir Glück, an dir einen aufrichtigen Verehrer der Wahrheit gefunden zu haben, besonders da du mir so ehrenvoll versprochen hast, mein Schreiben jedesmal zu erwiedern. Ich freute mich über dies Versprechen, gleichsam als hätte ich zu meinem alten Kampfplatze noch einen Uebungsplatz gefunden. Nicht als wenn mich noch, wie vormals, eitler Wortwechsel erfreuen könnte; sondern weil ich jezt, nach einem gesünderen Rathschlusse, entweder mir oder meinem Nächsten zu nützen hoffe. Ich habe von dir gehört, daß du an einigen meiner Lehren Anstoß genommen, und dich dadurch bewogen gefunden hast, deshalb nach Cöln zu schreiben. Ich mache dir darüber keinen Vorwurf; doch halte ich es für passender, und der Richtschnur des Evangeliums angemessener, daß du mich, als deinen gegen dich fehlenden Bruder, zuerst insgeheim zurecht gewiesen, wenn ich darauf nicht gehört hätte, zwei oder drei zuverlässige und angesehene Zeugen zu Hilfe genommen, und erst wenn ich darauf noch nicht hörte, mich öffentlich angeklagt hättest. Da du indessen keine Person nahmentlich angezeigt hast, so ist es noch immer Zeit, diese evangelische Vorschrift zu befolgen. Deine anerkannte, und auf vielfache Weise ausgezeichnete Aufrichtigkeit, mein vortrefflicher Freund, fordere ich auf, und bitte dich bei deinem eignen, mir freiwillig gegebenen Versprechen, mir auf jedes Schreiben Antwort zu geben: schreibe mir, wenn dich irgend etwas von meinen

---

in welcher er geschrieben wurde, ist zwar nicht angegeben, er scheint aber in Wessels letzte Lebensjahre zu gehören.

Worten beleidigt hat. Ich gestehe, daß ich in vielen meiner Aeußerungen, und öfters, abweichend erscheine; ich habe mich auch selbst im Verdacht solcher Abweichungen, und fürchte sehr, daß ich irre. Weil aber die Gründe, die mich zu solchen Schlüssen bewegen, wie es scheint, aus dem Glauben und der heiligen Schrift entspringen, so suche ich sie bei mir selbst zu Tage zu fördern, und breche zuweilen auch damit nach außen durch, in der Hoffnung, durch dich oder andere dir ähnliche Männer, die weiser sind als ich, zurecht gewiesen und gebessert zu werden. Es ist dir aber nicht unbekannt, was es heißt, zurecht weisen und bessern; nehmlich durch möglichst kräftige und offenbare Gründe jemanden zur Wahrheit führen. Du wirst also deinen Bruder dir zu eigen machen, wenn du mich über meinen Fehler, welcher dich ärgert, belehrst. Ich war nie hartnäckig, nicht einmal in Kämpfen, die bloß auf den Schein berechnet waren; um so mehr würde ich jezt Ursache haben, mich zu schämen, wenn ich wider die offne Wahrheit streiten wollte. Ich bin auf vielen Universitäten umher gezogen, wo ich gelehrte Kämpfe suchte, und viele Gegner fand, die zuweilen auch in Sachen des Glaubens bei mir Anstoß fanden, aber niemals im Aergerniss von mir schieden; denn wenn sie meine Gründe angehört und reiflich erwogen hatten, so stimmten sie mir entweder bei, oder konnten sie doch wenigstens nicht für unvernünftig erklären, und hierdurch stellte ich sie so zufrieden, daß sich am Ende niemand über mich beklagte." —

Wessels äußere Bildung schien nicht den ausgezeichneten Geist zu versprechen, der in ihm wohnte; denn er soll von unansehnlicher Gestalt, dabei lahm und einäugig ge-

wesen sein, wobei doch sein Gesicht so scharf und dauerhaft war, daß er, bis an sein Ende, nicht nöthig hatte, sich beim Lesen oder beim Schreiben einer Brille zu bedienen. Er starb endlich in einem Alter von 70 Jahren, am Tage S. Francisci (4. Oktober) 1489, und wurde in dem Kloster, in welchem er seine letzten Lebensjahre zugebracht hatte, begraben.

Er hatte viele Bücher, größtentheils theologischen Innhalts geschrieben, die aber, wie sich Suffridus Petri *) ausdrückt, von den Katholischen nicht gebilligt wurden. Man suchte sie daher, nach seinem Tode, absichtlich zu unterdrücken, doch haben sich einige handschriftlich erhalten. D. Luther hatte sie entweder schon vor dem eigentlichen Anfange der Reformation, oder doch in der ersten Periode derselben, kennen gelernt und mit seinen eignen Ansichten sehr übereinstimmend gefunden. Von ihm veranlasst, besorgte Johann Arnold Bergellanus eine Sammlung derselben, unter dem Titel: Farrago rerum theologicarum uberrima, doctissimo viro Wesselo Groningensi autore; — Excusum Wittenbergae. (1522.) 4. — Abdrücke dieser Sammlung sind die zu Basel 1523 und zu Marburg 1617 erschienenen Ausgaben. Eine vollständigere Sammlung führt den Titel: Opera omnia, ed. a Jo. Lydio. Arnhem. 1617. 4.

*) De scriptor. Frisiae, dec. VIII. cap. 4.

2. Rudolf Lange. *)

Rudolf Lange war aus einer angesehenen adlichen Familie in Westfalen, zu Münster im Jahre 1438 geboren. Sein Vater, Herbord Lange, hatte einen Bruder, Nahmens Hermann, welcher Canonicus, und zuletzt Decanus des Hochstifts Münster war, und sich seines Neffen, Rudolfs, von Jugend auf vorzüglich annahm. Den ersten Unterricht erhielt dieser zu Zwoll, bei Thomas von Kempen, wo er unter andern an dem Grafen Moritz von Spiegelberg einen fleißigen Mitschüler, so wie nachher einen treuen Lebensgefährten hatte, und zuerst mit der klassischen Literatur, als der reineren Quelle der Wissenschaften, bekannt wurde. Als er von da nach Hause zurückkam, verwunderte sich sein Oheim, wie er in kurzer Zeit zu so großen Kenntnissen gelangt sei; und da er des Jünglings Eifer, sich in den Wissenschaften fort zu bilden, bemerkte, so verschaffte er ihm ein Kanonikat bei dem Hochstift Münster; denn man konnte sich noch immer einen gelehrten Mann von hoher Geburt nicht wohl anders als im geistlichen Stande denken. Der junge Lange besuchte indess noch die Universität Erfurt, und hielt sich

*) Die reichste und zuverlässigste Quelle für Langens Leben ist Hermann. Hamelmanni oratio de Rodolpho Langio (in dess. Opp. geneal. histor. Lemgov. 1711. 4. pag. 257. u. f.); doch habe ich noch Gelegenheit gefunden, verschiedenes dabei zu ergänzen und zu berichtigen.

einige Jahre hier auf, nahm auch hier die akademischen Würden an, indem er 1458 Baccalaureus *) und 1460 Magister der Philosophie wurde, wobei man ihm, unter allen, welche mit ihm zugleich diese Würden erhielten, den ersten Rang anwies. **) Weil sich damals der erste Lehrer der Dichtkunst, Peter Luderus, in Erfurt aufhielt, so ist zu vermuthen, daß Lange den Unterricht desselben benutzte, und dadurch in den schönen Wissenschaften weitere Fortschritte machte. Vielleicht trat er auch selbst als Lehrer auf; denn es war damals gewöhnlich, daß die neuen Magister, besonders wenn sie sich in einem Gegenstande besondere Kenntnisse erworben zu haben glaubten, auch diesen Gebrauch alsbald von ihrer Würde machten.

Indessen war Lange mit den Kenntnissen, die er sich in Teutschland erworben hatte, und die ihm Teutschland damals bieten konnte, nicht zufrieden, sondern nach dem Rathe seines ersten Lehrers, des Thomas von Kempen, und unterstützt von seinem Oheim, reiste er nach Italien, wo er einige Jahre zubrachte. Das Jahr, in welchem er diese Reise unternahm, und die Zeit, wie lange er dort verweilte, lässt sich zwar nicht angeben, doch ist gewiss, daß es zwischen den Jahren 1460 und 1470 geschah. Sein Freund Moritz von Spiegelberg begleitete ihn

---

*) Dies war der unterste Grad, welcher der Magister- oder Doctorwürde vorherging. Jezt werden auf den meisten Universitäten, wo man diesen Unterschied noch beobachtet, doch mehrentheils die verschiedenen Grade unmittelbar nach einander ertheilt; ehemals aber ließ man meistens einige Jahre dazwischen verstreichen.

**) Diese bisher ganz unbekannten Umstände habe ich aus der Matrikel der philosophischen Fakultät zu Erfurt ersehen.

nach Italien, und beide waren auch dort durch gleiche Studien verbunden. Sie hörten dort den Theodor Gaza, den Philelphus, Aretinus, Valla, und andere um die Wiederherstellung der alten Literatur verdiente Griechen und Italiener, oder sie wurden wenigstens mit diesen Männern bekannt, und durch ihren belehrenden Umgang höher ausgebildet. Ihre Liebe zu den Wissenschaften fand in den vortrefflichen Werken der alten Klassiker, die man damals zum Theil in Italien selbst erst neu aufgefunden, und in Teutschland noch gar nicht kennen gelernt hatte, die reichlichste Nahrung, und mit Kenntnissen bereichert, in denen sich damals nur wenige Teutsche mit ihnen vergleichen konnten, kehrten sie in ihr Vaterland zurück, fest entschlossen, die gewonnenenen Einsichten auch zum Vortheil ihres Vaterlandes zu gebrauchen. Beiden wurde die Ausführung dieses rühmlichen Vorhabens durch ihre persönliche Stellung sehr erleichtert; denn beide gelangten zu hohen geistlichen Würden, und erhielten dadurch auf das Unterrichtswesen einen bedeutenden Einfluss. Moritz von Spiegelberg wurde Domherr zu Cöln und Propst zu Emmerich, und Rudolf Lange stieg allmählich zu der Würde eines Dompropstes des Hochstiftes Münster.

Bald nach seiner Zurückkunft aus Italien trat Lange als Schriftsteller auf, indem er 1471 ein lateinisches Gedicht über die Zerstörung von Jerusalem herausgab, welchem 1476 ein anderes über die letzte Belagerung der Stadt Neuß, und später noch mehrere religiöse und historische Gedichte folgten. Eine Sammlung dieser Gedichte ist in der Folge (Monaster. per Jo. Limburgum. 1486. 4.) als eins der ersten zu Münster gedruckten Bücher, erschienen. — Dies waren nun die ersten in Teutschland

verfaſſten lateiniſchen Gedichte, in denen ſich ein gereinigter Geſchmack, eine treue und verſtändige Nachbildung der Alten ausſprach, und die zu den, bisher in Teutſchland gewöhnlichen, barbariſch-lateiniſchen Verſen den auffallendſten Gegenſatz bildeten. *) So groß aber auch das Aufſehen war, das Lange, als der erſte gute lateiniſche Dichter in Teutſchland, zu ſeiner Zeit machen muſſte, und ſo rühmliche Beweiſe er dadurch von ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit den alten Sprachen ablegte, ſo beſtand doch darinn ſein geringſtes Verdienſt. Weit mehr Nutzen ſtiftete er durch die Unterſtützung, die er andern Gelehrten angedeihen ließ, und durch ſeine Bemühungen um die Bildung der Jugend.

Er hatte aus Italien einen großen Schatz von lateiniſchen und griechiſchen Autoren mitgebracht; denn er hatte dort alles, was er aus dieſem Fache nur auftreiben konnte, gekauft, ohne die Koſten zu ſcheuen, und theilte dieſe Schätze nun gern denen mit, die zu ihrer eignen Ausbildung oder zum Unterricht der Jugend davon Gebrauch machen wollten. Dieſe Liberalität kam beſonders zwei Männern zu Gute, die mit Lange in vorzüglich genauer Verbindung ſtanden, nehmlich dem Alexander Hegius und dem Antonius Liber. Beide hatten es zwar nicht dahin bringen können, Italien ſelbſt zu beſuchen; aber was ſie dadurch für ihre wiſſenſchaftliche Bildung eingebüßt hatten, ward ihnen durch eignes Studium, wozu ih-

*) Es werden ihm von Trithemius auch proſaiſche Schriften zugeſchrieben, durch die er ſeinen Nahmen berühmt gemacht haben ſoll; doch findet ſich (außer ſeinen Briefen und Reden) nicht, worinn dieſe beſtanden haben ſollen, und es iſt wahrſcheinlich nichts davon gedruckt worden.

nen Langens reiche Büchersammlung die Mittel gewährte, vollkommen ersetzt. Beide legten hierauf Schulen an, Hegius (um 1480) zu Deventer, und Liber, um dieselbe Zeit, oder vielleicht noch etwas früher, zu Amsterdam, dann zu Kempen, und endlich zu Alkmar. Diese Schulen waren so ganz in Langens Geiste, daß er allen jungen Leuten, welche sich den Wissenschaften widmen wollten, empfahl, dahin zu gehen, und da Lange schon, seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit wegen, im höchsten Ansehen stand, und daher viele Aeltern ihn, wegen des Studirens ihrer Söhne, zu Rathe zogen, so wies er besonders dem Hegius (der seine Schule, an einem bestimmten Orte, fester begründet hatte) viele Schüler zu, und die Blüthe der Schule des Hegius, in welcher, unter andern, Erasmus von Roterdam, Murmelius, Cäsarius, Hermann Busch, und andere nachmals berühmte Gelehrte gebildet wurden, ist großentheils unserm Lange zu verdanken.

Mit ihm wetteiferte zu gleichen rühmlichen Zwecken sein Freund Moritz von Spiegelberg. Auch er war nicht nur ein guter lateinischer Dichter, sondern unterstützte zugleich die Freunde der Wissenschaften durch seine vortreffliche Büchersammlung, die er, so wie Lange, sich in Italien angeschafft hatte; und auf seinen Ruf kam Antonius Liber nach Emmerich, um dort eine neue Schule zu eröffnen. Zwar wurde dieser bald durch die Verfolgungen anderer Domherren wieder vertrieben; aber der Graf von Spiegelberg gab darum seinen Plan nicht auf, sondern sorgte dafür, daß die neue Schule unter Leitung des Peter Hlomphäus, eines Schülers des Hegius, fortdauerte. Auch ließ er sich angelegen sein, einen jungen Mann, von eben so edlem Geiste als Stamme, nach sei-

nem Sinne zu bilden, der einst, wenn er selbst nicht mehr sein würde, auf dem von ihm gelegten Grunde fortbauen könne. Er erzog nehmlich seinen jungen Verwandten, den Grafen Hermann von Ruwenaar, der später, als Domherr und Propst zu Cöln, die dortigen Feinde Reuchlins eben so unerschrocken als ausdauernd bekämpfte. — Lange hatte den Schmerz, seinen Freund Moritz von Spiegelberg schon 1485 von der Erde scheiden zu sehen; aber ihm selbst war eine längere, ruhmvolle Wirksamkeit vorbehalten.

Im Jahre 1486 reiste Lange zum zweitenmal nach Italien, indem er in Geschäften des Bischofs und Domkapitels von Münster nach Rom gesandt wurde. Auf dieser Reise nahm er den, damals achtzehnjährigen, Hermann Busch, dessen Erziehung er bisher geleitet hatte, als Begleiter mit, und machte ihn mit den größten Gelehrten Italiens bekannt. Er selbst erwarb sich durch seine Beredsamkeit und seine Fertigkeit in der lateinischen Sprache allgemeinen Beifall, und besonders die Zufriedenheit des Papstes selbst, welche vielleicht nicht wenig dazu beitrug, daß er seinen Auftrag mit glücklichem Erfolg ausführte, und von der Zeit an auch in seinem Vaterlande sich eines noch größeren Ansehens erfreute.

Gleich nach seiner Rückkehr aus Italien arbeitete er mit Lebhaftigkeit an der Ausführung eines Plans, den er schon früher, vornehmlich von Rudolf Agricola dazu aufgemuntert, entworfen, aber noch nicht zur Reife gebracht hatte, nehmlich in Münster selbst eine Schule zu gründen, von welcher ein gereinigter Geschmack und bessere wissenschaftliche Bildung ausgehen sollte. Zu dem Ende suchte er die Domschule, die wahrscheinlich in Verfall ge-

rathen war, nicht bloß wiederherzustellen, sondern gänzlich umzugestalten. Indessen ging es mit der Ausführung dieses löblichen Vorhabens nicht so schnell von statten. Er wusste zwar die übrigen Domherren größtentheils für seinen Plan zu gewinnen; doch kaum hatten die alten Lehrer auf der benachbarten Universität Cöln von der Gefahr gehört, welche zu Münster den bisher so beliebten, geist- und geschmacklosen Schulbüchern drohte, deren Abschaffung freilich, nach Langens richtiger Ansicht, zur Verbesserung der Schule das erste Erforderniss war, so bestürmten sie den Bischof und das Domkapitel mit Bitten und Ermahnungen, es doch nicht dahin kommen zu lassen, daß die alten Schulbücher abgeschafft und gegen heidnische Autoren vertauscht würden. Viele ließen sich dadurch wankend machen, besonders so lange der alte Bischof Heinrich von Schwarzburg noch lebte; und fast wär der Plan gescheitert; aber Lange berief sich endlich auf die Entscheidung der italienischen Gelehrten, die natürlich für ihn sehr günstig ausfiel; und da der neue Bischof, Conrad von Ritberg, (regirend seit 1496) selbst in Italien gewesen war, mithin auf den Ausspruch der gelehrten Italiener einen großen Werth legte, so gab er alsbald dem Kapitel die Freiheit, die Schule ganz nach Langens Vorschlägen einzurichten. Nun stand also diesem kein Hinderniss mehr im Wege. Das Kapitel berief, nach Langens Vorschlage, den Hegius zum Rector der Schule; da dieser jedoch den Ruf ablehnte, so ward einer seiner Schüler, Timann Camener, zum Rector ernannt, und es wurden ihm einige, von gleichem Geiste beseelte Männer zu Gehilfen gegeben. Es ist schade, daß wir von der innern Einrichtung dieser Schule so wenig wissen, und fast nichts als die Nahmen der Lehrer kennen, von denen die meisten,

da sie nicht als bedeutende Schriftsteller auftraten, sich wieder aus der Geschichte verloren haben. Es scheint dabei schon ein methodischer Gang statt gefunden zu haben, da die Schule in fünf Klassen getheilt, und jede derselben mit einem eignen Lehrer versehen war. Alle diese Lehrer hatten zu Langens Bibliothek einen freien Zutritt, den unter andern der berühmte Murmelius so trefflich benutzte, daß er, nach seinem eignen Geständniss, sich ganz allein hierdurch seine ausgebreiteten Kenntnisse erwarb. Die Domschule zu Münster wurde jezt eine der berühmtesten in Teutschland, da sie eine der wenigen war, in welchen guter Geschmack und gründliche Wissenschaft herrschten. Nicht damit zufrieden, ermahnte Lange auch die andern Collegiat-Stifter in Münster, ihre Schulen zu verbessern, und versah diejenigen, welche dieser Ermahnung folgten, mit Lehrern, die in seiner Schule gebildet waren. So schickte er auch gut unterrichtete Männer in die benachbarten größeren Städte, Hamm, Dortmund, Hervord, Essen, Soest, Osnabrück, u. a. um dort Schulen anzulegen, die mehrentheils zu gutem Gedeihen kamen, zum Theil aber auch (wie z. B. zu Essen) durch die Freunde der Finsterniss bald wieder unterdrückt wurden. Eben so wurden auch begüterte Männer durch Langen aufgemuntert, Bibliotheken anzulegen. Vorzüglich aber war sein Haus eine Freistätte für diejenigen Gelehrten, die, wegen ihrer Bemühungen um bessern Unterricht in den Sprachen und Wissenschaften, an andern Orten verfolgt wurden. So nahm Johann Cäsarius, als er um das Jahr 1504 von Cöln weichen musste, auf den Rath seines ehemaligen Lehrers Hegius, zu Langen seine Zuflucht, und dieser benutzte seine Ankunft in Münster sogleich, um der Schule eine neue Verbesserung zu geben, indem er ihn

als Lehrer der griechischen Sprache anstellte, die man dort, wie es scheint, bisher so wenig, als auf andern Schulen, gelehrt hatte; denn selbst der Rector, Timann Camener, und andere Lehrer benutzten noch des Cäsarius Unterricht, und als dieser, nach einiger Zeit, durch Vermittelung des Dompropstes, Grafen von Nuwenaar, nach Cöln zurückgerufen wurde, war inzwischen Johann Hagemann so weit durch ihn gebildet worden, daß er sein Lehramt mit gleichem Erfolg übernehmen konnte.

Ohngeachtet seiner hohen geistlichen Würde, hielt sich Lange nicht für zu vornehm, um auch persönlich mit den Lehrern seiner Schule einen vertrauten Umgang zu pflegen, ihnen mit Rath an die Hand zu gehen und an ihren Studien Theil zu nehmen. Diesen vortheilhaften Umstand benutzte vornehmlich Murmelius, während der vierzehn Jahre, die er in Münster zubrachte, mit ausgezeichnet günstigem Erfolg. Fast alles, was er las und schrieb, geschah nach Langens Rathe; nie unterließ er, über neu zu beginnende Werke seine Vorschläge, über schon ausgeführte sein Urtheil zu vernehmen und zu benutzen, und Lange ließ es sich nicht verdrießen, auch über einzelne Gegenstände des Versbaues oder der Kritik des Textes alter Autoren, mit ihm in die genausten Untersuchungen einzugehen, und mit ihm über solche Gegenstände Briefe zu wechseln. Aehnliche Hilfe ließ er auch dem Cäsarius, Hermann Busch und andern angedeihen. Alles dieses that Lange nicht mit dem Ansehen von Hoheit und anmaßendem Uebergewicht, sondern mit Bescheidenheit und wahrer Humanität, wobei er eben so gern Belehrung empfing als ertheilte.

Bei diesem Charakter und diesen Verdiensten war es natürlich, daß Lange sich allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Die Schriften der gleichzeitigen Gelehrten, die mit ihm in Verbindung standen, eines Rudolf Agricola, Hegius, Trithemius, Murmelius, Hermann Busch, u. a. sind voll von seinen Lobsprüchen; viele widmeten ihm ihre Schriften, oder kamen selbst nach Münster, um seine Bekanntschaft zu machen, und verehrten seine Aussprüche fast wie Orakel.

Indessen machte sich Lange nicht allein als Beförderer der Wissenschaften, sondern auch durch seine frommen und einfachen Sitten und seinen exemplarischen, wahrhaft geistlichen Lebenswandel ehrwürdig. Seine Arbeitsamkeit war so groß, daß er auch noch im hohen Alter täglich des Morgens um drei Uhr aufstand. In seinen reiferen Jahren hatte er sich, seinem geistlichen Stande gemäß, vornehmlich auf die Religionswissenschaften gelegt, und fleißig die Bibel gelesen. Hierdurch war er ohne Zweifel schon auf viele Missbräuche und Irrthümer seiner Zeit aufmerksam geworden, wodurch er sich jedoch nicht abhalten ließ, seine priesterlichen Geschäfte mit Eifer zu verrichten. Schon hatte er ein hohes Alter erreicht, viele jüngere Freunde vor sich dahin scheiden sehen, und sich allmählich von dem Schauplatze der öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen, als er (1517) die Nachricht von den Sätzen erhielt, welche Luther zu Wittenberg gegen den Ablasshandel angeschlagen. So unbedeutend dieser Gegenstand im Anfange manchem schien, der nicht näher dabei interessirt war, so ahnete doch Lange sogleich den darinn liegenden Keim größerer Entwickelungen, und rief prophetisch aus: Ja, nun ist die Zeit gekommen, wo

die Finsterniss aus Kirchen und Schulen gänzlich ausgerottet, und Reinheit und Klarheit dafür eingeführt werden wird! — Er erlebte noch die ersten Fortschritte der von ihm verkündigten freieren Entwickelung, und starb im Jahr 1519, in einem Alter von 81 Jahren.

3. Johann von Dalberg. *)

Johann, Kämmerer von Worms, Freiherr von Dalberg **) (oder wie seine Zeitgenossen oft, nach einer vormals sehr gewöhnlichen Verwechselung, schrieben, von Dalburg) war aus einem, in der teutschen Geschichte nicht nur durch seinen alten Adel, sondern auch durch ritterliche Tugenden ausgezeichneten Geschlechte entsprossen, und es scheint, als habe ihn die Vorsehung dazu ans Licht gerufen, um den Ruhm welchen sein Stamm schon in Staatsämtern und Kriegsthaten erworben hatte, nun auch in den Wissenschaften zu begründen. Sein Vater war der Ritter Wolfgang von Dalberg, und seine Mutter

*) Man hat von diesem ausgezeichneten Manne eine besondere Biographie von Zapf (Augsb. 1796. 8.) die aber etwas unordentlich, dabei mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit, viel unnöthiger Declamation und Einmischung fremdartiger Dinge geschrieben ist.

**) Die ritterliche Familie der Kämmerer von Worms ist seit dem Ende des 10. Jahrhunderts historisch bekannt. Gebhard, Kämmerer von Worms, welcher 1353 starb, verheirathete sich mit der Erbtochter des Hauses Dalberg, und brachte dadurch nicht nur das Stammschloss, sondern auch den Nahmen der Freiherrn von Dalberg auf seine Nachkommen, unter denen mehrere sich in hohen geistlichen Würden berühmt gemacht haben. Die gleichzeitigen lateinischen Schriftsteller nennen den unsrigen gewöhnlich Johannes Camerarius Dalburgius.

Gertraud, eine geborne Greifenklau von Vollrath. Johann war der älteste ihrer zahlreichen Familie, und im Jahre 1445 geboren. Es ist anzunehmen, daß der Ritter Wolfgang, der seinen ältesten Sohn wahrscheinlich schon frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt hatte, nichts an der frühen wissenschaftlichen Ausbildung desselben fehlen ließ; aber wo und wie diese geschah, davon sind uns keine Nachrichten übrig geblieben, und die Lücke, die sich hier in seiner Lebensgeschichte zeigt, lässt sich nicht eher ausfüllen, als bis wir ihn, im 21sten Jahre seines Alters, auf der Universität Erfurt finden, unter deren Mitglieder ihn, im Jahre 1466, der damalige Rector der Universität, Jodocus Sartoris von Herborn, aufnahm. Hatte er früher noch keine Gelegenheit gehabt, sich mit den schönen Wissenschaften bekannt zu machen, so fand er sie hier, denn es lehrte damals zu Erfurt Jakob Publicius, der zuerst aus seinem Vaterlande, Italien, die schönen Wissenschaften nach Teutschland verpflanzte. Dalberg scheint einige Jahre fortwährend in Erfurt verweilt zu haben; ein Beweis, daß diese Stadt, wo einer seiner würdigsten Nachkommen *) die schönste Zeit seines Lebens, beglückend und glücklich, zubringen sollte, auch ihn schon freundlich ansprach; denn er nahm hier, in der Fasten 1470, die Würde eines Baccalaureus der Philosophie an; doch finde ich nicht, daß er auch die Magister-Würde zu Erfurt erhalten habe, und schließe daher, daß ihn die Zerstörung, welche Erfurt im Sommer 1472 durch den furchtbaren großen Brand betraf, plötzlich, wider seinen Willen, von

*) Wer erräth nicht, daß hier Karl Theodor von Dalberg gemeint ist, der, als Kur-Mainzischer Statthalter, von 1772 bis 1802, mit wenigen Unterbrechungen, in Erfurt lebte und wohlthätig wirkte?

da vertrieb. Ob er nun erst noch eine andere teutsche Universität (vielleicht Heidelberg oder Wien) besuchte, davon findet sich keine Nachricht, und es ist daher auch wohl möglich, daß er seine Zeit, in häuslichem Fleiß, an einem der Orte zubrachte, wo er geistliche Präbenden besaß; denn er war, nach einigen Nachrichten, Domherr zu Mainz, Trier, Worms und Speyer, und ohne Zweifel hatte er wenigstens einige dieser Stellen schon bei sehr jungen Jahren erhalten, da es gewöhnlich war, die zum geistlichen Stande bestimmten Söhne des höhern Adels frühzeitig mit geistlichen Stiftspräbenden zu versehen. — Das wahre höhere wissenschaftliche Leben ging ihm jedoch erst völlig auf, seitdem er (1476) Italien besucht, wo er seinen Aufenthalt zu Ferrara wählte. Hier wurde er nicht nur mit den gelehrten Griechen und Italienern, und durch sie vollkommener mit den klassischen Schriftwerken des Alterthums bekannt, sondern er schloss auch mit zwei gelehrten Teutschen, die sich in gleicher Absicht, wie er, nach Italien begeben hatten, mit Rudolf Agricola und Dietrich von Plenningen, eine vertraute Freundschaft, die nur durch den Tod getrennt wurde, und für ihrer aller Wirken von den günstigsten Folgen war. Während dieser Zeit hatte Dalberg das Unglück, seinen Vater durch den Tod zu verlieren, und vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß er nicht länger als zwei Jahr in Italien zubrachte; denn schon im August 1478 finden wir ihn wieder zu Ingolstadt. Um diese Zeit soll er auch die Würde eines Doctors der Rechte angenommen haben, doch ist es ungewiss, ob dies in Italien, oder, nach seiner Rückkehr, zu Heidelberg geschah.

Bald erhielt nun Dalberg einen ausgebreiteten Wirkungskreis, in welchem er die reichste Gelegenheit fand,

durch seine gesammelten Kenntnisse vielseitig zu nützen. Philipp, Kurfürst und Pfalzgraf am Rhein, hatte seit dem Antritt seiner Regierung (1476) keinen angelegentlicheren Gedanken, als seine Residenz und Landesuniversität Heidelberg zu einem würdigen Sitze der Wissenschaften umzubilden. Schon hatte er dort einen Johann Wessel und Jakob Wimpheling, die das ihrige zur Verbesserung der Wissenschaften und des Unterrichts beitrugen; aber ein völlig neues Leben herbeizuführen, dazu war Johann von Dalberg berufen. Der Kurfürst wählte (1482) ihn und seinen Freund Dietrich von Plenningen zu seinen vertrauten Räthen, und übertrug dem erstern das Amt eines Kanzlers. Dalberg wandte nun seine beste Thätigkeit auf das Wohl der Universität Heidelberg, und die erste Frucht derselben war die Stiftung eines eignen, bis daher unbekannten, Lehramtes für die griechische Sprache, welches Dionysius Reuchlin, ein Bruder des großen Johann Reuchlin, erhielt, wie sehr auch die alten starrsinnigen Lehrer sich dieser Neuerung widersetzten.

Dalberg hatte erst kurze Zeit sein Amt als Kanzler des Kurfürsten bekleidet, als sich eine Veränderung zutrug, die ihn zu einer noch höhern Würde befördern sollte. Am 12. August 1482 starb der Fürst-Bischof von Worms, Reinhard von Sickingen, und weil das Domkapitel, wegen der damals zwischen dem Bisthum und der Stadt Worms obwaltenden heftigen Streitigkeiten, Bedenken trug, den bischöflichen Stuhl lange unbesetzt zu lassen, so wurde Dalberg, der seit 1480 die Würde eines Dompropstes zu Worms bekleidete, bald nach dem Tode des Bischofs, zu dessen Nachfolger erwählt, und erhielt schon im Oktober desselben Jahres die päpstliche Bestätigung. In der

Reihe der Bischöfe zu Worms heißt er Johann III. Ohngeachtet ihm nun durch diese Erhebung neue Amts- und Regierungsgeschäfte zuwuchsen, so schied er doch nicht ganz aus seinen bisherigen Verhältnissen; er theilte seine Zeit und seinen Aufenthalt zwischen Heidelberg und Worms, und fuhr fort, an jenem Orte die schätzbarsten Gelehrten seiner Zeit zu versammeln.

Einer der ersten, die er dahin zog, war sein Freund Rudolf Agricola, der sich zwar nicht dazu verstand, ein festes öffentliches Lehramt zu übernehmen, aber gern der Einladung folgte, mit ihm und Plenningen vereint, mit beiden in einem Hause und an einem Tische lebend, sich gegenseitig in den Wissenschaften fortzubilden, und dabei, nach seinem Gefallen, durch Unterricht zu nützen. — Nur auf kurze Zeit wurden Dalbergs Arbeiten für eigne Ausbildung und öffentliches Wohl im Vaterlande unterbrochen, durch eine Reise nach Rom, die er (1485), in Aufträgen des Kurfürsten Philipp, unternehmen mußte. Für seinen Ruhm aber, so wie für den Ruhm teutscher Gelehrsamkeit überhaupt, war diese Reise sehr vortheilhaft; denn in der Rede, welche Dalberg am 6. Jul. 1485 hielt, um dem neu-erwählten Papste Innocenz VIII. zu seiner erlangten Würde Glück zu wünschen, stellte er ein Muster edler und klassischer Beredsamkeit auf, wie es die stolzen Italiener von einem Teutschen nicht erwartet hatten. *) Die Achtung die er sich hierdurch in Italien erwarb, hatte auch auf den glücklichen Erfolg seines Haupt-

*) Es ist wohl eine bloße ungegründete Vermuthung, wenn Einige behaupten, Rudolf Agricola, Dalbergs Begleiter auf dieser Reise, sei der eigentliche Verfasser dieser Rede gewesen.

geschäftes nicht geringen Einfluss, und musste folglich auch sein Ansehen und seinen Wirkungskreis im Vaterlande, nach seiner Rückkehr, aufs neue vergrößern und erweitern. —

Dalberg war es auch, von welchem der glückliche Gedanke ausging, zu Heidelberg eine große Bibliothek anzulegen; und da der Kurfürst diesen Gedanken eifrig ergriff, so entstand die berühmte Heidelberger Bibliothek, zu welcher Agricola's Büchersammlung, nach dieses Mannes frühem Tode (1486) den Grund legte, und die nachher lange eine Zierde Teutschlands war, bis sie, in Folge der unglücklichen Ereignisse des dreißigjährigen Kriegs, (1622) nach Rom geschafft wurde.

Einer der ersten, welche Dalbergs zu Heidelberg getroffenen Anstalten, wenigstens zum Theil, ihre wissenschaftliche Bildung verdankten, war der talentvolle Conrad Celtes, der in Dalbergs Ideen so gut einging, daß sich bald ein sehr vertrautes Verhältniss zwischen beiden entwickelte. Zwar war Celtes, durch seine Liebe zur Freiheit, vielleicht auch durch eine gewisse Unstätigkeit seines Charakters, nicht geneigt, sich an einen festen Wohnort zu binden; aber seine häufigen Reisen durch alle Gegenden Teutschlands brachten ihn mit vielen, hier und da zerstreut lebenden Gelehrten in Verbindung, und so entstand bei ihm der Gedanke, die ausgezeichnetsten derselben mit einem geistigen Bande zu umschlingen, und ihr, bisher vereinzeltes, Wirken auf einen Punkt zu sammeln. Dies war der Ursprung der rheinischen gelehrten Gesellschaft, der ersten dieser Art in Teutschland, nachdem in Italien schon früher ähnliche Vereine bestanden hatten. Dalberg fasste diesen Plan, sobald er ihm von

dem Urheber desselben entdeckt wurde, mit Begeisterung auf, und benutzte auch seine ausgedehnten Verbindungen zur Ausführung desselben, die um das Jahr 1496 zu Stande gekommen zu sein scheint. *) Viele für die Wissenschaften begeisterte Männer jedes Standes wurden Mitglieder dieser Gesellschaft, worunter sich Dietrich von Plenningen, Eitelwolf vom Stein, der Abt Johann Trithemius, Martin Pollich von Mellerstadt, Johann Reuchlin, Wilibald Pirckheymer, u. A. hervorthaten; Dalberg aber wurde zum Vorsteher dieser Gesellschaft erwählt, und leitete ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten mit eben so viel Kraft als Einsicht.

Daß verdienstvolle Männer, die sich Verfolgungen ausgesetzt sahen, bei Dalberg einen Zufluchtsort fanden, ist sowohl nach seiner Denkungsart, als nach seinem großen Einflusse, leicht zu ermessen. Dieses Schicksal traf unter andern den großen Reuchlin, als Herzog Eberhard I. von Würtemberg, ein Beschützer der Wissenschaften und Reuchlins Freund, (1496) gestorben war, und dessen, ihm ungleich gesinnter Nachfolger einem Augustiner-Mönche von schlechtem Charakter, der noch überdies Reuchlins persönlicher Feind war, sein größtes Vertrauen schenkte. Reuchlin wich der drohenden Gefahr zeitig genug aus, verließ die Würtembergischen Dienste, und begab sich nach Heidelberg, wo sowohl der Kurfürst Philipp, als sein Freund Dalberg, ihn mit offenen Armen empfingen. Reuchlin ergänzte durch seinen Umgang auf einige Zeit die Lücke, die seit Agricola's Tode

*) Im Leben des Conrad Celtes werden wir tiefer in die innere Geschichte dieser Gesellschaft eingehen.

in dem Dreiblatt entstanden war, welches dieser mit Dalberg und Plenningen gebildet hatte, und Dalberg benutzte die nähere Verbindung mit dem gelehrten Reuchlin auch noch zur Vermehrung seiner eignen Kenntnisse, wenn gleich dieser nicht eigentlich seinen Lehrer abgab. Man hat zwar aus einem späteren Briefe Dalbergs an Reuchlin, worinn er diesen seinen Lehrer nennt, schließen wollen, er müsse förmlichen Unterricht von ihm, nahmentlich in der hebräischen Sprache, empfangen haben; dies ist aber bei dem hohen Range, dem Alter und den sonstigen Verhältnissen des Bischofs von Worms, der 10 Jahr älter war, als Reuchlin, und sich schon seit vielen Jahren durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnet hatte, nicht denkbar, und jenes Prädicat ist wohl mehr eine Ehrenbezeugung, welche sich auf die, aus Reuchlins Schriften und freundschaftlichem Umgange empfangene Belehrung bezieht. — In Dalbergs Hause veranstaltete Reuchlin (1497) die Aufführung eines lateinischen Schauspiels (Progymnasmata scenica), welches, als das erste in Teutschland, großes Aufsehen machte, und den Bischof so erfreute, daß er die Schüler, welche es aufgeführt, und andere Personen, welche daran Theil genommen hatten, nicht nur bewirthete, sondern auch reichlich beschenkte.

Vielleicht war es auch eine Frucht von Reuchlins Aufenthalt in Heidelberg, daß der Kurfürst Philipp (1498) ein neues Collegium zum Behuf des Unterrichts im bürgerlichen Rechte anlegte. Dieses war bisher, wie es scheint, in Heidelberg entweder noch gar nicht, oder doch nur sehr dürftig, gelehrt worden, denn Dalberg musste, als Kanzler der Universität, das neue Collegium bestätigen und einweihen.

Das Hochstift Worms war unter den teutschen geistlichen Fürstenthümern eins der kleinsten, und die Regierung dieses Staates nahm daher allerdings Dalbergs Thätigkeit nicht so ganz und ausschließlich in Anspruch, daß er nicht Muße genug zu freier wissenschaftlicher Thätigkeit und zur Theilnahme an den Angelegenheiten des Pfälzischen Kurstaates übrig behalten hätte. Demohngeachtet verursachte ihm auch die Regierung jenes kleinen Staats manche schwere Sorgen. Unter seinem Vorgänger hatten heftige Streitigkeiten zwischen der Stadt Worms (die, als eine freie Reichsstadt, dem Bischof nicht unterworfen war, obgleich dieser mit dem Domkapitel seinen Sitz daselbst hatte) und der Geistlichkeit statt gefunden, und Dalberg konnte mit aller seiner Weisheit und Mäßigung nicht verhüten, daß sie auch unter seiner Regierung vom neuen ausbrachen, und so weit gingen, daß auch er mit seinem Domkapitel (1499) Worms verlassen, und seine Residenz auf einige Zeit in der benachbarten pfälzischen Stadt Ladenburg nehmen musste; doch fand er bei dem Kaiser Maximilian so viel Unterstützung, daß dieser, durch kaiserliche Mandate zu Gunsten des Bischofs, die Bürger von Worms in ihre Schranken zurückwies.

In demselben Jahre begegnet uns auch ein vorleuchtender Beweis, wie sehr Dalbergs Talente von Kaiser und Reich anerkannt wurden; denn da Maximilian I. seinen damaligen Krieg mit den Schweizern durch Friedensunterhandlungen beizulegen suchte, war der Bischof von Worms einer der Abgeordneten, welche zu diesem Ende im September 1499 nach Basel abgingen, und daselbst einen, in Verhältniss zu den obwalten Umständen, noch ziemlich günstigen Frieden mit den Eidgenossen zu Stande brachten.

Späterhin finden wir unsern Dalberg zwar nicht wieder auf dem öffentlichen Schauplatze der Welthändel; aber desto eifriger und unermüdlicher beharrte er in stiller Thätigkeit für die Wissenschaften. Ausgebreitet war sein Briefwechsel mit den größten Gelehrten seiner Zeit, die gleichsam ihr gemeinschaftliches Oberhaupt stillschweigend in ihm anerkannten, und wetteiferten, ihm ihre gelungensten Werke zuzueignen, und ihre Hochachtung gegen ihn in den wärmsten und glänzendsten Ausdrücken auszusprechen. So, um nur einige Beispiele anzuführen, nennt ihn Conrad Peutinger, in einem Briefe an Reuchlin, seinen Patron; Jacob Wimpheling sagt von ihm: er sei der größte Freund der Wissenschaften, der Stolz Teutschlands, der Glanz seines Hauses, die größte Zierde an des Kurfürsten Philipps Hofe, und die Krone der Bischöfe; *) und der berühmte Abt Johann Trithemius, der einen großen Theil seiner erlangten Kenntnisse Dalbergs Einflusse zuschreibt, rühmt ihn, als einen großen Rechtsgelehrten, eben so kundig der geistlichen wie der weltlichen Wissenschaften, einen Kenner der alten Sprachen, einen trefflichen Redner und Dichter, von großem Scharfsinn und reicher Weltkenntniss, der den Adel seines Geschlechts durch seine Tugend und Gelehrsamkeit noch mehr verherrliche. **)

---

*) Studiosissimus est literarum Joannes Camerarius Dalburgius, illustris Vangionum antistes, Germanorum gloria, familiae suae splendor, Philippi ducis ingne decus, episcoporumque corona. (Im Isidoneus Germanicus, cap. XXV.

**) Joannes Camerarius de Dalburg, Episcopus Wormatiensis, Jureconsultus celeberriums, et tam in divinis scripturis quam in secularibus literis eruditissimus, — in utraque lingua peritus, rhetor poëta clarissimus, ingenio subtilis

Eben so rühmte auch der gelehrte Nürnbergische Patrizier Sixtus Tucher, dem man vielleicht noch mehr Unparteilichkeit zutrauen darf, weil er zu Dalberg weniger in persönlicher Beziehung stand: er habe in seinem Leben zwei Männer kennen gelernt, die sich eben so sehr durch ihre hohe Geburt als durch ihre große Gelehrsamkeit ausgezeichnet hätten, und sowohl von der Natur als von dem Schicksal hoch begünstigt gewesen wären; dies sei unter den Italienern der Graf Johann Pico von Mirandola, und unter den Teutschen Johann von Dalberg. — Die reinste Verehrung und Ergebenheit aber spricht sich in den Zueignungsschriften aus, mit welchen Trithemius, Reuchlin, Sebastian Brant, und mehrere andere gleichzeitige Gelehrte, ihm ihre Werke zuschrieben und empfahlen.

Bei Dalbergs Eifer für die Wissenschaften, und bei der Vorliebe, mit welcher er sich für die Gründung und Bereicherung der Heidelberger Bibliothek verwandte, ist es leicht zu errathen, daß er darauf bedacht war, für sich selbst eine ansehnliche Bibliothek zu sammeln. Den Grund dazu legte er durch den Ankauf der Büchersammlung des Klosters Lorsch, von der jedoch wenigstens ein Theil — es ist ungewiss, zu welcher Zeit — in die Heidelberger Bibliothek kam. Dalberg hatte die seinige zu Ladenburg aufgestellt, aber auch hier war sie nicht bloß für seinen eignen Gebrauch beschränkt, sondern mit der edelsten Bereitwilligkeit wurde sie von ihm allen andern Freunden der Wissenschaften zur Benutzung geöffnet.

---

et multa rerum experientia insignis, nobilitatem generis sui moribus et doctrina mirifice illustraus. (In dem Buche de scriptoribus ecclesiasticis.)

Reuchlin, Trithemius, Wimpheling, und noch andere mehr, zogen daraus, sowohl für ihre Studien als für ihre Schriften, den schönsten Gewinn, und Reuchlin nannte sie deshalb (in der Vorrede zu seinem Buche de verbo mirifico) einen einzigen Schatz Teutschlands. Der gewöhnlichen Sage nach, ist, nach Dalbergs Tode, seine Privatbibliothek mit der Heidelberger vereinigt worden; allein es ist wahrscheinlicher, daß sie den Grund zu der späterhin so berühmten Dalbergischen Familien-Bibliothek gelegt hat. — Außerdem versäumte Dalberg auch auf seinen Reisen in Teutschland und Italien keine Gelegenheit, merkwürdige Bibliotheken zu sehen und sich mit ihren Schätzen bekannt zu machen.

Unter allen diesen Beschäftigungen für den Staat und die Wissenschaften vernachlässigte Dalberg auch als Bischof nicht die Pflichten seines geistlichen Amtes. Seine zweite Residenz, Ladenburg, gewann durch ihn manche Verschönerung, so wie besonders die gottesdienstliche Pracht daselbst durch seinen Aufenthalt sehr erhöhet wurde. Unter andern diente dort zur Erhaltung seines Andenkens eine Glocke, die im Jahre 1501, wahrscheinlich durch seine Unterstützung, für die Gallus-Kirche gegossen und mit seinem Nahmen und Wappen geziert wurde. *)

Daß Dalberg auch als Schriftsteller arbeitete, ist bei dem Reichthum seiner Kenntnisse, und bei seiner engen Verbindung mit so vielen großen Männern seiner Zeit, die auf diesem Felde sich verdient machten, nicht befremdend. Auffallender ist es hingegen, besonders bei der großen

*) Kämmerers Geschichte der churpfälzischen Oberamtsstadt Ladenburg. (Mannh. 1789.) S. 28.

Verehrung, mit der man allenthalben, und ohne Neid, seinen Nahmen nannte, daß, außer seiner oben erwähnten, vor dem Papste gehaltenen Rede, und zwei Briefen an Reuchlin, der größten Wahrscheinlichkeit nach, gar nichts von seinen Werken öffentlich bekannt geworden ist. Die Rede ist zu Rom, wahrscheinlich gleich nachdem sie Dalberg gehalten hatte, unter folgendem Titel gedruckt worden: Joannis Camerarii Dalburgii, Wormaciensis Episcopi, Oratoris ill. princ. Philippi Comitis palatini Rheni, Innocentio VIII. pont. max. dicta gratulatio. — Am Ende: Dicta anno post natum Christum M. CCCC. LXXXV. prid. Non. Jul. — Ohne Druckort und Jahrzahl. 4. 6 Blätter; — und eine andere Ausgabe unter gleichem Titel, doch ohne Endschrift; 4 Blätter. — Daß Rom der Druckort sei, ist von Mansi (in seiner Ausgabe von Fabricii bibl. lat. med. et inf. aet. T. II. p. 3.) vermuthet, von Audiffredi (Catal. hist. crit. Romanarum editionum, Rom. 1783. 4. pag. 266. und 274.) aber bestätigt worden. — Die beiden Briefe stehen in der berühmten Sammlung: Illustrium virorum epistolae hebraicae, graecae et latinae, ad Joannem Reuchlin Phorcensem etc. Bogen k. Seite 1. und 2. woraus ich sie wegen der Seltenheit dieses Werkes, unten mittheile. — Trithemius rühmt zwar, *) daß Dalberg vortreffliche Schriften, sowohl in Versen als in Prosa, ausgearbeitet habe, und macht einige der letztern, die er bei ihm zu Ladenburg schon völlig ausgearbeitet gesehen, nahmhaft, nehmlich: De inventione,

*) In d. Script. ecclesiast. und im Chron. Hirsaugiense; in ersterem noch bei Dalbergs Leben, in letzterem aber nach seinem Tode.

ratione et qualitate monetae; — De origine nobilitatis; — und De numerorum arcanis mysteriis; — außerdem schreibt er ihm auch ein Gedicht auf den Tod Rudolf Agricola's, nebst mehrern andern Gedichten, Reden und Briefen zu, und sagt, daß er mehrere Reden aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt, und zur Vergleichung der griechischen und teutschen Sprache vieles gesammelt habe. Er fügt aber auch hinzu: der Bischof habe bei seinem Leben nichts davon in Druck ausgehen lassen, weil diese Schriften noch nicht ganz nach seinem Wunsche vollendet gewesen wären; es habe ihm jedoch bei seinen wichtigen Staatsgeschäften an Zeit gefehlt, ihnen diese gewünschte Vollendung zu geben, und so habe ihn denn der Tod übereilt. — Wahrscheinlich liegen also jene Schriften — unter denen die zuerst genannte Abhandlung über das Münzwesen von seinen Zeitgenossen mit vorzüglicher Achtung erwähnt wird, — wenn sie sich überhaupt erhalten haben, noch handschriftlich irgendwo in Bibliotheken verborgen. Dalbergs Ruhm hat indessen dabei nichts verloren; denn das geistige Denkmaal, das er sich selbst, als Freund und Beschützer aller Gelehrten und Rechtschaffenen seiner Zeit, errichtete, steht unvergänglich und unvergesslich.

Unerwartet entriss ihn ein zu frühzeitiger Tod, am 23. Julius 1503, in einem Alter von 58 Jahren, seinem edlen und thätigen Leben. Sein Verlust wurde von der ganzen gelehrten Welt schmerzlich empfunden, und von seinen Freunden tief und aufrichtig betrauert.

Johann von Dalbergs Briefe an Reuchlin.

Als Anhang zu Dalbergs Lebensbeschreibung.

1.

Joannes Camerarius Dalburgius, Episcopus Wormaciensis, Joanni Reuchlin, Phorcensi, LL. Doctori, S. P. D.

Inter multa et praeclara tua in nos gentemque et familiam nostram officia atque bene merita, jucundissimum illud judicamus, quo nos proximis diebus honorasti, totusque nos omnes tibi perpetuo obligasti. Recte enim poterimus ad te hos versus referre, quibus cum nuper homini cuidam amicissimo gratias egimus, inter alia dicentes:

Gratius est gemmis, fulvo quoque gratius auro,
Gratius auriferi non tulit unda Tagi.

Nempe cum alias tuas translationes, quas vel nostro vel fratris amore absolvisti, e graeco in germanicam vel latinam linguam vertens libellos, vehementer probaremus, tum has tuas lucubrationes maxime sumus admirati. Alemannica videlicet in lingua tam apte, tam lucide, tam suaviter, et in ligata, et ita ad certum numerum perstricta oratione, ea, nihilo in sententiis immutato, potuisse explicare, tantoque id mirabilius visum est, quo te illo genere carminis, quod octonis septenisque pedibus vicissim procedit, concinnat, similiterque cadit desinitque quam aptissime, nunquam te antea usum esse ajebas. O bona, fertilis, feracissimaque deplantata arbos, quae primos fructus tam delicatos, maturos, sapidos, flagrantissimos, et quod

omnium pulcherrimum est, immarcescibiles perpetuoque durantes, tam suaviter nobis decerpendos obtulerit! O foecunda insitio, quae, si recte excoletur, inaestimabiles fructus, suavissimosque foetus est prolatura! Quid pluribus? frequentes illae molestiae et occupationes prohibent, qua excusatione erga te tanto possum liberius uti, quanto te similiori palo adalligatum esse sciamus. Distinuimus aliquot diebus nuncium et tabellarium tuum, et ad fratrem cum opere tuo transmisimus. Sperabamus interea commode et pleniore otio de multis rebus potuisse ad te scribere, sed longe nos fefellit opinio. Namque rediens heri, occupatissimos nos quam ullo alio tempore offendit, ita nobis cogitationes, molestias et labores attulerunt litterae regiae, quibus principem rogat, hortatur, ut quam primum nos Augustam Vindelicorum transmittat. De nonnullis rebus agendum est illic inter principes nostros et Ligam vestram. *) Haec res, cum absente principe in deliberationem magnam venit, nos devocavit. Sit satis tibi, mi observandissime doctissimeque Joannes, gratissimum utrique munus tuum fuisse. Existimabis recte, operam nos daturos, ut tibi gratiam referre possimus. Tu inter familiam nostram numeraberis, observaberis, tuum erit quicquid nostrum est. Speramus eam tempestatem, de qua nos admones, et quam coelo impendere etiam ipsi cernimus, majore tranquillitate, quam suspicemur abituram, deosque propitios fore

*) Der ſchwäbiſche Bund.

domino tuo conservatori autorique pacis et optimo principi (ita semper in animo nostro habitus est) multos adhuc vitae dies longioraque tempora supervivendi bene sperantes optamus, neque eam perniciem Reipublicae, quam mors sua minatur, esse passuros Deum, sanctosque coelites. Quod si res sinistris fatis agitabuntur, tales nos fratremque nostrum offendes, quales nos nominasti, hoc est asylum futurarum calamitatum, nihil in rebus fortunisque nostris futurum est, quod non tuum esse arbitrari debebis. Sic vale, quousque plus temporis chartaeque suppeditaverit. Iterum vale. XII. Decemb. MCCCCXCI.

2.

Joannes Camerarius Dalburgius, Episcopus Wormaciensis, chariſſimo praeceptori suo Jo. Reuchlin S.

Quod Wormatiae es in hac impura tempestate, duplici ex causa gaudeo, altera quod propinquior sis, ut amplior mihi spes visendi tui relinquatur, altera, quod, quanta mecum actum sit injuria, temeritate et insolentia, rectius possis intelligere. Scito et me, priusquam de tuo adventu certior essem factus, destinasse animo et omnino constituisse, abs te pro nostra amicitia et mutua benevolentia exigere velle, ut quam citissime ad nos convolares, amicissimi et constantissimi hominis officium ostensurus. Cum igitur tibi commodior et recta sit nata occasio, te per nostrum amorem, per sacras ipsas literas et musas oro, requiro, admoneo, ut ad nos venias. Multa enim tecum pro salute

Reipublicae et nostra tranquillitate sum communicaturus. Tu vale et amicum te ostendito. Sum Laudenburgii, adventum tuum ardentissime exspectans. Datum propere et tumultuarie, mi suavissime Reuchlin, V. Octobris.

4. Rudolf Agricola. *)

Rudolf Agricola (so übersetzte er selbst seinen ursprünglichen Geschlechtsnahmen Huesmann oder Hausmann) war zu Baflo, einem Dorfe bei Gröningen in den Niederlanden, im August 1443 **) geboren. Seine Aeltern waren zwar weder vorzüglich reich, noch aus vornehmen Stande, ***) doch begütert genug, um diesen Sohn, außer welchem sie noch mehr Kinder hatten, den Wissenschaften zu widmen, für welche er schon frühzeitig ganz vorzügliche Anlagen zeigte. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht empfing er in der Schule zu Zwoll, bei Thomas von Kempen, den wir schon als den Lehrer eines Rudolf Lange und Moritz von Spiegelberg

*) Das Leben dieses Mannes ist zuerst von Melanchthon, später von Adam, Bayle, Brucker (sowohl in der Hist. crit. philos. als im Ehrentempel), Niceron, Meiners, u. a. m. beschrieben worden, wiewohl man überall sowohl Vollständigkeit als Kritik vermisst, und daher noch vieles zu berichtigen und zu ergänzen war.

**) Diese Zeitbestimmung ergibt sich aus der Angabe seines Alters, nach Adolf Occo, einem seiner vertrauten Freunde, welcher dasselbe auf 42 Jahr und 2 Monate festsetzt. Es ist also irrig, wenn die meisten Schriftsteller 1442 als sein Geburtsjahr angeben.

***) Ubo Emmius (Hist. Fris. lib. XXX. pag. 457), dem hierinn am meisten zu glauben ist, nennt ihn obscuris natalibus ortum.

kennen lernten, und es ist zu vermuthen, daß er hier schon den ersten Antrieb empfing, seine Kenntnisse vornehmlich aus den Ueberresten des klassischen Alterthums zu schöpfen, und in dem Vaterlande der damals auflebenden Wissenschaften, in Italien, dereinst höher auszubilden. — Von Zwoll begab sich Agricola, zur Fortsetzung seiner Studien, auf die damals berühmte Universität Löwen, wo er besonders mit jungen französischen Gelehrten Bekanntschaft machte. Von diesen lernte er nicht nur die französische Sprache, sondern durch sie scheint er auch hauptsächlich — da die zu Löwen noch allein herrschende scholastische Philosophie seinem Geiste nicht zusagte — zu dem Entschlusse gekommen zu sein, auch noch die Universität Paris zu besuchen, wo man im reineren Latein und in der Kenntniss der Klassiker schon etwas weiter gekommen war. Doch soll er vorher noch in Löwen die Magister-Würde erhalten haben. In Paris hatte er unter andern noch seinen berühmten Landsmann, Johann Wessel von Gansfort, zum Lehrer, dessen persönliche Bekanntschaft er vielleicht schon in seinem Vaterlande gemacht hatte. Es ist wahrscheinlich, daß er sich in Paris viele Jahre aufhielt, und hier nicht nur durch seinen eignen Fleiß in der alten Literatur große Fortschritte machte, sondern auch als Lehrer auftrat und sich dabei die Mittel zu seiner künftigen Reise nach Italien erwarb, die er vermuthlich zwar schon lange beabsichtigt hatte, doch erst bei gereifteren Jahren wirklich antrat. Denn wir finden ihn 1476 und in einigen folgenden Jahren in Italien, wo er mit den großen Wiederherstellern der alten Literatur bekannt wurde und unter ihrer Anleitung seine Kenntnisse erweiterte; daß er aber schon mit bedeutender Gelehrsamkeit ausgestattet dahin kam, sieht man daraus, daß nicht nur bereits gelehrte Arbeiten von

ihm vorhanden waren,*) sondern daß auch sogar die Italiener schon seine Fertigkeit, Sicherheit und Reinheit im Lateinischen, die er bei öffentlichen Reden und Disputationen zeigte, und die sie vorher, in ihrem Stolze, gar keinem Teutschen zugetraut hatten, bewunderten. In Italien, und zwar zu Ferrara, machte Agricola auch die Bekanntschaft Johanns von Dalberg und Dietrichs von Plenningen, die hernach für ihn, wie für diese Männer, und für die Wissenschaften überhaupt, so wichtig wurde. Vorzüglich benutzte er die Gelegenheit, in den Bibliotheken Italiens sich mit den in Teutschland damals noch äußerst seltenen Werken der Klassiker, vornehmlich der Griechen, bekannt zu machen, von denen er sich vieles, besonders aus dem Aristoteles, abschrieb. Seine Geschicklichkeit in der Musik und im Mahlen machte ihn bei den Italienern vorzüglich beliebt, und brachte ihm daher auch für seine wissenschaftlichen Zwecke bedeutenden Vortheil.

Nachdem er sich nun einige Jahre mit eben so viel Vergnügen als Nutzen in Italien aufgehalten hatte, begab er sich wieder in sein Vaterland. Mehrere Städte, als Gröningen, Nimwegen und Antwerpen, wetteiferten gleichsam mit einander, ihn durch Ertheilung eines öffentlichen Amtes mit ansehnlicher Besoldung für sich zu gewinnen; allein er schlug alle diese dargebotenen Beförderungen aus, denn er hielt es für den höchsten Zweck seines Lebens, ganz unabhängig und frei von allen äußeren Banden, nur den

*) Nach Orlandi, dell'origine della stampa, soll schon 1471 eine Ausgabe kleiner lat. Schriften des Agricola erschienen sein; und wenn auch vielleicht die Richtigkeit dieser Angabe bezweifelt werden dürfte, so ist es doch gewiss, daß eine solche 1476 ans Licht getreten ist.

Wissenschaften zu leben. Dies war die Ursache, weshalb er sich weder verheirathen, noch zur Uebernahme eines bestimmten Amtes bequemen wollte. Ueber alles theuer war ihm sein Vaterland, und er konnte sich keinen höhern Beruf denken, als selbst mit allen Kräften dahin zu wirken, und auch seine gelehrten Freunde, unter denen Rudolf Lange und Alexander Hegius oben an standen, aus allen Kräften zur Mitwirkung aufzumuntern, daß der gelehrte Ruhm, den Italien sich damals noch allein, fast als ein ausschließliches Vorrecht anmaßte, diesem Lande entwunden, und für Teutschland errungen werde, damit auch Teutschland des Segens einer bessern wissenschaftlichen Bildung, der bisher nur Wenigen hier zu Theil ward, in reicherer Fülle sich erfreue, und nicht ferner das Ausland die Teutschen mit dem verächtlichen Nahmen roher Barbaren bezeichne. Democh konnte er, bei dieser innigen Liebe zu seinem Vaterlande, die Sehnsucht nach den schöneren Gefilden und dem lehrreichen Umgange der Gelehrten Italiens, die er einmal kennen gelernt hatte, nicht unterdrücken. Teutschland schien ihm rauh und dürftig, wenn er an jenes reiche und blühende Land dachte, und er wähnte sich allein, in einer Welt ohne wahre Bildung, wenn er sich an Italiens geistvolle Männer erinnerte; ja er glaubte an sich selbst, seit seiner Rückkehr aus Italien, nur Rückschritte in seinen Kenntnissen, in seiner Bekanntschaft mit den Klassikern, in seiner Fertigkeit in den Sprachen und in der Reinheit seines Ausdruckes, zu bemerken. Daß er sich selbst hierbei Unrecht that, ist nicht zu verkennen; denn eben der Brief an Hegius, worinn er sich am meisten über sein vermeintes Versinken in die schlechte Schreibart beklagt, ist selbst als ein Muster eines guten und kräftigen Styls zu betrachten.

Im Jahre 1481 reiste er, in wichtigen Aufträgen der Stadt Gröningen, an den Hof des Römischen Königs Maximilian I. nach Brüssel; woraus sich der Missverstand herschreibt, daß einige Schriftsteller behaupten, er sei Syndicus der Stadt Gröningen gewesen, was doch nur von diesem einzelnen Geschäfte, nicht aber als ein fortwährendes Amt anzunehmen ist.*) Er hielt sich damals sechs Monate lang an Maximilians Hofe auf, und wiewohl er daselbst mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, auch, nach seiner eignen Aussage, mit den Hofleuten in manche unangenehme Berührung kam, so hatte er doch das Glück, nicht nur die ihm aufgetragenen Geschäfte zur Zufriedenheit zu vollenden, sondern auch mit manchen angesehenen Männern in genauere Bekanntschaft zu kommen, die ihn dem Könige angelegentlich empfahlen, so daß dieser ihn unter sehr annehmlichen Anerbietungen in seine Dienste zu ziehen suchte; doch die Neigung zu einer gelehrten Ruhe, und der Widerwille gegen das Hofleben, machten daß Agricola diese vortheilhaften Anträge ausschlug.

---

*) Die alten Urkunden enthalten Beweise genug, daß man solche Männer, welche von einer Stadt, besonders in Rechtsangelegenheiten, beauftragt wurden, bei irgend einer Behörde ihre Stelle zu vertreten und das Wort zu führen, Syndicos et oratores nannte; hier ist aber durchaus an kein bleibendes Amt zu denken, sondern bloß an einen Auftrag für ein bestimmtes Geschäft, der wieder aufhörte, sobald dieses Geschäft beendigt war. Nur in diesem Sinne kann Agricola füglich ein Syndicus der Stadt Gröningen genannt werden, nicht aber, als sei er wirklicher und permanenter Stadt-Syndicus gewesen, was schon darum nicht denkbar ist, weil er kein Rechtsgelehrter war.

Um dieselbe Zeit wurde ihm von der Stadt Antwerpen der Antrag gemacht, dorthin zu ziehen, und die Leitung einer neu zu errichtenden Gelehrtenschule zu übernehmen. Da Agricola in einer großen Stadt mehr Freiheit, als an einem Hofe, zu finden hoffte, und überdies zu Antwerpen einen würdigen Freund, Jacob Barbirianus, hatte, von dessen Umgange er sich ein glückliches Leben versprach, so ergriff er diesen Vorschlag, wider seine sonstige Gewohnheit, mit großem Verlangen. Während man aber noch über die Besoldung unterhandelte, — Agricola hatte 100 Kronen (centum coronatos) verlangt, worüber der Rath zu Antwerpen sich noch bedachte — trat wieder ein anderer Plan dazwischen.

Johann von Dalberg, der Agricola's Bekanntschaft in Italien gemacht, und seine vorzüglichen Geistesgaben eben so, wie die Neigungen seines Gemüthes, richtig erkannt hatte, war inzwischen schon Kanzler des Kurfürsten zur Pfalz, und bald nachher Fürst-Bischof zu Worms geworden. Da er, sowohl durch den Auftrag des Kurfürsten, als durch eignes Verlangen, die Universität Heidelberg mit gelehrten Männern zu bereichern suchte, so war sein erster Gedanke auf Agricola gerichtet, doch bestimmte er ihn nicht sowohl für die Universität, als vielmehr zur Zierde seines eignen Hofstaates, und ließ ihn daher, im Oktober 1482, durch seinen vertrauten Freund Dietrich von Plenningen, schriftlich zu sich nach Heidelberg einladen. Die Bedingungen, die er ihm antrug, waren ganz auf Agricola's Gemüthsart berechnet. In Erinnerung an die früher schon geschlossene Freundschaft, und mit Beziehung auf die Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen und Lieblingsbeschäftigungen, ließ er ihn einladen und dringend auffordern, zu ihm zu kommen, um, mehr

in der Eigenschaft eines Freundes als eines Dieners, in seinem Hause zu wohnen, und hier, ganz nach seinem eignen Gefallen, bloß der Freundschaft und den Wissenschaften zu leben, wobei er ihm versprach, mit aller der Freigebigkeit, die sein dermaliger Stand ihm gestattete, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen. Er sollte also nicht durch ein öffentliches Amt gebunden, nicht den beschränkenden Formen des damaligen Universitätslebens unterworfen, sondern ganz freier Herr seiner Zeit und seiner Beschäftigungen sein, und dabei mit Dalberg und Plenningen in der vertrautesten Gemeinschaft leben, Wohnung, Studien und Erholungen mit ihnen theilen. Kaum bedurfte es der Gründe und Bitten, die Plenningen, in seinem Schreiben, sowohl in Dalbergs Nahmen, als aus eigner Bewegung, fast erschöpfte, um dieses an sich schon so reizende und schmeichelhafte Anerbieten für Agricola noch einladender zu machen, und Agricola machte sich denn auch sogleich nach Heidelberg auf den Weg, wenn auch noch nicht gerade mit dem festen Entschlusse, sich dort für immer niederzulassen, doch wenigstens um sich vorläufig durch den Augenschein von allen Verhältnissen zu überzeugen. Bei seiner Ankunft wurde er nicht nur von Dalberg, sondern auch von dem Kurfürsten Philipp selbst, mit der größten Auszeichnung empfangen; doch erklärte er sich noch nicht ganz bestimmt, hielt sich auch diesmal nicht lange in Heidelberg auf, sondern reiste erst noch einmal in seine Heimath. Als er dahin auf dem Wege war, traf ihn, in Bacharach, ein Brief seines Freundes Barbirian aus Antwerpen, dem er vorher Dalbergs und Plenningens Anerbieten gemeldet hatte, *) der ihm aber

*) In einem Briefe (dat. Cöln d. 1. November 1482), der sich

nun die Nachricht gab, daß die Stadt Antwerpen ihn zum Lehrer ihrer Schule, gegen eine Besoldung von 300 rheinischen Gulden, verlange. Dieses Ereigniss schien ihn doch wieder wankend zu machen, denn er schrieb davon sogleich an Plenningen, doch ohne sich über seinen Entschluss auszusprechen, nur mit der Aeußerung, daß er sich in Cöln mit einem Freunde (vermuthlich dem Grafen Moritz von Spiegelberg) darüber berathen wolle. Dieser mag ihm indessen wohl gerathen haben, das Verhältniss in Heidelberg dem Antrage nach Antwerpen vorzuziehen, oder er selbst mag sich die Sache von einer andern Seite vorgestellt haben; denn er gab bald darauf dem Barbirian eine bestimmte abschlägliche Antwort, in welcher er kaum Worte genug finden konnte, seinen Widerwillen gegen den Stand eines Schullehrers zu schildern. „Mir wird, sagt er: eine Schule geboten, eine bittere, schwere, freudenlose Sache, schon auf dem bloßen Anblick und Zugang sehr traurig und hart; denn ich denke dabei an Schläge, Heulen und Schreien, ja an ein wahres Gefängniss. — An eine Schule soll ich gehen? Woher soll ich denn die Zeit nehmen zum Fortschreiten in den Wissenschaften? woher die Ruhe und Heiterkeit zu eignem Denken und Forschen?“ —

Agricola's Entschluss, nach Heidelberg zu gehen, war also befestigt; doch verschob er die Ausführung desselben bis auf den kommenden Sommer. Doch bevor er sie wirklich bewerkstelligte, hätte ihn beinahe ein anderer Unfall wieder zurückgehalten. Ein jüngerer Bruder Agricola's, Nahmens Heinrich, hatte nehmlich die Leicht-

---

in seinen Werken befindet, und aus dem die obigen Nachrichten entlehnt sind.

fertigkeit begangen, dem Vater heimlich zu entlaufen und eine beträchtliche Summe Geldes zu entwenden; ja er war nach Heidelberg zu dem Bischof von Worms gekommen, und hatte sich bei diesem, mit dem lügenhaften Vorgeben, als sei er von seinem Bruder Rudolf dahin geschickt worden, einzuschleichen gewusst. Agricola klagte dies einem andern Bruder, der in Oldenburgischen Diensten stand,*) und äußerte zugleich, daß er aus Scham über diesen Vorfall, und aus Furcht, der Entlaufene möchte zu Heidelberg noch thörichtere Streiche begonnen haben, großes Bedenken trage, noch nach Heidelberg zu reisen. Indessen muss die Sache noch zur Zufriedenheit beigelegt worden sein, denn schon im Junius 1483 finden wir unsern Agricola wirklich in Heidelberg, und erfahren aus einem etwas späteren Briefe desselben, daß auch der Bruder, mit dem er so große Ursache gehabt hatte, unzufrieden zu sein, dort in einem angesehenen Hause vortheilhaft untergebracht war.

In Heidelberg führte nun Agricola das Leben, welches seinen Neigungen und Wünschen, wie man denken sollte, ganz angemessen war. In einer angenehmen Stadt, umgeben von einer herrlichen Natur, und von jedermann geachtet, lebte er in dem vertrautesten Umgange mit zwei

---

*) Der hieher gehörige Brief, der sich ebenfalls in Agricola's Werken befindet, ist geschrieben am Sonnabend nach Frohnleichnam (Sabbato post Corp. Christi) 1483. — Es ist mir hierbei aufgefallen, daß der sel. Meiners (Lebensbeschreib. ber. Männer a. d. Zeiten der Wiederherstell. d. Wissensch. 2. Th. S. 341.) den ganz bekannten Ausdruck Corporis Christi (das Frohnleichnamsfest) nicht verstand, und die unnütze Conjectur machte, es müsse wohl dabei resurrectionem zu verstehen, also Ostern gemeint sein! —

Männern, die sich eben so sehr durch Tugend und edle Gesinnungen, als durch Kenntnisse und Eifer für die Wissenschaften auszeichneten, und für ihn die wärmste Hochachtung und Freundschaft fühlten, bei der es ihnen ganz fremd blieb, jemals das Uebergewicht ihres Standes und ihrer höheren Würden gegen ihn geltend zu machen, oder ihn nur die geringste Abhängigkeit fühlen zu lassen. Er lebte nehmlich, so lange Dalberg sich in Heidelberg aufhielt, mit ihm und Plenningen in einem Hause und aß mit beiden an einem Tische, wurde jedoch durch dieses Verhältniss so wenig beschränkt, daß er vielmehr, nach seinem eignen Geständniss, leben konnte, wie es ihm gefiel; er konnte gehen und wiederkommen, arbeiten und ruhen, nach seinem Gefallen, und es wurde nichts von ihm gefordert, als was er sich selbst auflegte. Zwar hatte Dalberg ihm zur Bedingung gemacht, mit ihm gemeinschaftlich zu studiren; allein wegen der vielen und wichtigen Geschäfte, denen er, als Bischof zu Worms und als Kanzler des Kurfürsten, seine Zeit widmen musste, wurde Agricola nur selten von ihm in Anspruch genommen. Außerdem beschäftigte er sich mit öffentlichen Vorlesungen und Disputationen, durch die er theils das Studium der alten Sprachen und Klassiker, theils eine reinere, nach den wahren Mustern der Alten gebildete Philosophie, unter den Gelehrten aller Klassen zu verbreiten suchte. Dies that er nicht nur in Heidelberg, sondern auch in Worms, wenn er den Bischof dahin begleitete; denn auch hier hatte er ein zahlreiches, größtentheils von jungen Geistlichen bestehendes Auditorium. Diese Beschäftigungen übernahm er theils aus eignem Antrieb, um durch seine erworbenen Kenntnisse wieder andern nützlich zu werden, theils in Folge vielfältiger Aufforderungen, weil alles auf seinen

Unterricht begierig war, und nicht bloß die Schüler, sondern auch die Lehrer noch von ihm zu lernen hofften, und ihn gleichsam als ein Orakel verehrten. Selbst der Kurfürst Philipp ließ sich von ihm noch die alte Geschichte besonders vortragen, und fasste zu ihm überhaupt so viel Zutrauen, daß er sich oft in wichtigen Angelegenheiten seines Rathes bediente. Dabei fuhr Agricola noch fort, seine eignen Kenntnisse zu erweitern; vornehmlich entschloss er sich, das Studium der Theologie noch auszubilden, und lernte deshalb die hebräische Sprache von einem zum Christenthume bekehrten Juden, den Dalberg eigends zu diesem Zwecke in seinem Hause unterhielt. — Auch den Briefwechsel mit seinen abwesenden Freunden, besonders mit Rudolf Lange, Alexander Hegius, Ant. Liber und Barbirianus, setzte er fleißig fort, und unter diesen Briefen dürfte sich leicht das Lehrreichste befinden, was wir von Agricola's Schriften noch besitzen. So scheint er auch von Heidelberg aus manche kürzere Reise zu einem oder dem andern dieser Freunde, oder sonst an einen Ort, der ihm in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig war, gemacht zu haben, wie er denn überhaupt das Reisen sehr liebte. Auf solchen Reisen war er nie ohne eine kleine Reisebibliothek, die hauptsächlich aus den Schriften des ältern und jüngern Plinius, dem Quintilian und einigen auserlesenen Schriften des Cicero und Aristoteles bestand.

Bei allen diesen Vorzügen seines Lebens fühlte sich aber Agricola doch in Heidelberg nicht ganz glücklich; ein merkwürdiges Beispiel, daß ein Leben, welches ganz unsern Neigungen entspricht, nicht allemal wünschenswerth ist, daß vielmehr etwas äußerer Zwang manchem Gemüthe zu seinem wahren Vortheil oft Noth thut, und daß der menschliche Geist sonst nur zu sehr geneigt ist, sich Schwie-

rigkeiten und Widerwärtigkeiten zu erfinden, wo keine zu finden sind. Wie wär es sonst möglich, daß Agricola, bei der in jeder Hinsicht angenehmen und vortheilhaften Veränderung seines Lebens, gerade die Klagen führen konnte, die wir mit wahrem Erstaunen in seinen Briefen lesen? Die eine dieser Klagen betrifft die Entfernung von seiner Heimath. „Immer, schreibt er: liegt mir der Ausspruch des Horaz im Sinne: Wer sein Vaterland fliehet, der fliehet sich selbst.“ (Und dennoch war sein Sehnen zugleich fortwährend nach Italien gerichtet. Welch ein Widerspruch also in dem Benehmen eines sonst so verständigen und besonnenen Mannes!) „Ich hatte mich schon wieder an mein Vaterland, und dieses sich an mich gewöhnt; *) ich dachte dort eine Ruhestätte zu finden, und nun bin ich wieder herausgerissen, und an einen Ort geworfen, wo mir alles neu und fremd ist!“ — Die zweite, noch auffallendere und weniger zu begreifende Klage spricht er über sein Lebensverhältniss aus, das ihm doch kaum reizender hätte fallen können. Er befand sich in einer Lage, wo er im Grunde nur von einem einzigen Manne, nehmlich von dem Bischof von Worms, abhing; dieser Mann war ein Fürst, dessen Gesinnung eben so erhaben war, als sein Stand, und von ihm abzuhangen, war also höchst ehrenvoll; er war aber zugleich Agricola's vertrauter Freund, fühlte gegen ihn die tiefste Hochachtung, und fand sich selbst dadurch geehrt, daß Agricola sich bei ihm aufhielt; es konnte also von einer fühlbaren oder drükkenden Abhängigkeit gar nicht die Rede sein. Agricola

*) Hieraus ist zugleich noch zu schließen, daß Agricola schon vor seiner Reise nach Italien längere Zeit außerhalb seines Heimathlandes zugebracht haben muss. Vgl. oben.

selbst sagt in einem Briefe an seinen Bruder, daß ihm der Bischof von Worms mit der größten Güte und Leutseligkeit begegne; aber er setzt auch hinzu: „Ohngeachtet mir keine eigentliche Dienstbarkeit zugemuthet wird, so weiß ich doch nicht, ob meine Lage nicht gerade dadurch noch drückender wird, daß ich mir selbst das auflegen muss, was ein Anderer mir erlassen hat, und ob nicht die Freiheit selbst, die man mir gestattet, eine desto schwerere Dienstbarkeit wird." — Es lässt sich hieraus schließen, daß Agricola, bei allen Vorzügen seines Geistes und Herzens, doch nicht genug Kraft und Festigkeit des Willens hatte, um sich selbst mit Standhaftigkeit und Besonnenheit auf der Bahn einer frei gewählten Thätigkeit zu leiten, und ein Ziel, zu dem ihn keine äußere Nothwendigkeit hintrieb, stets ohne Schwanken und Ermatten im Auge zu behalten; und gewiss würde es daher für ihn und für sein Wirken weit vortheilhafter gewesen sein, wenn es ihm schon frühzeitig möglich gewesen wär, sich in die Schranken eines bestimmten Amtes und festen Wohnortes zu fügen. Er würde sich darinn vielleicht, wenigstens anfangs, etwas gedrückt gefühlt, aber ohne Zweifel mehr Nutzen gestiftet, mehr Ruhm eingeärntet und endlich mehr wahre Zufriedenheit empfunden haben, als in einer Lage, wo ihm gar kein fester Lebensplan und Lebenszweck vorschwebte, wo er zu wenig an ein folgerichtiges, anhaltendes Handeln gebunden war, und wo ihm über dem Wählen und unstäten Hin- und Hergreifen von einer Beschäftigung zur andern, fast alles Begonnene unvollendet blieb und ein großer Theil der schönsten Zeit und Kraft ohne wesentlichen, bleibenden Nutzen verloren ging.

Indessen würden wir unbillig sein, wenn wir, über so manchem verfehlten Bestreben Agricola's, vergessen

wollten, wie viel er in der That für das Aufblühen und Emporwachsen höherer Geistesbildung geleistet hat. Seine Verdienste, die ihm für immer ein rühmliches Andenken unter den Wohlthätern der Menschheit und unter den Zierden des teutschen Vaterlandes sichern, kommen vornehmlich in folgenden Grundzügen zusammen.

Innig überzeugt von dem hohen Werthe der alten Griechen und Römer, war er einer der Ersten, der durch Wort und Beispiel unter den Teutschen den Eifer erweckte, sich mit ihren unsterblichen Werken genauer bekannt zu machen, aus ihnen edlere Früchte der Kenntniss zu sammeln, und an ihren herrlichen Mustern den Geschmack und das Urtheil zu bilden. Hierinn hat er alle seine Zeitgenossen weit übertroffen. Man sah es augenscheinlich und mit großer Bewunderung, daß er kaum in Heidelberg angekommen war und zu lehren begonnen hatte, als schon, in Folge seiner Empfehlung der alten Klassiker, und seines eignen reinen, edlen und geschmackvollen Vortrags, das alte barbarische Latein bei den Studirenden in Abnahme kam und ein besserer Geschmack erwachte. So wirkte er aber nicht allein da, wo der nächste Schauplatz seiner unmittelbaren Thätigkeit war; sondern er wusste auch andere Männer von Ansehen und redlichem Willen für denselben Zweck zu gewinnen, oder wenn sie schon aus eignem Antriebe zu diesen Ziele hinstrebten, sie durch seinen Rath zu leiten und zu unterstützen. Seine Reisen waren ihm dabei trefflich zu statten gekommen, die Verbindung mit vielen ausgezeichneten Männern seiner Zeit theils neu anzuknüpfen, theils zu unterhalten, und durch seinen lehrreichen Briefwechsel ward er zu vielen ihrer heilsamen Unternehmungen Anlass, Rath und Beistand. Zum Schulmanne fühlte er sich selbst zwar nicht geschaffen; dagegen unterstützte er

auf jede Weise die Schulen seiner gelehrten Freunde, vorzüglich des Hegius zu Deventer und des Dringenberg zu Schletstadt, und freute sich der Fortschritte ihrer talentvollen Schüler. Unter andern lernte er drei nachmals hochverdiente Männer, Murmelius, Erasmus von Roterdam und Hermann Busch, als zarte Jünglinge in der Schule des Hegius kennen, und sagte, mit tiefer Einsicht in das noch verborgene Wesen ihrer Geistesanlagen, ihre künftige Größe voraus. So weit sein Einfluss reichte, suchte er die schlechten Schulbücher zu entfernen, und bessere an ihre Stelle zu bringen, was freilich wegen der Seltenheit der letztern, große Schwierigkeiten hatte! — Vornehmlich aber ist es bei seinen Bemühungen um die Aufnahme der klassischen Literatur zu rühmen, daß er schon viel weiter sah, als viele, die nach ihm kamen; indem er auf der einen Seite zwar die große Lehre einschärfte, daß man die Wissenschaften nicht um zeitlichen Gewinnes, sondern vornehmlich um der eignen Geistesbildung willen, erlernen müsse, auf der andern Seite aber das Studium der Alten nicht bloß wegen ihres formellen Nutzens, nur um der Ausbildung der Sprache willen empfahl, sondern — in der sehr richtigen Ueberzeugung, daß alle Sprachkenntniss für sich allein doch am Ende zu nichts nützt, wenn man durch sie nicht zu eigentlichen Sachkenntnissen geführt wird — sich bemühte, den großen Einfluss einer gründlichen Kenntniss der alten Sprachen in alle Wissenschaften zu zeigen, an den Mustern des Alterthums nicht bloß schön reden, sondern vielmehr auch richtig denken zu lehren, und zunächst eine bessere Methode des Lehrens und Lernens überhaupt zu begründen.

Seine Ansichten des sichersten Weges, zu einer höheren Geistesbildung zu gelangen, hat er am vollständigsten

und gedrängtesten in einem Briefe an seinen Freund Barbirianus ausgesprochen, *) aus welchem wir sie daher, mit seinen eignen, so getreu als möglich übergetragenen Worten hier mittheilen.

„Bei dem Entwurf eines Planes zur wissenschaftlichen Bildung müssen, wie ich glaube, zwei Dinge vornehmlich berücksichtigt werden; erstlich, auf welche Gegenstände des Wissens vornehmlich unsere Wahl gerichtet sein muss, und zweitens, welchen Weg wir einzuschlagen haben, um in dem Fache, das wir uns erwählten, die meisten Fortschritte zu machen."

„Dem einen wird nun freilich das Fach, welchem er sich widmen soll, durch die Nothwendigkeit, in Ansehung seiner Vermögensumstände oder seiner natürlichen Anlagen, angewiesen; der andere kann sich nach freier Wahl an einen Gegenstand, der ihm der beste dünkt, anschließen. Derjenige nehmlich, dem ein geringes Vermögen zu Theil wurde, wählt sich in der Regel eine solche Beschäftigung, wobei er glaubt, am frühsten zu der Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gelangen; und wer von der Natur weniger Thätigkeit und Scharfsinn empfing, der darf, wenn er nicht ganz vergebens arbeiten will, nicht allemal das ergreifen, was er am meisten wünscht, sondern was er am sichersten leisten kann. Derjenige aber, der ein reicheres Maß von äußeren Mitteln und eine höhere Kraft des Geistes empfing, würde Unrecht thun, wenn er nicht mit al-

*) Libellus de formando studio vere aureus, dignus qui studiosorum omnium manibus teratur; cujus autores sunt doctissimi viri Rodolphus Agricola, Erasmus Roterodamus, Philipp. Melanchthon. Colon. 1532. 8.

len Kräften nach dem Höchsten streben, und in einem Verhältnisse, wo er den ersten Rang ersteigen kann, sich mit dem zweiten oder dritten begnügen wollte. So wählt sich denn nun dieser das bürgerliche, jener das geistliche Recht und ein anderer die Heilkunde; viele ergreifen auch die sogenannten Künste, die meistens nur in Geschwätz und hohlem Geräusch bestehen, und wenden ihre Zeit auf weitschweifige und verwickelte Disputationen, oder richtiger zu sagen, auf Räthsel, für deren Auflösung seit so vielen Jahrhunderten sich kein Oedipus gefunden hat, und wohl schwerlich sich jemals einer finden wird. Mit diesen überladen sie dann die unglücklichen Ohren der Schüler, ja sie füllen und pfropfen sie ihnen ein, und töden dadurch bei den meisten die bessern Hoffnungen und künftigen Früchte des Geistes im zarten Alter, gleichsam schon in der Knospe. Gleichwohl lobe ich alle diese Beschäftigungen, und würde sie noch mehr loben, wenn sie recht und ordentlich betrieben würden. Denn ich bin nicht so thöricht, daß ich allein verwerfen sollte, was so viele loben. Warum sollte ich auch das nicht loben, wodurch so viele sich Reichthum, Ehrenstellen, Ruhm, Ansehen und Würden erwerben? besonders die Wissenschaften, von denen ich weiß und gern gestehe, daß sie (mit Cicero zu reden) einträglicher sind, als andere, welche man unfruchtbar und trocken nennt, weil sie mehr den Geist als den Kasten bereichern. Wenn du also auf Gewinn siehst, so musst du eine von jenen einträglichen Wissenschaften erwählen, die man treibt, um reich zu werden; aber du musst auch wissen, daß dir dieser Ruhm, wenn du ihn erlangest, mit jedem Wucherer gemein ist. Wenn du jedoch den richtigern Gedanken fassest, daß das wahrhaft Edle um seiner selbst willen gesucht zu werden verdient, und wenn du dich überzeugst, daß, bei

beſcheidenen Wünſchen, das Vermögen, was du beſitzeſt, immer hinreicht, — denn bei unbeſcheidenen Wünſchen ſcheint uns auch das Geringſte bei Andern zu groß, und das Größte bei uns zu klein, — ſo rathe ich dir, dich auf die Philoſophie zu legen, das heißt nichts anders, als dich zu bemühen, von den Dingen richtig zu denken, und das Gedachte gut vortragen zu können."

„Das Denken iſt nun von zweierlei Art, eben ſo wie die Beſchaffenheit der Dinge, welche wir unterſuchen. Einige Dinge nehmlich beziehen ſich auf unſere Handlungen und Sitten. In dieſen iſt die ganze Weiſe, unſer Leben recht und gut zu führen, enthalten, und damit beſchäftigt ſich der Theil der Philoſophie, welchen wir die Moral nennen. Auf dieſe müſſen wir zuerſt und vorzugsweiſe Rückſicht nehmen. Sie iſt aber nicht allein aus den eigentlichen philoſophiſchen Schriftſtellern, wie Ariſtoteles, Cicero, Seneca, und anderen dieſer Art, deren Bücher leſenswerth ſind, ſondern auch aus den Geſchichtſchreibern, Rednern und Dichtern zu ſchöpfen; denn wenn dieſe die guten Handlungen als rühmlich, und das Gegentheil derſelben als tadelnswerth darſtellen, ſo lehren ſie zwar nicht eigentlich, aber ſie zeigen, welches gerade das wirkſamſte iſt, durch augenſcheinliche Beiſpiele, was Recht oder Unrecht iſt. Von dieſen aber ſteigen wir noch höher zu der heiligen Schrift, um nach ihren Lehren unſer Leben einzurichten, und auf ihre ſegensreiche Leitung unſer Heil zu bauen. Denn allem, was uns Andere lehren, iſt doch immer mehr oder weniger Irrthum beigemiſcht; ſie ſelbſt konnten es auch nicht dahin bringen, ihren Lebenswandel ganz tadellos und nach keiner Seite abweichend einzurichten, und den wahren Zweck des Lebens kannten ſie entweder gar

nicht, oder ahneten ihn nur dunkel, gleichsam wie durch eine Wolke sehend, so daß sie davon mehr redeten, als überzeugt waren. Aber die heilige Schrift ist von allem Irrthum eben so weit entfernt, als ihr Urheber, Gott selbst. Sie allein führt uns auf einem sichern festen und richtigen Wege, sie zerstreut alles Dunkel, und sichert den, der ihr folgt, vor aller Täuschung, Abweichung und Verirrung."

„Es gibt aber noch andere Dinge, die nicht sowohl einer unmittelbaren Anwendung auf unser Leben fähig sind, sondern deren Kenntniss mehr unserm Geiste zur Zierde und zu einem edlen Vergnügen gereicht. Dahin gehören alle Untersuchungen über die Natur der Dinge; in der That ein sehr vielseitiger und mannichfaltiger Gegenstand, den auch schon viele Männer von großem Geiste auf sehr verschiedenartige Weise behandelt haben. Wiewohl nun diese Kenntniss nicht gerade nothwendig ist, um den Geist eines rechtschaffenen Mannes auszubilden, so trägt sie doch dazu nicht wenig bei; denn erstlich wird derjenige, der seinen Geist mit wahrer Aufmerksamkeit auf jene Forschungen richtet, weniger Raum für unnütze und schlechte Dinge behalten; ferner lernt man solche Dinge, welche der Unkundige anstaunt, mit Gleichgiltigkeit und Ruhe betrachten; man bedauert diejenigen, welche gewöhnlich für glücklich gelten, weil man einsieht, wie vergänglich und geringfügig alle Dinge ihrer ursprünglichen Natur nach sind; man muss gestehen, daß für die ganze Natur kein größeres Verderben eintreten könne, als wenn alle, selbst die verachtetsten Theile derselben, sich in solche Dinge, wie Gold und Edelsteine verwandelten, denen nur die allgemeine Thorheit des menschlichen Geschlechtes ihren hohen Werth verlieh; endlich, wenn wir uns nun, mit Hilfe dieser

Wissenschaft, von der schwachen, zerbrechlichen und allen Unglücksfällen unterworfenen Beschaffenheit unseres eignen Körpers überzeugen, so werden wir um so mehr dahin geführt, alle Sorge auf unsern Geist und dessen Ausbildung zu verwenden, worauf keine Mühe fruchtlos verwandt wird, weil alles, was man auf den Geist verwendet, eben so unvergänglich ist wie dieser selbst. Ich übergehe vieles andere, was noch über diesen Gegenstand gesagt werden könnte, weil dies schon hinreicht, zu zeigen, daß jene Kenntniss der Bemühungen eines weisen Mannes würdig ist." —

„Alle diese Gegenstände nun, sie mögen sich auf das menschliche Leben oder auf die Natur beziehen, müssen aus solchen Schriftstellern geschöpft werden, welche auf wissenswerthe Gegenstände zugleich das Licht einer schönen Darstellung verbreiten, so daß man mit der Kenntniss der Sachen gleichzeitig auch das, was ich oben zunächst mit dieser verbunden habe, die Kunst eines guten Vortrages, erlernt. — Die erste Sorge beim eignen Vortrage muss immer auf Richtigkeit des Ausdrucks gehen; die Sorge für Schönheit ist dieser untergeordnet, denn Schönheit kann ohne Richtigkeit und Zusammenhang der Rede nicht statt finden. Es geht mit der Beredsamkeit eben so, wie mit dem menschlichen Leibe; wenn nicht alle Glieder desselben gehörig geordnet und beschaffen sind, wenn sie nicht ihre richtige Gestalt und Größe haben, so ist aller Schmuck, womit man sie umgibt, vergebens; der Körper wird immer seinen Zierden widerstreiten, und der äußerliche Schmuck wird die Verunstaltung nur noch auffallender machen." —

„Ich habe nun noch davon zu sprechen, auf welchem Wege, meiner Meinung nach, von unsern Studien der meiste Gewinn zu erwarten steht. Mancher wird darüber

vielleicht anders denken; meine Ansicht aber ist folgende. Wer beim Erlernen der Wissenschaften zu einer Frucht gelangen will, die der Mühe werth ist, der hat vornehmlich auf dreierlei zu sehen; erstlich, daß er das, was er lernt, richtig und deutlich verstehet; zweitens, daß er das einmal Aufgefasste auch richtig behält; und endlich drittens, daß er sich dadurch in den Stand setzt, auch selbst etwas hervorzubringen. Zum ersten gehört fleißiges Lesen, zum andern ein getreues Gedächtniss, und zum dritten eine fleißige Uebung."

„Beim Lesen ist vorzüglich dahin zu streben, daß wir das, was wir lesen, so vollkommen als möglich verstehen und ganz durchschauen, so daß wir uns nicht bloß mit einer oberflächlichen Kenntniss des abgehandelten Gegenstandes begnügen, sondern bei guten Schriftstellern auch die Bedeutung und Eigenthümlichkeit der Worte, ihre Verbindung und die darinn liegende Schönheit ins Auge fassen, und sowohl die Zierde als die Würde des Ausdrucks, so wie die Schärfe, mit welcher die Sachen erklärt, vorgestellt und gleichsam an ein helles Licht gezogen werden, bemerken. Diese Vorschrift ist jedoch nicht so weit auszudehnen, daß wir bei einer Stelle, die uns entweder an sich, oder wegen unserer noch mangelhaften Kenntniss, dunkel ist, sogleich stehen bleiben und nicht weiter fortschreiten, oder wohl gar, wie Manche thun, das Buch liegen lassen, die Studien verwerfen, und an unserer Geisteskraft verzweifeln sollten; denn zu Fortschritten bedarf es Fleiß, nicht Widerwillen. Wenn sich also etwas findet, dessen Verstand wir nicht sogleich ausmitteln können, so müssen wir es übergehen und für eine andere Zeit aufsparen, wo dann inzwischen vielleicht ein Mensch, oder ein anderes Buch, oder, wie es häufig geschieht, ein abermaliges Lesen uns Aufschluss

gibt; denn mein Sprichwort ist: ein Tag lehrt den andern.*) Wenn es Quintilian sogar unter die Tugenden eines Sprachlehrers rechnete, nicht alles zu wissen, wie viel mehr ist es uns, wenn auch nicht nothwendig, doch wenigstens verzeihlich, mit manchem unbekannt zu sein! Indessen will ich damit nicht das Ansehen haben, die Nachlässigkeit in Schutz zu nehmen; im Gegentheil glaube ich durch nichts den Fleiß mehr anspornen zu können, als wenn ich zeige, daß fleißiges Lesen auch zum Verständniss den Weg bahnt, und alle Mühe beim Lesen durch fortgesetztes Lesen überwunden wird."

„Demnächst muss nun das Gedächtniss auch das Empfangene fest aufbewahren. Das Gedächtniss ist nun freilich zunächst eine Gabe der Natur; doch kann man ihm durch Kunst nachhelfen; — denn unter allen Geistesfähigkeiten ist gewiss das Gedächtniss diejenige, welche am meisten durch häufige Uebung vermehrt, durch Vernachlässigung und Nichtgebrauch aber geschwächt wird. Wenn wir nun gewisse Gegenstände für immer in unserm Geiste fest halten wollen, so müssen wir sie zuerst mit der größten und ungetheiltesten Aufmerksamkeit auffassen, dann aber so oft als möglich im Geiste zurückzurufen, und uns dabei bemühen, daß dies mit der größten Treue geschehe; dies alles aber müssen wir thun, wenn der Geist frei, und nicht von andern Sorgen und Beschäftigungen zu sehr eingenommen ist, wie es denn ziemlich bei allen unsern Verrichtungen als Grundsatz gilt, daß man nicht zu gleicher Zeit mehrere Dinge genügend leisten kann. Der Geist ist stark, (wie Sallustius sagt) wenn man ihn anstrengt; dies kann

*) Dies diem docet.

aber nicht geschehen, wenn er durch gleichzeitige Beschäftigung mit vielerlei Gegenständen zerstreut ist."

„Die dritte und letzte Aufgabe ist nun, wie wir, mit Hilfe der Gegenstände, die wir durch Lernen in uns aufgenommen haben, auch selbst etwas hervor zu bringen fähig werden, damit unsere Studien nicht bei uns müßig und unfruchtbar liegen bleiben, sondern, gleich den Samenkörnern, die man der Erde anvertraut, eine reichliche Frucht eintragen. Dieser Gegenstand ist so weitläuftig und reichhaltig, daß er wohl verdient, mit mehrerm ausgeführt zu werden, wie ich mir denn auch eine künftige genauere Bearbeitung desselben vorgenommen habe; da dies für eine lange Arbeit und auf die Wissenschaften gewandte Bemühung der schönste Lohn ist. Denn wenn wir selbst nichts anderes der Nachwelt überliefern oder der Mitwelt darstellen können, als das, was wir von Andern gelernt haben: worinn würden wir uns dann von einem Buche unterscheiden? außer etwa darinn, daß dieses seinen Innhalt immer getreulich aufbewahrt und wiedergibt, unsere Kenntnisse aber oft einer Wiederholung und Erneuerung bedürfen. Es gehören aber hierher zwei Dinge, von denen jedes für sich allein schon wichtig ist, beide in Verbindung aber den höchsten Preis bei den Studien verdienen. Das eine besteht darinn, daß wir das Erlernte jederzeit in Bereitschaft haben, und da, wo wir es brauchen, sogleich finden können; denn man sieht viele Leute, welche zwar mancherlei gelernt haben und im Gedächtniss aufbewahren, aber wenn sie etwas davon zur Anwendung bringen sollen, fällt ihnen nichts ein, sie können sich an nichts erinnern, sie wissen zwar etwas, aber eben daß sie es wissen, wissen sie nicht. Das andere besteht darinn, daß wir uns in den Stand setzen, außer dem, was wir gelernt haben, auch etwas zu erfinden und neu

zu bearbeiten, was wir uns als unser Eigenthum zuschreiben können. So sind es denn nun auch zwei Hilfsmittel, von denen sich zur Erreichung dieser Zwecke vornehmlich Nutzen erwarten lässt."

„Als das erste betrachte ich, daß wir uns gewisse allgemeine Begriffe denken, wie z. B. Tugend und Laster, Leben und Tod, Weisheit und Thorheit, Liebe und Hass, und dgl. m. unter welche sich alle Gegenstände ordnen lassen; diese müssen wir fest halten, und, wo möglich, alles was wir bereits gelernt haben, oder doch wenigstens das, was wir noch lernen, mit ihnen in Verbindung setzen, so daß jedesmal, wenn wir an einen jener allgemeinen Begriffe denken, auch die darunter geordneten Gegenstände sich uns darstellen. Auf diesem Wege bringen wir es dahin, daß uns alles, was wir gelernt haben, sicher und gegenwärtig, gleichsam immer unter unsern Augen ist.*) Oft kann aber

*) Agricola fasst sich, in der Urschrift, hier sehr kurz, und drückt sich so unbestimmt aus, daß man nicht genau einsieht, ob seine Meinung ist, schriftliche Collectaneen auf die angegebene Weise anzulegen, oder sich nur im Gedächtniss die Gegenstände gleichsam nach jenem Schema zu denken. Ohne Zweifel aber ist beides mit einander zu verbinden. Eine bestimmte Ordnung im Denken (auch ohne daß man dabei gerade immer die Feder zur Hand hat) ist das sicherste Mittel, um Ordnung, Klarheit und Reichthum in den eignen, sowohl schriftlichen als mündlichen Vortrag zu bringen; das bloße Gedächtniss allein bleibt aber immer unzuverlässig, und es ist daher nicht genug zu empfehlen, sich, zur Aufbewahrung wissenswerther Gegenstände, an gute, genau und bequem angelegte Collectaneen zu gewöhnen. Die größten Gelehrten, wie Conrad Gesner, Leibnitz, Haller, u. a. m. hatten den Reichthum ihrer unvergleichlichen Schriften größtentheils ihren Collectaneen zu verdanken.

eine Erzählung oder ein Gedanke sich unter mehrere Hauptbegriffe ordnen lassen. Z. B. den gewaltsamen Tod der Lucretia, wie er beim Livius erzählt wird, beziehen wir auf den Begriff der Keuschheit, wie hoch nehmlich diese zu achten ist, da Lucretia glaubte, ihren Verlust mit dem Leben büßen zu müssen; dann der Schönheit, zu welchem Unglück dieselbe nehmlich Anlass geben kann, und wie sehr sie die Keuschheit in Gefahr setzt; ferner des Todes, daß dieser für kein Uebel zu halten ist, da ihn Lucretia einem befleckten Leben vorzog; endlich der Wollust, wie viel Krieg und Verderben sie angerichtet hat; auch daß großes Unglück doch oft zu großem Glücke geführt hat, so wie aus jenem Verbrechen die Freiheit des römischen Volkes hervorging. Eben so kann z. B. der Ausspruch:

Est virtus placitis abstinuisse bonis;

(Es ist eine Tugend, Gütern, die uns gefallen, zu entsagen), auf den Begriff der Tugend bezogen werden, weil es eine Tugend genannt wird, Gütern, die uns gefallen, zu entsagen; dann auf den Begriff des Gutes, daß nehmlich nicht alle Güter wünschenswerth sind, weil es zur Tugend gehört, Gütern zu entsagen, die uns gefallen; und der Entsagung, in so fern diese eine Tugend ist, wenn sie an Gütern, die uns gefallen, geübt wird."

„Zweitens müssen wir bei dem, was wir lernen, die einzelnen Redetheile sorgfältig und mit Beurtheilung unter einander vergleichen und in einem weitern Umfange erklären. Als Beispiel mag jene Stelle des Virgil dienen:

Optima quaeque dies miseris mortalibus aevi
Prima fugit.

(Der glücklichste Tag des Lebens entflieht den unglücklichen Sterblichen immer am schnellsten.) Hier heißt es zuerst: der glücklichste. Welchen Werth haben also die Güter

des menschlichen Lebens, wenn auch die, welche wir für die besten halten, nicht bloß vergehen, sondern entfliehen, und also auch, wenn sie vorhanden sind, immer die quälende Erwartung einer schlimmeren Zukunft lassen, die uns, in Vergleichung mit dem vorhergegangenen Guten, nur um so trauriger erscheint? Ferner: der Tag des Lebens. Wie unbedeutend muss dieses also sein, wenn es so flüchtig ist, daß auch der schönste Tag desselben, schon in seinem Beginnen, gleichsam in der Blüthe zerstört wird? Weiter: den unglücklichen Sterblichen. Welche Glückseligkeit kann das Leben gewähren, wenn wir, die wir leben, nicht nur sterblich, sondern auch unglücklich sind? und wie sollten die Sterblichen nicht unglücklich sein, da ihre Güter, ihr ganzes Leben so flüchtig, und sie selber dem Tode unterworfen sind? Endlich: er entflieht am schnellsten. So schnell also, daß wir ihn noch nicht einmal durch die Erfahrung genug erprobt und uns seines Besitzes ganz erfreuet haben, so daß uns immer, was darauf folgt, wenn es auch an sich gut ist, doch durch den Gedanken an etwas besseres verbittert wird. Und er fliehet; er entfernt sich nicht nach unserm Willen. Wie trügerisch und unsicher ist also alles Glück, da es so gar nicht von unserm Willen oder Gutdünken abhangt?"

„Wenn wir auf diese Art jeden Gedanken in einem weitern Umfange und allen Verhältnissen der darinn enthaltenen Begriffe betrachten, so weit die Natur eines jeden es zulässt, so wird sich ein großer Reichthum, sowohl für den Vortrag, als für die eigne Erfindung, uns darbieten. — Wer also diesen Umstand richtig und sorgfältig behandelt, und dabei vornehmlich die Gesetze eines systematischen Denkens befolgt, dem wird beständig ein reicher und bereiter Vorrath, über jeden vorkommenden Gegenstand aus

dem Gebiete der von ihm erlernten Wissenschaften zu sprechen, sich eröffnen. — Ueberdies wird ein solches Verfahren sein Urtheil über die erlernten Gegenstände sehr erweitern, er wird mit Hilfe desselben entweder neue Beweise und Grundsätze erfinden, oder doch die bereits vorhandenen in einer neuen Gestalt darstellen können, und es bedarf dann nur noch des Styls (der Kunst des Ausdrucks), um mit eignen Darstellungen aufzutreten und einen guten Vortrag zu bilden." —

Den zuletzt berührten Gegenstand hielt Agricola für so wichtig, daß er eine besondere Bearbeitung desselben in einem größeren Werke (de inventione dialectica) unternahm, welches unter allen seinen hinterlassenen Schriften nicht nur den größten Umfang hat, sondern auch von seinen Zeitgenossen und nächsten Nachfolgern am meisten geschätzt wurde, wiewohl er es, nach seinem eignen Geständniss, nur flüchtig entworfen hatte, und durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen. Er wurde nehmlich, im Anfange seines Aufenthaltes zu Heidelberg, durch die Bitten seines Freundes Dietrich von Plenningen bewogen, die schriftliche Bearbeitung jenes, ihm offenbar vorzüglich am Herzen liegenden Gegenstandes zu beschleunigen, und er that dies zum Theil auf einer Reise, wo er dann jenes Werk (wie er selbst sagt) mehr hinwarf, als schrieb.*) Da er in dem oben mitgetheilten Briefe, im Junius 1484, dieser Bücher de inventione dialectica als schon vorhanden gedenkt, und sich, wegen der weitern Ausführung des zuletzt erwähnten Umstandes, auf sie be-

*) Scis tu quidem (sagt er in der Zueignungsschrift an Plenningen) eos (libros) partim paranti iter, partim in itinere, excidisse mihi verius quam scriptos esse.

rüft, so kann die Reise, die er hier meint, nicht seine nachher zu erwähnende letzte Reise nach Rom gewesen sein, sondern es ist vielmehr zu glauben, daß er diese Beschäftigung während der Zeit vornahm, als er, vor der völligen Verlegung seines Wohnsitzes nach Heidelberg, sich in seinem Vaterlande aufhielt, und daß er kurz vor und während der Reise nach Heidelberg noch daran arbeitete, um seinem Freunde Plenningen das von diesem gewünschte Werk vollendet zu überbringen. Weil er selbst dies Werk noch für mangelhaft hielt, und sich darinn nicht genug gethan zu haben glaubte, so gab er es auch noch nicht öffentlich heraus, sondern wünschte ausdrücklich, daß Plenningen es betrachten sollte, als wär es nur für ihn allein geschrieben. Wahrscheinlich beschäftigte er sich nun, während seines Aufenthaltes zu Heidelberg, mit der Verbesserung und weiteren Bearbeitung dieses Werkes, das er selbst für sein Hauptwerk achtete; doch hinderte ihn sein früher Tod, ganz damit zu Stande zu kommen. Dennoch erhielt es auch in dieser unvollkommenen Gestalt, in der es lange nach Agricola's Tode erst ans Licht trat, den Beifall und die Bewunderung eines Erasmus und anderer urtheilsfähiger Kenner. In diesen Büchern hat er nun die Kunst, jeden Gegenstand nach allen seinen verschiedenen Beziehungen zu untersuchen und darzustellen, und dadurch selbst zu neuen Ansichten und Entdeckungen zu gelangen, ausführlich vorgetragen. Er zeigte zuerst, daß diese Kunst, die man sonst gewöhnlich als einen Theil der Redekunst betrachtete, nicht dieser, sondern der Philosophie angehöre, denn wenn auch der Redner, für seinen Zweck, dieser Kunst vorzüglich bedürfe, so müsse er sie doch erst aus der Philosophie entlehnen, da sie durchaus auf den allgemeinen Gesetzen eines philosophisch geordneten Denkens beruhe. Da

man nun die Denklehre damals unter dem Nahmen der Dialektik begriff, so nannte Agricola die von ihm aufgestellte Lehre eine dialectische Erfindungskunst (inventio dialectica), als Gegenstück dessen, was die Alten, z. B. Cicero, als rednerische Erfindungskunst (inventio rhetorica) aufgestellt hatten. Diese Ansicht führte ihn aber auf eine völlige Umgestaltung der ganzen Dialektik, indem er sie in zwei Hauptttheile zerfällte, von welchen der eine, nach seinem Plane, die Erfindung, der andere die Beurtheilung abhandeln sollte. Der erste ist es, den er in seinen Büchern de inventione dialectica bearbeitet hat; an der Ausführung des zweiten verhinderte ihn sein frühzeitiger Tod. Er band sich dabei durchaus an kein vorhandenes System; denn ohngeachtet er den Aristoteles in der Grundsprache gelesen und fleißig studirt hatte, so huldigte er doch nicht der Autorität desselben, sondern folgte seinen eignen Gedanken, mit Benutzung des besten, was die Schriften der Alten ihm darboten, die er sich in ihrer Denkweise, keineswegs aber in ihrer Denkform, zum Vorbild wählte. Da er nun seinen Gegenstand auf eine ganz neue Art, aber vollkommen durchdacht, vortrug, so brachte er es auch dahin, daß er seine Lehre viel deutlicher, bestimmter und vollständiger darstellte, als Alle, die vor ihm etwas ähnliches unternommen hatten; und legte den Grund, auf welchem später Melanchthon, Peter Ramus, und andere Reformatoren der Philosophie, weiter fort bauten. — Er gesteht, daß sein Entwurf kein durchaus neuer und ihm ganz eigenthümlicher Gedanke sei; denn außer dem, was sich in den Schriften der Alten, z. B. des Aristoteles, Cicero, Quintilian, hieher gehöriges findet, habe auch der bekannte Raimundus Lullus etwas ähnliches schon lange vor ihm versucht; diesem

aber (meint er) habe es zu sehr an Sachkenntnissen und an eigentlicher wissenschaftlicher Bildung gefehlt, um das, was er erfunden, selbst deutlich einsehen und vortragen zu können, und er habe daher die Wissenschaft, anstatt sie aufzuklären, nur noch mehr verwirrt und verdunkelt. — Von der gemeinen Dialektik seiner Zeit, die eigentlich die Kunst des richtigen Denkens sein sollte, die man aber zu einer Kunst unnützer Streitigkeiten herabgewürdigt hatte, fällt er ein sehr scharfes, aber gerechtes Urtheil, und nennt sie eine elende, im gemeinen Leben, so wie für andere Wissenschaften, nicht nur unnütze, sondern sogar schädliche Kunst, die dem Geist eine verkehrte Richtung gebe, und ihn ganz unfähig mache, wieder in andern reellen Wissenschaften zu arbeiten. Eben so sehr klagt er darüber, daß man keiner Wissenschaft ihre bestimmten Grenzen anweise, sondern daß fast eine jede, anstatt sich mit den ihr eigentlich zukommenden Gegenständen zweckmäßig zu beschäftigen, in das Gebiet anderer eingreife; daß den meisten Wissenschaften, wenn man ihnen das, was sie von andern entlehnten, wieder abnehmen wolle, fast nichts als eine leere Schale übrig bleiben würde; daß man nichts zur rechten Zeit und am rechten Orte lehre, und anstatt gemeinnütziger Kenntnisse, nur ein leeres Geräusch erhebe. Dies, setzt er mit der ihm eignen Behutsamkeit hinzu: ist wenigstens die Klage vieler gelehrter, erfahrner und auf das allgemeine Beste aufmerksamer Männer; ich will zwar nicht geradezu behaupten, daß alles wahr sei, möchte aber sehr wünschen, es sei nicht wahr! — Sein eigner Zweck geht indessen nicht dahin, die bestehende Dialektik zu bestreiten; sondern vielmehr an die Stelle dieser, die er für durchaus fehlerhaft und verdorben hielt, — ohne sich in Streitigkeiten einzulassen — etwas ganz neues zu setzen, und die Wis-

senschaften überhaupt durch allgemeine Grundsätze eines richtigen Denkens zu verbessern. Um demnach jedem denkbaren Gegenstande mit möglichster Bestimmtheit seine richtige Stelle unter den mit ihm verwandten Begriffen anzuweisen, alle seine Merkmaale richtig zu erkennen, und durch sie auf die Bildung und Zusammenstellung neuer Ideen zu gelangen, stellt er ein ziemlich einfaches, aber dennoch, wenigstens für den Standpunkt seiner Ideenwelt, umfassendes und erschöpfendes Gerüste auf, in welches er alle möglichen Merkmaale der Begriffe ordnet, und welches wir hier, als eine charakteristische Probe und eine der wesentlichsten Grundlagen seiner Denklehre, in gedrängter Uebersicht beifügen.

Die Verhältnisse, die bei einem Gegenstande in Betrachtung kommen, oder unter welchen sich derselbe betrachten lässt, nennt er loci, und zählt deren vier und zwanzig, nach folgendem Schema:

I. Innere.

A. wesentliche (qui sunt in substantia).

1. allgemeiner Begriff (definitio). 2. Gattung (genus). 3. Art (species). 4. Eigenthümlichkeit (proprium). 5. Beschaffenheit als Ganzes (totum). 6. Bestandtheile (partes). 7. Innerer Zusammenhang (conjugata).

B. abgeleitete (qui sunt circa substantiam).

8. Verbindungen (adjacentia). 9. Wirkungen (actus). 10. Gegenstände des Wirkens (subjecta).

II. Aeußere.

A. angehörige (cognata).

11. Der Grund des Wirkens (efficiens). 12. Zweck (finis). 13. Erzeugniss (effecta). 14. Bestimmung (destinata).

B. bedingende (applicita).

15. Raum. 16. Zeit. 17. Umgebungen (connexa).

C. zufällige (accidentia).

18. Nahmen des Dinges; 19. was ihm widerfährt (contingentia); 20. was von ihm ausgesagt wird (pronuntiata); 21. was mit ihm verglichen wird (comparata); 22. was ihm ähnlich ist (similia).

D. widerstreitende (repugnantia).

23. Entgegengesetzte (opposita). 24. Abweichende (differentia). —

Ohne uns hier auf eine genauere Untersuchung und Beurtheilung dieser Disposition einzulassen, müssen wir doch erkennen, daß darinn kein Verhältniss, unter welchem ein Gegenstand an sich oder in Verbindung mit andern betrachtet werden kann, übersehen ist, und daß alles darauf hinstrebt, zu gründlicher und richtiger Sachkenntniss zu gelangen, und sie im Geiste genau und vollständig zu ordnen. — An die Entwickelung dieser verschiedenen Gesichtspunkte für die Betrachtung eines Gegenstandes, knüpft nun Agricola die Regeln für ihren Gebrauch, und zeigt, wie die Sätze, welche hierdurch gefunden werden, im Vortrage so anzuordnen und auszuführen sind, wie der jedesmalige Zweck es verlangt, um die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers zu gewinnen, sein Herz zu rühren, und seinen Verstand zu überzeugen. —

Daß Agricola sich auch in Gegenständen der Religion zu höheren und reineren Einsichten, als den zu seiner Zeit herrschenden, erhoben hatte, ist theils schon aus seinen Bemühungen um eine reinere Philosophie zu schließen, da in jenem Zeitalter die Philosophie mit der Theologie so in-

nig zusammen hing, daß die herrschenden Systeme beider Wissenschaften mit einander stehen und fallen mussten; theils gibt er es auch, durch manches strenge Urtheil über die zu seiner Zeit im Schwange gehende Behandlung der theologischen Wissenschaften, in seinen Schriften unmittelbar zu erkennen. Melanchthon erzählt von einem, ihm bekannten, alten und ehrwürdigen Manne, Nahmens Josquin aus Gröningen, derselbe habe einst in seiner Jugend ein Gespräch Agricola's mit Johann Wessel angehört, in welchem beide sich über die in der Kirche herrschende Finsterniss beklagten, die Missbräuche der Messe und den ehelosen Stand der Geistlichen missbilligten, und mit Beziehung auf die Lehre des Apostels Paulus, daß der Mensch nur durch den Glauben gerecht werde, das Vorgeben der Mönche, welche durch ihre vermeinten guten Werke die Menschen selig machen wollten, so wie die unerweislichen Traditionen, und andere dahin gehörige Gegenstände verwarfen.*) — Dergleichen freimüthige Aeußerungen sucht man freilich in Agricola's eignen Schriften vergeblich, und am wenigsten vermuthet man sie nach seinen Gedichten an Heilige, zu denen er mit aller Andacht eines ächten Alt-Glaubigen redet. —

Eben so, wie Agricola für richtiges Denken bemüht war, lieferte er auch in seinen Schriften Muster eines guten Ausdrucks. Als einer der Ersten, der sich bemühte, den falschen Weg seiner Zeitgenossen auch in dieser Hinsicht zu verlassen, kann er freilich noch nicht auf den Ruhm eines vollendeten schönen Styls Anspruch machen; er ist noch nicht zu der hohen und edlen Einfalt eines Cicero em-

*) Flacii Catal. testium veritatis (Basil. 1556. 8.), pag. 983.

porgestiegen, sondern hangt zu sehr an dem falschen Schmuck gehäufter Figuren und anderer gesuchter Zierrathen, wie er sie von seinen Lieblingen, dem jüngern Plinius und Seneca, gelernt haben mag, und wie sie die Alten überhaupt erst da zu lieben anfingen, als der wahrhafte gute Geschmack bei ihnen schon zu sinken begann; auch ist er nicht ganz frei von allen Flecken seines Jahrhunderts. In seinen Reden trägt er zu viele Kunst zur Schau, und seine Gedichte zeigen noch nicht die Eleganz, die Celtes und andere bald nach ihm auftretende Dichter erreichten. Indessen erhebt er sich so hoch über alle die vor ihm waren, daß man es ihm gar nicht zum Vorwurf machen darf, wenn er nicht alle Klippen vermied, und nicht völlig so weit kam, wie die, welche nachher auf seine Schultern steigen, und auf dem von ihm zuerst gebahnten Wege weiter fortschreiten konnten. Unangefochten bleibt ihm in seinen philosophischen Schriften das, für sein Zeitalter höchst seltene, und auch von seinen Nachfolgern in einer langen Zeit nicht übertroffene Verdienst einer scharfen Bestimmung der Begriffe, einer Verbannung der geschmacklosen und barbarischen Terminologien, und eines reinen, deutlichen und bündigen Ausdrucks.

Eben so achtungswerth, wie durch seine Gelehrsamkeit, war er auch durch seinen sittlichen Charakter und unbescholtenen Wandel. Alle Nachrichten, die uns seine Zeitgenossen von ihm hinterlassen haben, stimmen darinn überein, daß er sowohl in seiner Jugend als in seinen männlichen Jahren sich von den zu seiner Zeit so sehr im Schwange gehenden und fast gleichgiltig gewordenen Ausschweifungen im Trunk und in der Liebe ganz rein erhielt. Im Umgange war er stets heiter und gefällig, und durch seine musikalische Fertigkeit oft eine Zierde der Gesellschaften.

Seine Bescheidenheit und Friedfertigkeit war ausgezeichnet; nur wurden diese Tugenden dadurch an ihm weniger rühmlich, daß er darinn zu weit ging, und zum wahren Nachtheil der Wissenschaften und der von ihm erkannten Wahrheit, theils mit seinen erworbenen Kenntnissen und Einsichten zu lange zurück hielt, theils gegen die Hindernisse, die sich ihm entgegen stellten, nicht kräftig genug kämpfte. —

Sein sehnlicher Wunsch, Italien wieder zu sehen, wurde noch einmal befriedigt, als der Bischof von Worms, in Aufträgen des Kurfürsten von der Pfalz, im Sommer 1485 nach Rom reiste, wohin Agricola ihn begleiten musste. Aber in Italien hatte, während seiner Abwesenheit, der Krieg mit allen seinen Schrecken gewüthet; er fand also dieses schöne Land, und besonders sein geliebtes Ferrara, ganz entstellt und verändert. „Es ist unglaublich (schrieb er an seinen Bruder) wie die ganze Gegend um Ferrara verheert ist. Die Landhäuser sind niedergerissen und verbrannt, der Thiergarten des Fürsten ist verwüstet, die Bäume niedergehauen, die Mauern eingestürzt; die Klöster sind verlassen; die Straßen zu Ferrara sind aufgerissen und mit Schutt und Koth angefüllt. Mehr als 15000 Menschen sind zu Ferrara theils durch Hunger, theils durch Pest, theils durch andere Unfälle des Krieges hinweggerafft worden." — Es ist leicht einzusehen, daß dergleichen Erscheinungen Agricola's Vorliebe für Italien sehr herabstimmen mussten, und es ließ sich erwarten, daß er hinfort mit noch ungetheilterer Zuneigung und noch regerem Eifer für Teutschland arbeiten werde. Doch unserm Vaterlande war ein längeres Wirken dieses so viel versprechenden Mannes nicht bestimmt, denn bald nach seiner zweiten Rückkehr aus Italien erkrankte er so plötzlich und gefährlich, daß

der herbei gerufene Arzt, der sich vielleicht etwas verspätet hatte, bei seiner Ankunft ihn schon tod fand. Er starb zu Heidelberg am 28. Oktober 1485, wenig über 42 Jahr alt, und wurde daselbst in der Franciscaner-Kirche, in der Kleidung des Franciscaner-Ordens, begraben.

Sein früher Tod wurde von den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit allgemein bedauert. Reuchlin hielt ihm eine feierliche Leichenrede; nicht nur sein Freund Johann von Dalberg und sein dankbarer Schüler Conrad Celtes, sondern auch der gelehrte Venetianer Hermolaus Barbarus, ehrten sein Andenken durch poetische Innschriften; und lange nach seinem Tode machte Erasmus die Teutschen mit allem Feuer der Rede, welches ihm zu Gebote stand, darauf aufmerksam, was sie an diesem Manne besessen, und durch sein frühes Hinsterben verloren hatten. *)

Agricola's Ruhm gründete sich bei seinem Leben mehr auf sein persönliches Wirken, als auf seine Schriften, von denen er nur wenige und, wie es scheint, unbedeutende, selbst herausgab. Seine hinterlassenen Manuscripte bekam größtentheils sein Freund und Landsmann Adolf Occo, der als Arzt in Augsburg lebte; doch zerstreuten sie sich in der Folge, und erst 54 Jahre nach seinem Tode brachte Johann Alardus von Amsterdam, nach den rastlosesten Bemühungen, eine möglichst vollständige Sammlung seiner Werke zu Stande. Unterdessen hat-

*) Erasm. Adag. Chil. I. Cent. 4. Nr. XXXIX. (Quid cani cum balneo.) ed. Basil. 1551. fol. pag. 145. auch hin und wieder in seinen Schriften.

ten aber die Wissenschaften schon so beträchtliche Fortschritte gemacht, daß Agricola's Schriften bei weitem nicht mehr die auffallenden Wirkungen hervorbringen konnten, die sich bei seinen Lebzeiten davon erwarten ließen; wiewohl sie allerdings noch den verdienten Beifall der Gelehrten erhielten. Sie bestehen, außer dem bereits erwähnten größeren Werke de inventione dialectica, in noch einigen weniger bedeutenden philosophischen Aufsätzen, in Erklärungen über lateinische Klassiker, nehmlich über Cicero's Rede pro lege Manilia, einige Declamationen des Seneca und des Boethius Bücher de consolatione philosophiae; dann in Uebersetzungen aus dem Griechischen, nehmlich von Platons Axiochus, Isokrates paraenesis ad Demonicum, Lucians Buch de non credendis delatoribus und dessen Micyllus, und des Aphthonius Progymnasmen, welche letztere jedoch, sowohl in Ansehung der Sprache als des Sinnes, so schlecht übersetzt sind, daß man entweder, mit Franz Escobar, diese Uebersetzung dem Agricola ganz absprechen, oder sie für eine Jugendarbeit desselben halten muss, die der Aufbewahrung nicht werth war; ferner in drei Reden (oder vier, wenn man die mitrechnet, welche der Bischof von Worms vor dem Papst Innocentius VIII. hielt, deren wahrer Verfasser, nach Einigen, Agricola sein soll, wie sie sich denn auch in der Sammlung seiner Werke findet), einigen Gedichten, welche zu seinen schwächsten Leistungen gehören, und seinen Briefen, die ohne Zweifel unter allem, was er hinterlassen hat, auch selbst noch für unsere Zeiten, das wichtigste und lehrreichste sind. Den Geschichtschreibern wird Agricola, — wenn man nicht die von ihm aus dem Französischen übersetzte Erzählung von der Zusammenkunft Kaiser Friedrichs mit dem Herzog Karl von Burgund,

im Jahre 1474, hieher beziehen will,*) — mit Unrecht beigezählt; denn der kurze Auszug der allgemeinen Weltgeschichte, nach dem alten Systeme der vier Monarchien, welchen man ihm gemeiniglich zuschreibt, ist, wie Zapf**) erwiesen hat, weder von ihm allein, noch mit Dalberg und Reuchlin gemeinschaftlich, sondern ausschließlich von dem letztern, verfasst worden. — Die bekannten Ausgaben seiner gesammelten Schriften sind folgende:

Rodolphi Agricolae Phrysii lucubrationes quaedam. Colon. 1471. 4.***) — Diese Ausgabe ist, wie alle gedruckten Bücher aus jener ältesten Periode, von der äußersten Seltenheit, und da sie des Zeugnisses aus eigner Ansicht bewährter Bibliographen entbehrt, so wird sie von Panzer †) als zweifelhaft betrachtet.

— — Opuscula. Antverp. 1476. 4. — Auch für diese Ausgabe gründet sich der Beweis ihres Daseins nur auf ein einziges bestimmtes Zeugniss. ††)

— — nonnulla opuscula, soluta et stricta oratione. — In hoc codice continentur: Axiochus Platonis, latine; Epistola de congressu Frederici

---

*) Sie steht in M. Freheri German. rerum scriptor. Tom. II. (Francof. 1602. fol.) pag. 155. sq. und ist ohne Zweifel eine von Agricola's früheren Arbeiten.

**) Johann von Dalberg ꝛc. S. 99.

***) Clement, bibliotheque curieuse historique et critique, T. I. pag. 80. not.

†) Annales typograph. Vol. I. pag. 275.

††) J. H. Kinderwater, Nachricht von der Bibliothek der Kirche S. Blasii in Nordhausen, (Nordh. 1717. 8.) S. 59. — Er gibt den Titel nur ganz kurz an, ohne sich auf eine nähere Beschreibung einzulassen.

Imp. et Caroli Burgund. ducis; Epistola de re scholastica; de formando studio tractatus; Isocratis paraenesis ad Demonicum, latine; Oratio in laudem philosophiae; Oratio ad Innocentium VIII; Carmen de S. Jodoco; Anna mater; Epicedion in comitem Spiegelbergensem; Hymnus de omnibus sanctis; Carmina ad Jodoc. Besselium et ad Casparum abbatem; Epitaph. in Philippum Nothum D. Brabantiae; Epigrammata latina. — Theodoricus Martinus Alosten. imprimebat. Antverp. 1511. 4.*)

— — nonnulla opuscula. — Basil. ap. And. Cratandrum et Servat. Cruftanum. 1518. 4.**) — iſt vermuthlich mit der vorigen Ausgabe übereinſtimmend.

— — Lucubrationes aliqnot lectu dignissimae, in hunc usque diem nusquam prius editae, caeteraque ejusdem viri plane divini omnia quae exstare creduntur opuscula, plusquam depravatissime ubique jam olim excusa, nunc demum ad autographorum exemplarium fidem per Alardum Amstelredamum emendata et additis scholiis illustrata. Colon. ap. Jo. Gymnicum. 1539. 4. 2 Voll. — Dies iſt die neuſte, bekannteſte, und gegen die vorigen, ungleich vermehrte und berichtigte Ausgabe, in welcher nur Agricola's Erklärungen über den Boethius nicht enthalten ſind.

Von den Ausgaben ſeiner einzelnen Schriften ſind folgende zu bemerken:

---

*) Maittaire, annales typograph. Tom. II. P. I. pag. 224. — Clement l. c. pag. 78.

**) Clement l. c. pag. 79. — Panzer, annal. typograph. Vol. VI. pag. 209.

Historia perjucunda sanctissimae matris Annae. — Lips. per Jac. Thanner. 1507. 4. — Agricola hatte dies Gedicht auf die heil. Anna noch während seines Aufenthaltes zu Heidelberg (wie aus einem seiner Briefe hervorgeht) selbst herausgegeben; doch ist von dieser ersten Ausgabe nichts weiter bekannt.

De inventione dialectica libri III. Lovan. 1515. fol. — Argent. 1521. 4. — ibid. 1528. 4. — cum schol. Jo. Matthiae Phrissemii. Colon 1527. 4. — ibid. 1535. 8. — Paris. 1529. 4. — ibid. 1533. 8. — ibid. 1534. 4. — ibid. 1538. 4. — Epitome commentariorum dialecticae inventionis Rod. Agricolae, per Barth. Latomum Arlunensem. Colon. 1530. 8. — ibid. 1532. 8. — Alle diese Ausgaben, so wie der Auszug des Latomus, sind nach unvollständigen und fehlerhaften Abschriften gemacht. Die erste vervollständigte Ausgabe, übereinstimmend mit dem gleichzeitigen Abdruck in den sämmtl. Werken, cum notis Alardi, Colon. 1539. 4. — Nach dieser ist die seltne italienische Uebersetzung: della invenzione dialettica, trad. da Orazio Toscanella. In Venezia 1567. 4.

De formandis studiis epistola; — mit Phil. Melanchthonis de corrigendis studiis sermo. Paris. 1527. 8. — De ratione studii epistola. Norimb. 1530. 8. — De formando studio etc. (der Brief des Agricola, mit verwandten Aufsätzen von Erasmus und Melanchthon; vgl. oben) Basil. 1531. 8. — Colon. 1532. 8. — u. m. A.

Oratio de nativitate Christi. Tubing. 1527. 4.

Oratio in laudem Matth. Richili; — mit Des. Erasmi Roterodami de recta latini graecique sermonis pronuntiatione dial. Basil. ap. Froben. 1528. 8.

In laudem philosophiae oratio; — dicta a Rod. Agricola Phrysio in praesentia Herculis Estensis Ferrar. ducis, a. D. 1476. — Colon. 1533. 8. — Dies ist die Rede, mit welcher er zu Ferrara öffentlich auftrat und die Bewunderung der Italiener erregte.

Seine Erklärungen zu den Declamationen des Seneca befinden sich in: Opera L. Annaei Senecae — per Des. Erasmum Roterod. et Matth. Fortunatum etc. Basil. s. a. (1529.) fol. — und seine Erklärungen zum Boethius in: Sev. Boëthii de consolatione philosophiae liber, cum commentar. Jo. Murmelii etc. — Daventriae op. Alb. Pafraet. s. a. 4. — vielleicht auch in andern Ausgaben dieses so häufig aufgelegten Schriftstellers.

Anhangsweise gedenken wir hier eines jüngern Rudolf Agricola, deshalb, weil er von Niceron, von Panzer, und vielleicht auch von andern, mit dem obigen verwechselt worden ist. Er lebte im Anfange des 16. Jahrhunderts, und war aus Wasserburg am Inn gebürtig, daher er sich Hydroburgensis und Rhaetus nennt; ist aber sonst in Ansehung seiner Lebensumstände wenig bekannt. Seine Schriften, die zuweilen irrthümlich dem ältern Rudolf Agricola beigelegt werden, sind: 1) De divo Casimiro, regio Poloniae et Litnaniae principe, signis et miraculis clarissimo, carmen elegiacum, Cracov. 1511. 4. — 2) Ad Jo. Vadianum epistola de locorum nonnullorum obscuritate; c. Vadiani resp. Vienn. 1515. 4. — 3) Oratio ad Rev. D. Petrum Tomitium, Episc. Premisliensem et regni Poloniae Vicecancellarium, Viennensis universitatis nomine habita. Vienn. 1515. 4. — 4) Pro Rev. D. Matthaeo Langio,

Ep. Gurc. etc. Silvula. Vienn. s. a. (wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit wie die vorhergehenden) 4. — 5) Hymnus de divo martyre Stanislao, tutelari Poloniae patrono. Cracov. 1519. 4. — 6) Institutiones vitae fusiorisque eloquii, omnibus morum latinaeque linguae candidis dilectoribus utilissimae. Cracov. s. a. (1519) 4.

5. Alexander Hegius. *)

Neben Rudolf Agricola verdient auch sein Jugendgenosse und Freund Alexander Hegius eine ehrenvolle Stelle unter den ersten Beförderern der Wissenschaften, obgleich, weil er mehr im Stillen wirkte, und sich weniger durch Schriften bekannt gemacht hat, sein Nahme in der Folgezeit nur selten genannt wurde, und von seinen Lebensumständen wenig näheres bekannt ist. Nicht einmal das Jahr seiner Geburt ist mit Bestimmtheit anzugeben, wiewohl man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß er ohngefähr mit Agricola in gleichem Alter gewesen sein mag. **) Als sein Geburtsort wird ein Münstersches Dorf Heck angegeben, nach welchem er auch seinen gewöhnlichen Beinahmen Hegius angenommen. Er genoss in seiner Jugend den Unterricht des Thomas von Kempis, und wurde hier mit Rudolf Lange, Rudolf

*) Auch von ihm sind fast die einzigen zuverlässigen Nachrichten bei Hamelmann (Opera geneal. histor. Lemgov. 1711. 4. pag. 524. sq.) zu finden, woraus Meiners (Lebensbeschr. berühmt. Männer ꝛc. 2. B. S. 364 u. f.) auch die seinigen größtentheils genommen hat. Bei Adam u. a. finden sich eben so unvollständige als unrichtige Angaben.

**) Wenn Jöcher (im Gel. Lex.) sein Geburtsjahr 1433 angibt, so ist dies viel zu früh angenommen, und entweder ein Druckfehler, vielleicht anstatt 1443, oder ein offenbarer Irrthum, und wenigstens ganz unbegründet.

Agricola, Ludwig Dringenberg, und andern, nachmals um die Ausbreitung der Wissenschaften verdienten Zeitgenossen bekannt. Wie und wo er die Jahre seiner reiferen Jugend und seines angehenden männlichen Alters zugebracht, ist unbekannt. Auf einer seiner Schriften wird ihm der Titel Magister artium beigelegt, doch weiß man nicht, wenn und wo er diese Würde erhalten hat. So viel ist indessen gewiss, daß er sich der alten Sprachen und Literatur mit großer Vorliebe befleißigte; und da man keine Spur findet, daß er sich, gleich andern seiner berühmten Zeitgenossen, in Italien weiter ausgebildet, Teutschland aber zu seiner Zeit ihm wenig Anstalten zu seiner höheren Vervollkommnung bieten konnte, so ist es wahrscheinlich, daß er sich vornehmlich durch eignen Fleiß, unterstützt durch die von Rudolf Lange und Moritz von Spiegelberg aus Italien mitgebrachten literarischen Hilfsmittel, einen für seine Zeit ungewöhnlichen Umfang von Kenntnissen erworben. Ohne Zweifel hat auch Rudolf Agricola durch mündliche und schriftliche Unterhaltung noch manches zu seiner weitern Ausbildung beigetragen; denn nur in diesem Sinne kann es zu verstehen sein, wenn Erasmus *) ihn einen Schüler Agricola's nennt, da Agricola, wie aus seiner Lebensbeschreibung bekannt ist, niemals eine eigentliche Schule gehalten hat, und Hegius überdies ziemlich gleichzeitig mit ihm auf dem Schauplatze des öffentlichen Wirkens auftrat. Wie dem auch sein mag, so ist es gewiss, daß er seine erworbenen Kenntnisse für die weitere Verbreitung und Ausbildung der eben erst neu aufkeimenden Wissenschaften trefflich benutzte. Zwar

*) Adag. Chil. I. Cent. 4. Nr. XXXIX. (ed. Basil. 1551. fol.) p. 145.

bestand sein Verdienst nicht in eignen großen Bereicherungen ihres Gebietes; wohl aber erwarb er durch seinen Unterricht ihnen immer mehr Freunde, und erzog in mehreren seiner Schüler ihnen Beförderer vom ersten Range. Nachdem er vielleicht schon an andern Orten unterrichtet hatte, eröffnete er seine Schule zu Deventer, und hier betrat er eigentlich den wahren und unvergesslichen Schauplatz seines Wirkens. Bei den großen Folgen, welche von dieser Schule ausgingen, würde es von nicht geringer Wichtigkeit für die Geschichte unserer wissenschaftlichen Kultur sein, das Jahr, wo Hegius dort zu lehren anfing, mit Genauigkeit zu bestimmen; aber bei der Mangelhaftigkeit unserer Nachrichten können wir dies eben so wenig, als bei dem Jahre seiner Geburt. Indessen gibt ein Brief des Agricola an Hegius,*) wiewohl er ohne Datum ist, uns doch einige Anleitung, die Zeit ohngefähr zu bestimmen. Agricola sagt nehmlich hier, er habe nach seiner Rückkehr aus Holland, wohin er von dem Rathe der Stadt Gröningen gesandt worden, einen Brief des Hegius gefunden, und wünscht ihm gleich darauf Glück zu der Errichtung seiner Schule zu Deventer, wovon ihn wahrscheinlich Hegius eben in jenem Briefe benachrichtigt hatte. Diese Reise des Agricola, von welcher in dessen Lebensbeschreibung die Rede gewesen ist, geschah aber im Jahre 1481, und in dasselbe Jahr muss daher auch die Errichtung der Schule des Hegius fallen, da, wenn sie schon früher statt gefunden hätte, Agricola gewiss nicht davon, als von einer Neuigkeit, sprechen würde. Die Umstände, unter welchen Hegius sein Lehramt in Deventer antrat, waren, wie wir aus demselben Briefe des Agricola er-

*) In Agricolae Opp. T. II. pag. 181.

sehen, nicht die günstigsten, denn die Stadt war kurz vorher durch die Pest verheert worden, und Hegius konnte sich daher vom Anfange weder einen angenehmen Aufenthalt, noch eine bedeutende Anzahl von Schülern und eine reichliche Belohnung dort versprechen; indessen tröstete ihn Agricola mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft, und diese scheint seine Erwartungen auch nicht getäuscht zu haben. Denn bald sah Hegius um sich einen eben so zahlreichen als auserlesenen Kreis von Schülern, der besonders dadurch einen ansehnlichen Zuwachs erhielt, daß Rudolf Lange, vor der Errichtung der Domschule zu Münster, alle junge Leute, von deren Aeltern er deshalb um Rath gefragt wurde, nach Deventer zu Hegius schickte; und da Hegius, vornehmlich auch durch Langens reiche wissenschaftliche Schätze unterstützt, nicht unterließ, neben dem Unterricht anderer, auch seine eigne Bildung immer weiter fortzusetzen, so stieg in gleichem Verhältniss, wie der Umfang seiner Kenntnisse sich immer mehr erweiterte, auch der Ruhm seiner Schule immer höher. Als durch Langens Bemühungen endlich die zweckmäßige Einrichtung der Domschule zu Münster zu Stande kam, wünschte er den Hegius als Rector derselben dahin zu ziehen; doch dieser zog es vor, seinen bisherigen Wirkungskreis in Deventer zu behalten, da er, nach seinem eignen Geständnisse, schon zu alt war, um sich in ein neues Lebensverhältniss und ein neu beginnendes Werk, dessen Leitung noch jugendliche Kräfte erforderte, zu finden. *)

*) Meiners (a. a. O. S. 367.) zieht Hamelmanns Angabe, daß Hegius, seines Alters wegen, das Rectorat zu Münster ausgeschlagen, in Zweifel; aber wenn man bedenkt, daß die Schule zu Münster erst unter Bischof Conrad II.,

Wenige Lehrer aus jener Zeit durften sich rühmen, den Wissenschaften so treffliche Köpfe zugezogen zu haben, als Hegius. Einer seiner ersten Schüler, sowohl der Zeit als dem Werthe nach, war der berühmte Erasmus von Roterdam, der als ein vierzehnjähriger Knabe, also schon 1481 oder im Anfange des Jahres 1482, der Schule des Hegius anvertraut wurde, und frühzeitig daselbst schon große Talente entwickelte. Niemals vergaß dieser große Gelehrte, wie viel er seinem treuen Lehrer verdankte, und mehrmals benutzt er in seinen Schriften die Gelegenheit, ihm ausgezeichnetes Lob zu spenden. Auch Hermann Busch, Johann Murmelius, Johann Cäsarius, Timann Camener, Joseph Horlenius (nachmals Rector der Schule zu Hervord, und Lehrer des berühmten Peter Mosellanus), Gerhard Listrius, Conrad Goclenius (Professor zu Löwen, wo ihn Erasmus ganz vorzüglich schätzte), Otto Beckmann (der erste Professor der Beredsamkeit auf der Universität Wittenberg), und viele andere, unter ihren Zeitgenossen geachtete und verdienstvolle Männer, von denen Hamelmann*) eine große Anzahl nahmhaft macht, waren Schüler des Hegius. In wissenschaftlicher Hinsicht wird von ihm vorzüglich gerühmt, daß er seine Schüler nicht bloß in der lateinischen Sprache und Literatur, in einem größeren Umfange, nach einer bessern Methode und bessern Hilfsmitteln, als sie in den gewöhnlichen Schulen seiner Zeit gebräuchlich waren, unterrichtete, sondern auch mit der, in jenen Zeiten noch

---

also nicht vor 1496, zu Stande kam, daß mithin Hegius doch gewiss schon über 50 Jahr alt war, so ist kein Grund zu jenem Zweifel vorhanden.

*) l. c. pag. 320.

so seltenen, griechischen Sprache bekannt machte. Die letztere Sprache scheint er selbst erst in späteren Jahren erlernt, aber doch darinn noch eine bedeutende Stärke erlangt zu haben; denn ohngeachtet wir Spuren finden, daß er seinen Freund Agricola in Gegenständen, welche diese Sprache betrafen, fleißig zu Rathe gezogen, so legt ihm doch späterhin Murmelius*) das Lob einer vorzüglichen Kenntniss beider Sprachen, sowohl der griechischen als der lateinischen, in gleicher Stärke, bei. — Eben so vortheilhaft, als durch seine wissenschaftlichen Verdienste, wirkte aber Hegius auf seine Schüler durch seinen musterhaften Lebenswandel, und hinterließ auch dadurch bei ihnen ein Andenken voll Dankbarkeit und Liebe. Fern von Eigennutz, unterrichtete er dürftige Schüler nicht nur unentgeltlich, sondern unterstützte sie auch aus seinem eignen Vermögen, oder sorgte für sie durch Empfehlung an seine begüterten Freunde.

Außerhalb seiner eignen Schule, in einem größeren Umfange, durch Schriften zu wirken, ließ sich Hegius weniger angelegen sein, und Erasmus verbindet deswegen mit den Lobsprüchen, die er ihm ertheilt, einen gelinden Vorwurf. An einer Stelle,**) wo er ihn unter den Wiederherstellern der ächten römischen Sprache aufzählt, und als einen gelehrten, rechtschaffenen und beredten Mann bezeichnet, setzt er hinzu: er habe jedoch den Ruhm allzu gering geachtet, um große Werke zu beginnen; und an ei-

*) Didascal. lib. II. cap. 9. homo graecae ac latinae linguae cum primis eruditus. — Ibid. cap. 21. vir non minus graecae linguae quam latinae doctus.

**) Im Ciceronianus.

nem andern Orte *) sagt er: an diesem Manne von eben so unbescholtenem Wandel als ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, habe die Tadelsucht selbst nur etwa dies eine ausstellen können, daß er seinen Ruhm zu sehr vernachlässigt, und auf die Nachwelt zu wenig Rücksicht genommen; wenn er aber etwas geschrieben, habe er auch dies mehr im Scherz als im Ernste zu thun geschienen; und dennoch wären seine Schriften auch so, nach dem einstimmigen Urtheil der Gelehrten, der Unsterblichkeit würdig. — Indessen war doch sein Wirken, ob er gleich kein fruchtbarer Schriftsteller war, keineswegs für den größeren Kreis seiner Zeitgenossen und für die Nachwelt ganz verloren; vielmehr wirkte er auf das gesammte Schulwesen, besonders im nordwestlichen Theile Teutschlands, sehr wohlthätig, indem er theils durch seine Schüler dazu beitrug, daß an mehrern andern Orten gute Schulen gegründet und erhalten wurden, wie durch Timann Camener, Johann Murmelius, Johann Pering, u. a. zu Münster, durch Joseph Horlenius und Theodor Rotarius zu Hervord, durch Hermann Torrentinus zu Zwoll, durch Nicolaus Lesdorf zu Gröningen, durch Ludolf Hering zu Hamm, durch Peter Nehemius zu Dortmund, durch Bartholomäus von Cöln (der zuvor in Deventer an der Schule des Hegius selbst eine Zeitlang Mitarbeiter gewesen war) zu Minden, u. s. w.; theils aber durch seinen Eifer und sein Ansehen dahin wirkte, daß die damals allgemein gangbaren latino-barbarischen Worte, Redensarten und Verse, desgleichen die allenthalben gebräuchlichen schlechten Schulbücher, als die Grammatica Alexandri, die Gemma gemmarum, die dem Boethius fälschlich zugeschriebenen

*) Adag. l. s. c.

Bücher de disciplina scholarium (bei denen er sogleich einen Barbarismus auf dem Titel tadelte), und andere desgleichen, aus den Schulen abgeschafft, und die Schüler dafür zu den Schriften der Klassiker selbst hingeführt wurden. Durch diese Verdienste lebt sein Wirken mittelbar noch immer bei der Nachwelt, und vielleicht besser und dauernder fort, als wenn er sich weniger des Unterrichtes durch das lebendige Wort und Beispiel befleißigt, und dafür große Bücher geschrieben hätte, die vielleicht jezt, wie so manche aus jener Zeit, unbrauchbar und ungelesen in dem Staube der Bibliotheken vermoderten.

Wie lange Hegius seiner Schule in Deventer vorgestanden, ist so wenig, als die Jahre seiner Geburt und seines Todes, genau bekannt. Die Angabe von dreißig Jahren, welche sich bei Adam *) findet, ist ohne Zweifel zu hoch, und man kann, wenn wir alle Umstände zusammennehmen, seinem Lehramte höchstens eine Dauer von 23 Jahren zuschreiben, da er, wie wir oben gesehen haben, seine Schule zu Deventer nicht vor 1481 eröffnet hat, und, wie wir sogleich sehen werden, 1504 schon tod war. Ja, es ist zu bezweifeln, ob er wirklich bis an das Ende seines Lebens dem Schulamte vorgestanden, da er in seinen letzten Lebensjahren sich mehr mit der Theologie beschäftigt, und auch die Priesterwürde erhalten haben soll. — Sein Schüler, der berühmte Hermann Busch, hat auf seinen Tod folgendes Epigramm gemacht:

Functus Alexander tumulo jacet Hegius isto.
Tu cave, ne plantis laesa sit umbra tuis.
Hoc duce Westphalos intravit Graecia muros,
Et Monastriacas Pegasus auxit aquas.

---

*) Vit. German. philos. (Francof. 1705. fol.) pag. 6.

Und da dies Epigramm schon im Jahre 1504 gedruckt wurde, *) so geht hieraus mit Gewissheit hervor, daß Hegius in diesem Jahre, oder noch etwas früher, gestorben ist. Ja, man könnte noch bestimmter schließen, daß er bei der Erscheinung der nachher zu erwähnenden Ausgabe seiner Schriften, gegen das Ende des Jahres 1503, schon nicht mehr am Leben gewesen, da er in derselben quondam scholae Daventriensis Rector genannt wird; wenn dieser Ausdruck nicht auch die Erklärung zuließ, daß er, wie oben angedeutet, noch bei seinem Leben sich von der Leitung der Schule zurückzog.

Seine Schriften sind vielleicht bei seinem Leben nach und nach einzeln erschienen, aber die Ausgaben mögen sich, wie es mit vielen der ältesten Producte der Buchdruckerkunst, besonders mit so kleinen Schriften, gegangen sein mag, verloren und der Kenntniss der Literatoren entzogen haben. Die in seinen letzten Lebensjahren, oder vielleicht schon nach seinem Tode, erschienenen Sammlungen seiner Schriften, die ebenfalls zu den größten literarischen Seltenheiten gehören, sind, so viel bekannt, folgende:

1) De utilitate linguae graecae, de aurea mediocritate elegia, hymni, aliaque. Daventriae 1501. 4. — Diese Ausgabe, von welcher mir nichts näheres bekannt ist, wird von Panzer (Annal. typograph. Vol. IX. pag. 453. Nr. 5 b.) bloß aus Andreae Biblioth. belg. angeführt, und scheint Schriften zu enthalten, welche in den folgenden nicht vorkommen.

2) Alexandri Hegii, Gymnasiarchae jam pridem Daventriensis diligentissimi, artium professoris

*) in Herm. Buschii Epigramm. libr. III. Lips. per Mart. Lantsberck. 1504. 4.

clarissimi, philosophi, presbyteri, poëtae utriusque linguae docti, Carmina et gravia et elegantia, cum ceteris ejus opusculis quae subjiciuntur, etc. — Impr. Daventriae per Richardum Paffraet anno Dni. 1503. mensis Jul. XXIX. — 4. — Panzer (Annal. typogr. Vol. VI. pag. 485. Nr. 14.) erwähnt bei dieser Ausgabe, die er aus seiner eignen Sammlung anführt, daß sie nur die Gedichte enthalte, die übrigen auf dem Titel versprochenen und einzeln genannten Schriften aber fehlten. Da die Titel-Angabe dieser fehlenden Schriften (die ich oben nicht weitläuftig wiederholen wollte) mit der bei der folgenden Sammlung ziemlich genau übereinstimmt, so sind vielleicht beide Sammlungen als ein zusammengehöriges Ganzes zu betrachten, wovon die Gedichte den ersten, die übrigen Schriften aber den zweiten Theil ausmachen; und daher ist es leicht zu erklären, warum bei den Gedichten, welche der Herausgeber als den Anfang des Ganzen betrachtete, die übrigen Schriften zwar auf dem Titel genannt, aber im Innhalte selbst nicht befindlich sind, da sie in einem besondern Theile nachfolgen sollten, wie hernach auch geschehen ist.

3) Alexandri Hegii, artium magistri, Gymnasiarchae quondam Daventriensis, philosophi, presbyteri utriusque linguae docti, Dialogi de scientia et eo quod scitur, contra academicos. De tribus animae generibus. De incarnationis mysterio dialogi duo, quibus additum de paschae et celebratione et inventione. Dialogus physicus. De sensu et sensili. De arte et inertia. De rhetorica. De moribus. Ejusdem Farrago, cui addita invectiva ejus in modos significandi, quos refellit verissime. Epistola

una et altera ejus, ceteris apud suos latentibus. — Impr. Daventriae per Rich. Paffraet, anno Dni. 1503, in profesto circumcis. Dni. — 4. 85 Blätter. — Dieſe Ausgabe enthält die auf dem Titel der vorigen verſprochenen, aber in derſelben nicht befindlichen Schriften des Hegius. Da der Titel den Innhalt nicht mit völliger Genauigkeit angibt, ſo beſtimmt Freytag (Adparat. litterar. Tom. II. pag. 1197.) denſelben genauer, nach den einzelnen Stücken, auf folgende Weiſe: 1) Anonymi epistola ad lectores, scripta e Daventria XI. Cal. Dec. (21. Novemb.) 1503. 2) Aldi Manutii epistola ad litterarii ludi magistros. 3) Alex. Hegii Dialogus de scientia et de eo quod scitur. 4) Anonymi epistola ad lectores (eod. dato ut supra). 5) Dialogus περὶ τῆς ψυχῆς, id est de anima, et primo de anima in genere et ejus definitionibus et aliis multis. — De anima vegetabili dialogus II. — De anima sensuali sive sensili dial. III. — De anima intellectuali dial. IV. 6) Dialogus physicus. 7) De toto et parte dialogus. 8) Quaesfiones de sensibili et sensu. 9) Τὰ ἠθικὰ ἐρωτήματα, hoc est quaestiones de artibus moralibus. 10) De sacrosanctae incarnationis mysterio, adjuncta paschae inveniendae ratione, dialogi II. 11) Alex. Hegii Dialogus περὶ τέχνης καὶ ἀτεχνίας, de arte ac inertia, ac de utilitatibus artium grammaticae, logicae et rhetoricae. 12) Farrago Alex. Hegii. (Enthält vermiſchte grammatiſche und kritiſche Bemerkungen, in denen vorzüglich die Erinnerungen des Hegius gegen die Fehler und Miſſbräuche ſeiner Zeitgenoſſen bei der Erlernung und Behandlung der alten

Sprachen enthalten sind.) 13) Contra modos significandi Alex. Hegii. (Gewissermaßen ein Anhang zu dem vorigen, worinn er besonders gegen die zu seiner Zeit so häufig gebrauchten latino-barbarischen Worte, die man sogar auf den Titeln der Bücher öffentlich zur Schau trug, zu Felde zieht.) 14) Alex. Hegii epistola ad Rud. Agricolam. 15) Ejusd. epistola ad Magistrum Vesselum Groningensem. (Handelt vorzüglich von griechischen Manuscripten.) — Man sieht aus diesem Verzeichniss der Schriften des Hegius, daß er sich auch viel mit Untersuchungen über philosophische Gegenstände beschäftigt haben muss, und es würde mir daher höchst interessant gewesen sein, durch eigne Bekanntschaft mit denselben, den Geist seiner Philosophie zu ermitteln. — Ob Hegius, außer den angeführten, noch andere Schriften hinterlassen, davon findet sich keine Spur. Diejenigen, deren Hamelmann *) gedenkt, sind alle in der zuletzt erwähnten Sammlung enthalten.

*) l. c. pag. 326.

6. Jacob Wimpheling. *)

Auch Wimpheling gehört zu den Männern, die sich durch ihre großen Verdienste zwar eine rühmliche Stelle unter den ersten Wiederherstellern der Wissenschaften erwarben, deren aber gleichwohl, weil sie mehr im Stillen, als durch ein glänzendes und geräuschvolles Auftreten wirkten, jezt nur selten gedacht wird. Auch seine gelehrten Arbeiten hatten ihren Ursprung in der verbesserten und erweiterten Kultur der alten Sprachen; und wenn er zur Erweiterung dieser Art von Kenntnissen auf ihrem eignen Gebiete nur wenig beitrug, so erwarb er sich desto mehr Verdienste um die praktische Anwendung derselben zur Verbesserung vieler anderer Fächer der Wissenschaften, und um die gelehrte Bildung überhaupt, besonders aber um eine, der neu aus dem Dunkel hervorgerufenen, zugänglich und

*) Da die Nachrichten in Adami Vit. Theolog. German. und in Schwab, Syllabus Rectorum academiae Heidelbergensis, P. I. pag. 72. sq. theils unrichtig, theils unvollständig sind, so musste ich die meisten, theils aus Wimphelings eignen Schriften, so weit sie mir zugänglich waren, theils aus andern hier und da zerstreuten Notizen, zusammen tragen. Rieggers Amoenitates literariae Friburgenses, in welchen vollständigere Nachrichten von Wimpheling und seinen Schriften gesammelt sein sollen, fehlten mir bei der Ausarbeitung dieser Biographie, und ich konnte sie auch von keiner Bibliothek, ohngeachtet aller angewandten Mühe, erhalten.

anwendbar gemachten Kenntnisse würdige Verbesserung der Jugend-Erziehung von ihrer sittlichen so wie von ihrer wissenschaftlichen Seite, und demnächst um die Anwendung des gereinigten Geschmacks in den Wissenschaften auf vaterländische Geschichte. Da er zugleich auch von Seiten seines Charakters in mehr als einer Hinsicht höchst achtungs- und liebenswürdig, und durch seine Kämpfe mit den Vorurtheilen der Geistlichen seiner Zeit, als ein nicht unbedeutender Vorgänger und Schicksalsgenosse des großen Reuchlin erscheint, so verdient er in jeder Beziehung eine ehrenvolle Erneuerung seines Andenkens, und es ist nur zu bedauern, daß die von seinen Lebensereignissen auf uns gekommenen Nachrichten uns fast nichts weiter als einen nur oberflächlichen Umriss derselben gestatten.

Jacob Wimpheling war zu Schletstadt im Elsas am 27. Jul. 1450 geboren, und erhielt in seiner Vaterstadt auch seinen ersten Unterricht. Da Ludwig Dringenberg, ein Jugendfreund und Landsmann des Agricola und Hegius, sich zu Schletstadt niederließ, und eine Schule daselbst eröffnete, so benutzte auch Wimpheling noch seinen Unterricht, und wurde durch ihn mit der klassischen Literatur bekannt gemacht. Hierauf setzte er seine Studien, besonders in der Theologie und dem geistlichen Rechte, auf mehrern Universitäten fort, nehmlich zu Freiburg, Basel, Erfurt, und zuletzt zu Heidelberg, wo er auch die akademischen Würden eines Magisters der freien Künste und eines Licentiaten der Theologie erhielt, und in die philosophische Facultät aufgenommen wurde, bei der er, nach der damaligen Verfassung, das Amt eines Magister regens einige Jahre lang verwaltete und sich als Lehrer verdient machte. Im Jahre 1479 war er Decanus dieser Facultät, und 1481 — 82 Rector der Universität.

Ohngeachtet er es aber in den schönen Wissenschaften so weit gebracht hatte, als man es damals, auch selbst bei ausschließlicher Beschäftigung mit denselben, nur irgend verlangen konnte, und daher für einen guten Redner und Dichter galt, so blieb doch seine vorherrschende Neigung immer der Theologie zugewandt, und da er, wie es scheint, in Heidelberg noch kein ordentliches, besoldetes Lehramt hatte, so ließ er sich daher um so leichter bewegen, Heidelberg zu verlassen, und ein Predigtamt an der Domkirche zu Speyer, das ihm angetragen wurde, zu übernehmen. Das Jahr, in welchem sich diese Veränderung seiner äußern Lage zutrug, ist zwar nicht genau zu bestimmen, doch ist die gewöhnliche Angabe,*) daß es erst im Jahre 1494 geschehen, offenbar irrig, da die Zueignungen und Vorreden einiger seiner frühsten, vor dem Jahre 1494 erschienenen Schriften, nahmentlich die Zueignung des Gedichtes de triplici candore Mariae, an den Erzbischof Berthold von Mainz, vom 1. Mai 1493, und der Elegantiarum medulla, an Theodorich Gresemunt, vom 12. Junius 1493, schon aus Speyer geschrieben sind. Wenn indessen diese bestimmten Zeugnisse nur seinen Aufenthalt zu Speyer im Jahre 1493 beweisen, so lässt dagegen der Innhalt der ältesten, von ihm bekannten, in Druck vorhandenen Schrift, welche in einem Lobgedicht auf das Hochstift Speyer besteht, nicht ohne Grund vermuthen, daß er noch weit früher, und zwar schon im Jahre 1486, wo jene Schrift erschien, dort lebte und in öffentlichen Diensten stand, weil sich außerdem schwerlich eine besondere Veranlassung denken lässt, die ihn bewog, das Lob

*) Z. B. in Adami vit. German. Theolog. (Frcf. ad M. 1705. fol.) pag. 10.

dieses Hochstiftes zu besingen. — Er verwaltete sein Predigtamt eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch mit ausgezeichnetem Beifall, und ließ sich angelegen sein, sowohl durch einen reinen, unbescholtenen Lebenswandel, strenge Sitten, Einfachheit in seinem Aeußern und Wohlthätigkeit gegen Dürftige, sich seines geistlichen Standes würdig zu beweisen, als auch andere Geistliche zu wahrer Frömmigkeit und einem tadellosen Leben zu ermuntern. Inzwischen setzte er auch seine humanistischen Studien eifrig fort, und suchte durch seine Schriften, besonders seinen Isidoneus germanicus, wovon die erste Ausgabe 1497 erschien, zur allgemeinen Verbreitung dieser Studien unter der teutschen Jugend, nach Kräften zu wirken. Das Predigtamt scheint indessen auf die Länge seiner etwas schwächlichen Gesundheit nicht zuträglich gewesen zu sein; er gab es daher auf, und folgte der Einladung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, zur Rückkehr auf die Universität Heidelberg, um deren Verbesserung dieser Kurfürst sich in den letzten Jahren des funfzehnten und den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts mit so großer Vorliebe bemühte. Wimphelings Rückkehr nach Heidelberg ist zwar in Ansehung der Zeit nicht ganz genau zu bestimmen; doch fällt sie ohne Zweifel zwischen die Jahre 1497 und 1499, weil wir ihn in jenem Jahre noch zu Speyer, in dem letztern aber zu Heidelberg finden. Ob er damals wirklich zu einem ordentlichen, besoldeten Lehramte nach Heidelberg berufen wurde, ist zweifelhaft, und findet einen besonders triftigen Widerspruch in der Kürze der Zeit, die er in Heidelberg zubrachte, da er sich schon nach wenigen Jahren, ohne dringende äußere Veranlassung, wieder von da entfernte; indessen ist es keinem Widerspruch unterworfen, daß er seinen abermaligen Aufenthalt auf dieser, damals

so blühenden Universität, zugleich zu öffentlichen Vorlesungen benutzte, zu deren Gegenstand er sich besonders die Erklärung der alten Kirchenväter, und unter diesen vornehmlich des Hieronymus, erwählte. Neben dieser öffentlichen Beschäftigung widmete er sich zugleich dem Unterricht und der Leitung der Jugend; einem Geschäfte, das ihn, wie es scheint, vor allen andern ansprach. Indessen arbeitete er an keiner öffentlichen Schule, und überhaupt in keinem größeren Kreise, sondern beschränkte sich darauf, einzelne junge Leute von angesehener Geburt und vorzüglichen Talenten, mit den Wissenschaften bekannt zu machen, und sowohl ihre häuslichen als Universitäts-Studien zu leiten. So war unter andern der junge Graf Wolfgang von Löwenstein, Sohn des ersten Grafen Ludwig von Löwenstein, und Enkel des Kurfürsten Friedrichs des Siegreichen, von der Pfalz, sein Zögling, den er besonders dadurch auszeichnete, daß er ihm eine seiner wichtigsten Schriften, die Adolescentia, zuschrieb.

Inzwischen hatte Wimpheling, wie es bei seinen mannichfaltigen Verdiensten leicht zu erwarten war, die Bekanntschaft vieler Männer von großer Gelehrsamkeit und hohem Range gewonnen. Einer von diesen Freunden, und zwar der, welcher sich am meisten an ihn anschloss, am meisten in Gesinnungen und Handlungsweise mit ihm harmonirte, war Christoph von Uttenheim, ein Mann, eben so achtbar durch seine Gelehrsamkeit, als ehrwürdig durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit und sein aufrichtiges Streben nach thätiger Besserung des wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Lebens unter seinen Zeitgenossen. Er und Wimpheling boten einander in diesen wohlthätigen Bestrebungen, durch Wort, Schrift und Beispiel, getreulich die Hände; aber beide fühlten sich auch so häufig durch

fehlgeschlagene Bemühungen gekränkt und zurückgestoßen, daß sie endlich auf den Entschluss geleitet wurden, sich dem thätigen Leben ganz zu entziehen, und in der Einsamkeit, entfernt von dem Treiben der menschlichen Gesellschaft, nur in stillen Betrachtungen und ruhigem Forschen, sich selbst, der Beschäftigung mit Gott und ihrer eignen Veredlung zu leben. Beiden war es völliger Ernst um die Ausführung dieses Entschlusses; doch suchten andere Freunde Christophs von Uttenheim diesen davon zurückzuhalten, und dadurch verzögerte sich die Sache, bis Uttenheim, im Jahre 1502, zum Bischof von Basel einstimmig erwählt wurde. Jezt gelang es seinen Freunden, ihn vollends von jenem Vorhaben abzuziehen, durch die Vorstellung, daß er bei seiner Frömmigkeit, in Verbindung mit der Würde eines so hohen geistlichen Amtes, eine seltne Gelegenheit hätte, zum Besten des Reiches Christi zu wirken, und daß es Unrecht sei, diese nützliche Wirksamkeit, dem Verlangen nach eigner Ruhe und äußerem Frieden zu opfern. Uttenheim trat also die bischöfliche Regierung des Hochstifts Basel an, und auch Wimphelings Entschluss zum Einsiedler-Leben wurde dadurch, daß er es nun nicht mehr mit seinem Freunde theilen konnte, erschüttert. Wimpheling hatte indessen schon früher Heidelberg wieder verlassen, und sich in das Wilhelms-Kloster zu Straßburg zurückgezogen, wo er schon im November 1501, zu Folge der Vorrede zu seiner Ausgabe der Declamatio Beroaldi, lebte, und wo er, laut der Vorrede zu seiner Epitome rerum Germanicarum,*) im September 1502 sich noch aufhielt. Er hatte zu Straßburg ein Kanonikat erhalten, dessen Besitz ihm aber streitig gemacht wurde; und

*) ap. Sim. Schardii Script. rer. German. (Giess. 1673. fol.) pag. 170.

da er nicht Lust hatte, sich darüber in einen weitaussehenden Proceß einzulassen, so that er freiwillig darauf Verzicht, und ging nach Basel, wohin sein Freund, der nunmehrige Bischof Christoph, ihn einlud. Diesem stand er in seinen geistlichen Amtsgeschäften getreulich bei. Unter andern hat er an den Statutis synodalibus ecclesiae Basileensis, welche auf Veranlassung des Bischofs im Jahre 1503 herauskamen,*) großen Antheil. Indessen scheint das geschäftvolle Leben am Hofe des Bischofs doch seinem stillen Sinne nicht behagt zu haben, denn bald nachher, im Jahre 1505, finden wir ihn zu Freiburg im Breisgau, wo er sich in dem S. Wilhelms-Kloster aufhielt, bloß mit Schriftsteller-Arbeiten, als den Früchten seines stillen Nachdenkens und Studirens, beschäftigt. —

Wimphelings Verdienste um die Wissenschaften gehören gerade nicht zu den glänzenden; er war keiner von den Männern, welche neue Bahnen brechen und große Umwälzungen im Reiche der Wissenschaften zu Stande bringen; auch that er es an ausgedehntem Umfange der Kenntnisse manchen andern großen Gelehrten seiner Zeit, einem Agricola, Reuchlin u. A. bei weitem nicht gleich; besonders scheint er in die griechische Sprache und Literatur nicht tief eingedrungen zu sein, und selbst sein lateinischer Styl trug noch manche Barbarismen aus früheren Zeiten an sich. Demohngeachtet war sein wissenschaftliches Wirken höchst verdienstlich; denn es lag ihm vorzüglich daran, die erworbenen Kenntnisse gemeinnützig zu machen, nicht sowohl unter den Gelehrten zu glänzen, als die Ungelehrten, besonders die Jugend, zweckmäßig heran zu bilden, und durch diese wissenschaftliche Bildung nicht bloß das eigentliche Wissen zu vermehren, und den Verstand

*) Panzer, Annal. typogr. Tom. IX. pag. 390. Nr. 17 b.

zu erleuchten, sondern vornehmlich auch das Herz und die Sitten zu bessern; und in dieser Hinsicht gebührt ihm unter den ersten Wiederherstellern der wissenschaftlichen Bildung in Teutschland eine um so ehrenvollere Stelle, als er damit gerade sein thätigstes Streben nach solchen Gegenständen richtete, die von den meisten seiner, sonst zum Theil ihn allerdings in manchen Stücken verdunkelnden Zeitgenossen, nur zu oft übersehen wurden.

Wie er nun als Lehrer durch unmittelbare That nach diesen Grundsätzen wirkte, so waren auch seine Schriften großentheils darauf berechnet, in einem weiteren Kreise das zu verbreiten, was er durch das lebendige Wort und Beispiel in seinen näheren Umgebungen auszurichten suchte. So zeichnete er im Isidoneus die Bahn vor, wie man überhaupt zu einer wahrhaft fruchtbaren Kenntniss der alten Sprachen und der damit zunächst verbundenen Wissenschaften am vortheilhaftesten gelangen könne; durch die Elegantiarum medulla und Elegantiae majores suchte er dem lange gefühlten Bedürfnisse zweckmäßiger Unterrichtsbücher für eine den Geschmack mehr ansprechende Sprachlehre abzuhelfen; am vollständigsten und deutlichsten aber entwikkelte er seine Grundsätze über Erziehung und Jugendbildung überhaupt, besonders in sittlicher Hinsicht, und über eine zweckmäßige Benutzung der Jugendjahre zur höheren Bildung des Geistes und Herzens, sowohl für Jünglinge als für ihre Erzieher und Lehrer, in der Adolescentia, einem zu seiner Zeit sehr beliebten Buche, das man wegen seines eben so nützlichen und lehrreichen, als, durch die beigefügten Abschnitte aus vielen profanen und geistlichen Schriftstellern in Versen und in Prosa, mannichfaltigen und anziehenden Innhalts, neben den Werken der Klassiker, in mehreren Schulen erklärte.

Ohngeachtet nun Wimphelings Lehren gerade für unsere Zeiten und den Stand unserer Kenntnisse wenig neues und mancherlei unbrauchbares enthalten, so ist es doch höchst interessant, sie in Beziehung auf seine Zeit, und die Wirkungen, welche er damals damit hervorbrachte, genauer kennen zu lernen, und deshalb steht ein Auszug des wesentlichen Innhalts seiner pädagogischen Vorschriften, wie er sie in der Adolescentia darlegt, hier gewiss, als ein wesentlicher Beitrag zur Darstellung seines Charakters und zur Würdigung seiner Verdienste, nicht am unrechten Orte.

So früh als möglich müssen die Knaben in nützlichen Kenntnissen unterrichtet werden. Die Aeltern können ihren Kindern keine dauerhafteren Schätze, keine gewisseren Güter erwerben, als wenn sie sie von Jugend auf in heilsamen Künsten und Wissenschaften unterrichten lassen. Denn wer nicht schon in der Jugend zu den Wissenschaften hingeführt wird, darf im späteren Alter schwerlich noch auf genügende Fortschritte rechnen, so wie auch derjenige, der sich in seiner Jugend an schlechte Sitten gewöhnt, in reiferen Jahren diese nicht ohne große Mühe ablegen kann. Die Jugend ist daher das Lebensalter, wo der Geist, als noch zart und bildsam, sowohl zu den Wissenschaften als zur Tugend gewöhnt werden muss, wenn er die Eindrücke von beiden dauerhaft bewahren und für die folgende Zeit des Lebens behalten soll. Wenn es aber eine gemeinschaftliche Pflicht aller Aeltern ist, für einen guten Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, so kommt es doch vorzüglich den Personen von höherem Stande zu, den Ihrigen eine ganz besonders ausgezeichnete und sorgfältige Bildung zu verschaffen; denn je größer die Ansprüche sind, die einer, vermöge seines Ranges und Standes, an das Leben macht, um so größer müssen dagegen auch die Leistungen sein; die

man billig von ihm erwartet; und wer andere beherrschen will, kann dies nur dann mit sicherem Erfolg, wenn ihn alle auch vermöge seiner geistigen Vorzüge für den Würdigsten erkennen. Wissenschaft und Tugend sind aber auch schon an sich des höchsten Strebens werth; denn alle andern Dinge, Reichthum, Ehre, Vergnügen, sind flüchtig und wandelbar, Tugend aber bleibt unvergänglich. Daher sind Jünglinge, besonders von edler Geburt, vor allen Dingen zu ermahnen, Glücksgüter und körperliche Vorzüge nicht zu hoch zu schätzen, sondern sich desto mehr der Ausbildung in geistigen Vorzügen zu befleißigen, und dazu der Erlernung heilsamer Kenntnisse, des fleißigen Lesens der heiligen Schrift, und des Umganges mit gelehrten und rechtschaffenen Menschen zu bedienen.

Den Anfang des Unterrichtes muss man damit machen, die natürlichen Anlagen eines jungen Menschen zu untersuchen, um zu wissen, für welche Art der Geistesbeschäftigung er von Natur vorzüglich geschickt ist. Als allgemeiner Grundsatz muss es aber gelten, junge Leute nie geschäftlos zu lassen, und ihnen keine Beschäftigung zu gestatten, welche den Geist von einer höhern Thätigkeit abzieht. Aus diesem Grunde erfordern auch körperliche Uebungen große Beschränkung, wenn sie nicht der höheren Geistesbildung und der Milde und Anmuth der Sitten nachtheilig werden sollen.

Es ist aber nicht allein für das Wohl der Einzelnen nothwendig, daß die Jugend gut unterrichtet werde, sondern es ist auch der christlichen Kirche und dem Staate überhaupt ungemein viel daran gelegen. Eine wahre Verbesserung der Kirche, oder die Zurückführung derselben zur alten Einfalt, muss von einer guten Unterweisung der Ju-

gend ausgehen, so wie von einem schlechten und verkehrten Jugend-Unterrichte das Verderben derselben ausgegangen ist; denn nur durch eine gute Vorbildung in der Jugend, wird der Mensch überhaupt für den Eindruck des Bessern empfänglich. Dies gilt aber nicht bloß von der Religion, sondern auch von der äußerlichen gesetzlichen Zucht, von welcher die Sicherheit und Ordnung der Staaten abhangt, so wie von der Verbesserung des häuslichen und allgemeinen Wohlstandes; und so wird, in Folge eines guten Unterrichtes der Jugend, auch das Wohl ganzer Staaten befördert.

Den Zweck aller Erziehung und Unterweisung setzt er darinn, die guten Anlagen der Jugend auszubilden, und die bösen zu unterdrücken und auszurotten. — Nach einer herrschenden Gewohnheit seiner Zeit, wo man alle sittlichen Eigenschaften und ähnliche Gegenstände gern an gewisse Zahlenverhältnisse band, stellt er auch sechs gute und sechs böse Anlagen des jugendlichen Gemüthes auf. Als gute Anlagen nennt er: Freigebigkeit, Unternehmungsgeist, Großmuth, Aufrichtigkeit, Mitleid und Schamhaftigkeit; auch diese guten Anlagen sollen jedoch durch die Vernunft in Schranken gehalten und auf die richtige Bahn geleitet werden, damit sie nicht, ungeregelt und durch Uebermaß, auf nachtheilige Wirkungen führen. Als böse Anlagen, welche den guten Fortschritten der Jugend in Tugenden und Wissenschaften hinderlich sind, betrachtet er: Neigung zu Leidenschaften, besonders der Sinnlichkeit; Veränderlichkeit, Leichtgläubigkeit, Streitsucht, Lügenhaftigkeit, und Uebertreibungssucht; und empfiehlt dagegen folgende Mittel: 1) Gegen die Herrschaft sinnlicher Neigungen und Leidenschaften: Beschäftigung mit ernsten und ehrbaren Studien, besonders fleißiges Lesen der heiligen Schrift, Mäßig-

keit im Essen und Trinken, eifriges und andächtiges Gebeth um Enthaltsamkeit, Erinnerung an den Tod und Furcht vor den Strafen nach dem Tode, herzliche Liebe zu dem gekreuzigten Erlöser, Betrachtung lehrreicher Beispiele von Enthaltsamkeit, und fleißiger Umgang mit tugendhaften, so wie Vermeidung des Umgangs mit lasterhaften Personen, und Abwendung von solchen Gegenständen, welche zu Ausschweifungen reizen; Betrachtung der Flüchtigkeit sinnlicher Freuden, der Bitterkeit der darauf folgenden Reue, der Erniedrigung, welche mit der Befriedigung sinnlicher Begierden verbunden ist, und der schädlichen Folgen, welche sie nach sich zieht, und deren Wimpheling sechs und zwanzig, theils körperliche, theils geistige, mit großer Genauigkeit aufzählt. 2) Gegen Veränderlichkeit und Wankelmuth: der Jüngling soll sich frühzeitig an eine bestimmte, feste Ordnung in seinem Leben und Studiren gewöhnen und davon nicht abweichen; doch soll er bei dieser Beharrlichkeit nicht hartnäckig und eigensinnig werden, sondern gegen den guten Rath seiner Freunde und Lehrer empfänglich bleiben; und wenn er aus vernünftigen Gründen eine Veränderung seiner gewohnten Lebensordnung nöthig hat, soll sie nur allmählich und bedachtsam geschehen, und nicht weiter gehen, als es die Weisheit und Sittlichkeit erfordert oder zulässt. 3) Gegen Leichtglaubigkeit: der Jüngling soll sich immer erinnern, daß nicht jedem Geiste zu trauen, und daß der Leichtglaubige in der Regel auch leichtsinnig ist, daß nicht bei allen Menschen die Worte immer mit den Gedanken, und die Handlungen mit den Worten übereinstimmen, und daß, wer nicht zu leicht glaubt, auch nicht so leicht betrogen wird; besonders soll man nicht zu voreilig Freundschaften schließen, und vermeinten Freunden nicht allzu rücksichtslos vertrauen. 4) Gegen die Streit-

sucht: der Jüngling soll bedenken, daß dieser Fehler bei Verständigen verhasst und verächtlich macht, daß er aus übertriebener Einbildung von sich selbst entspringt, und zu Beleidigungen gegen Andere führt, beides aber sündliche Neigungen und Handlungen sind, und uns den Hass solcher Personen zuziehen, deren Wohlwollen uns doch oft von großem Nutzen sein kann. 5) Gegen die Lügenhaftigkeit: die Erinnerung an die Schändlichkeit dieses Lasters, das eben so sehr bei Gott verhasst und in der heiligen Schrift verboten sei, als den Unwillen der Menschen nach sich ziehe, und so leicht zur Gewohnheit werde, daß, wer es einmal in der Kindheit, wenn auch nur aus Leichtsinn, angenommen hat, es auch als Mann nicht leicht ablege, und dadurch seine eigne Vernunft betäube, sein Gewissen verletze, und sich den schwersten zeitlichen und ewigen Strafen aussetze. Der Jüngling soll sich dagegen gewöhnen, überhaupt wenig zu sprechen, und immer bedenken, daß Treue die Grundlage der Gerechtigkeit ist, und daß jene in der vollkommensten Uebereinstimmung der Worte und Handlungen besteht, und daß man keinem Manne, dem diese Tugend fehlt, welches Standes und Würden er übrigens auch sein möge, sein Zutrauen schenken oder irgend etwas von Wichtigkeit anvertrauen kann, daß aber derjenige, bei welchem keine Wahrhaftigkeit zu finden ist, nicht allein sich selbst, sondern auch seiner ganzen Familie zur Schande gereicht. 6) Gegen die Uebertreibungssucht (in factis modum non observantes) gibt er die Vorschrift: der Jüngling soll sich in allen seinen Handlungen, in Kleidung und andern Geräthen, im Reden und Schweigen, in Freude und Traurigkeit, im Scherz und Spiel, wie in ernsthaften Beschäftigungen, im Studiren, im äußern Anstand, im Schlaf, im Essen und Trinken u. s. w. der Mäßigkeit und

der Mittelstraße befleißigen, und bedenken, daß selbst in guten Handlungen eine gewisse Mäßigung und Ueberlegung nothwendig sei; und um sich darinn auf der richtigen Bahn zu erhalten, soll er, nächst der Anrufung göttlicher Gnade, sich besonders an einen verständigen und erfahrnen Freund anschließen, und den Rath desselben befolgen, alsdann aber überhaupt auf das Urtheil der Vernünftigen merken, da nur ein anmaßender, schamloser und leichtfertiger Mensch ganz das Urtheil Anderer verachte.

Als Zeichen eines guten Gemüthes und einer glücklichen Geistes-Anlage führt Wimpheling ebenfalls sechs Umstände an, nehmlich 1) die Fähigkeit, durch Ehrliebe und Begierde nach Beifall aufgemuntert zu werden, woraus ein Wetteifer im Guten und Rühmlichen hervorgeht; 2) der Eifer, immer das Beste in jeder Art zu erreichen, als Folge dieser Ruhm- und Ehrbegierde; 3) Unermüdlichkeit in guten Handlungen, daher Scheu vor dem Müßiggange, und ein Streben, zu jeder Zeit etwas Gutes zu vollbringen; 4) Furcht vor Strafen, nicht sowohl wegen der körperlich unangenehmen Empfindung, als wegen der damit verbundenen Schande; denn hieraus entspringt Schamhaftigkeit, welche im jugendlichen Alter immer das beste Kennzeichen ist, und bei welcher jede Strafe auch wirkliche Besserung hervorbringt; 5) Liebe zu den Lehrern; 6) Folgsamkeit gegen ältere Personen, und Nachgiebigkeit gegen gute Ermahnungen und Beispiele.

An sich ist das jugendliche Alter den Leidenschaften und Begierden sehr unterworfen, und wird mehr durch Sinnlichkeit als durch Vernunft beherrscht; es sind ihm aber dagegen vier Quellen oder Grundursachen der Tugend eröffnet, nehmlich 1) die besondere Wirkung der göttlichen

Gnade, welche daher sowohl von den Aeltern als von den Kindern fleißig angerufen werden muss; 2) frommes Betragen der Aeltern; 3) frühzeitige Gewöhnung der Kinder zur Frömmigkeit; 4) fleißige Ermunterung zur Tugend. — Wenn dem jugendlichen Leichtsinn volle Freiheit gelassen wird, so wird er dadurch nur zu schändlichen und schädlichen Handlungen hingerissen; aber Gehorsam, strenge Zucht und sorgsame Aufsicht sind die Pflanzschulen der Tugend und Ehrbarkeit für die Jugend.

Als Richtschnur für das sittliche Leben der Jugend, und mithin als Haupt-Augenmerk bei der sittlichen Erziehung derselben, stellt nun Wimpheling endlich folgende zwanzig Gesetze auf. 1) Gottesfurcht; denn die Religion ist die Führerinn zu allen Tugenden, und daher ist die erste Forderung an einen guten Unterricht des Jünglings, daß er von Kindheit auf in der Religion wohl befestigt sei; denn wie kann man erwarten, daß etwas Menschliches dem heilig sei, der das Göttliche nicht achtet? 2) Scheu vor dem Missbrauch des göttlichen Nahmens, und daher Vermeidung alles unnützen und leichtsinnigen Schwörens. 3) Ehrfurcht gegen die Aeltern; 4) Ehrerbietung gegen das Alter; doch soll der Jüngling den freundschaftlichen Umgang mit älteren Personen nicht vermeiden, sondern vielmehr ihre Erfahrung und reifere Einsicht zu seiner eignen geistigen und sittlichen Vervollkommnung, und zur vorsichtigen Leitung seines Wandels benutzen. 5) Ehrerbietung gegen die Geistlichen, als Diener Gottes, und gegen alle zur Religion und Kirche gehörigen Gegenstände. 6) Ehrerbietung gegen jedermann, dem sie nach seinem Stande gebührt, besonders gegen die Obrigkeit; wozu er unter andern auch die Vermeidung aller übeln und schmähsüchtigen Nachreden rechnet. 7) Vermeidung böser Gesellschaften;

die Freunde, welche der Jüngling zu seinem Umgange wählt, sollen sein: wahrhaft, sittsam, bescheiden und fromm, nicht arglistig und eigensinnig, nicht dem Trunk ergeben, nicht schmähsüchtig; und zu diesen Forderungen, welche Wimpheling von Aeneas Sylvius entlehnt, fügt er selbst noch hinzu, daß auch auf Ablegung aller Rohheit in Ansehung des äußerlichen Anstandes und der Geistesbildung zu sehen sei. 8) Freundlichkeit und Artigkeit im Umgange. 9) Verschwiegenheit, und Vermeidung des allzu häufigen Sprechens. 10) Bescheidenheit und Schamhaftigkeit in Worten und Handlungen. 11) Vermeidung des Müßigganges, und unausgesetzte Uebung in ehrbaren Beschäftigungen. 12) Mäßigkeit und Sparsamkeit, doch ohne Neigung zu unrechtmäßigem Erwerb. 13) Sorgfältige Achtsamkeit auf sich selbst, mit dem Bestreben, andern ein gutes Beispiel zu geben, und von jedermann, besonders den Weisen und Guten, aufrichtig und christlich geliebt zu werden, welche gemeinschaftliche Zwecke durch die drei Tugenden der Demuth, der Besonnenheit und der Sanftmuth erreicht werden. 14) Frühzeitige und beständige Gewöhnung an alle Tugenden. 15) Vermeidung aller Ausschweifungen, besonders im Trinken, als woraus vorzüglich Streit, Unzucht, Krankheiten und andere böse Folgen entspringen. 16) Reinlichkeit und Anständigkeit im Aeußern. 17) Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen, welche das göttliche Ebenbild in der menschlichen Seele trüben; dieses Uebergewicht der Vernunft aber soll gewonnen werden durch beständiges Streben nach Selbstbeherrschung im Kleinen wie im Großen, durch Mäßigung und Besonnenheit in allen Handlungen, und Vermeidung aller Uebereilung; besonders Sanftmuth im Reden, Unterdrückung des Eigensinnes und des Zorns,

auch bei ungerechtem Widerspruch, und Versöhnlichkeit ohne Neigung zur Rache, auch bei den schmerzlichsten Beleidigungen und Kränkungen. 18) Benutzung der guten und bösen Beispiele Anderer, zur Besserung des eignen Lebens. 19) Eifrige Begierde zum Lernen, aber nur angewandt auf wahrhaft heilsame Gegenstände, und in reiner Absicht, nicht um eitlen Ruhmes und Gewinnstes willen, sondern um den Geist höher auszubilden, in Tugend und Weisheit zu wachsen, und dem Vaterlande und den Seinigen Ehre und Nutzen zu verschaffen. 20) Geduldiges Aufnehmen des Tadels, und weise Benutzung desselben zum besseren Fortschreiten auf dem Wege der Tugend und Weisheit.

Alle diese Regeln führt nun Wimpheling weitläuftiger aus, und belegt sie durch Aussprüche der Bibel, der alten Klassiker und Kirchenväter, und einiger neueren, zu seiner Zeit vorzüglich geschätzten Schriftsteller, zum Theil auch durch Beispiele aus der alten oder aus der Geschichte seiner Zeit. — Auf die eigentliche wissenschaftliche Erziehung lässt sich Wimpheling übrigens in der Adolescentia nicht näher ein, sondern verweist, wegen der Ordnung des Studirens und der Mittel, zu gelehrten Kenntnissen zu gelangen, auf seinen Isidoneus, worinn er diese Gegenstände, hauptsächlich nach Rudolf Agricola's Vorgange, behandelt. —

Nächst der Erziehung und Jugendbildung ist das Feld, auf welchem sich Wimpheling am meisten verdient machte, die vaterländische Geschichte. Er hat sie zwar in keinem großen Werke ausführlich behandelt, aber außer daß er in seinen übrigen Schriften gute Kenntnisse derselben an den Tag legt, und einzelne schätzbare Beiträge dazu mittheilt, hat er in seiner Epitome rerum

Germanicarum zuerst die teutsche Geschichte mit Kritik und Geschmack, in einem kurzen, doch ziemlich vollständigen Abriss entworfen. Auch in diesem Buche sah er vorzüglich auf Belehrung der Jugend; indessen war es auch selbst für die Gelehrten und Staatsmänner der damaligen Zeit nicht ohne Nutzen, besonders da es an einem ähnlichen Werke von demselben Umfange, verbunden mit derselben Genauigkeit und Vollständigkeit, noch gänzlich fehlte. Was ihm aber dabei vorzüglich zum Ruhme gereicht, ist, außer dem unverkennbaren Fleiße, welchen er auf die Erforschung und Darstellung der Geschichte seines Vaterlandes verwandte, besonders auch die reine, patriotische Gesinnung, die ihn bei der Ausarbeitung derselben beseelte. Dieser Patriotismus bewog ihn auch zu dem Wunsche, daß die Schweizer sich wieder mit dem teutschen Reiche vereinigen, und die Hoheit des Römischen Kaisers anerkennen möchten, den er nicht nur an einzelnen Stellen seiner Schriften, *) sondern auch in einer ganz diesem Gegenstande gewidmeten Abhandlung (Soliloquium pro pace Christianorum, et pro Helvetiis, ut resipiscant. 1505.) aussprach.

Auch in der Gelehrten-Geschichte war Wimpheling gut bewandert, ohngeachtet sich unter seinen Werken keins befindet, welches sich ausschließlich mit Gegenständen aus diesem Gebiete beschäftigt. Er sah unter andern die mannichfaltigen Fehler und Irrthümer, welche Trithemius in seinem bekannten Buche de scriptoribus ecclesiasticis begangen hatte, wohl ein, **) und nur durch seine Bescheidenheit und Hochachtung vor diesem übrigens so verdienten Manne, ließ er, doch gewiss zum

*) z. B. Adolescentia (ed. Argentor, 1511. 4.) fol. XI. b.

**) de integritate, Cap. XXXV. sub finem.

Nachtheil der Literatur, sich abhalten, sie öffentlich anzuzeigen und zu verbessern. Inzwischen sind unter Wimphelings Verdiensten um die Literatur, seine Ausgaben von den Schriften früherer und gleichzeitiger Gelehrten, als des Rabanus Maurus, Lupoldus von Bebenburg, Gerson, u. a. nicht zu vergessen.

Mit der klassischen Literatur beschäftigte er sich nur, um seinen eignen Geist dadurch zu nähren, und sie zum Vortheil seiner übrigen Studien zu benutzen, ohne gerade seinen Fleiß der Erweiterung dieses Feldes insbesondere zu widmen. — Eben so war die Philosophie kein eigenthümlicher Gegenstand seiner tieferen Beschäftigungen, in so fern man davon ein selbstthätiges, schaffendes Wirken in ihrem Gebiete erwartet; doch war er darinn nicht fremd, sondern hatte sich, wie aus seinen Schriften hervorgeht, eine vertraute Bekanntschaft mit den Werken und Lehren der vornehmsten Philosophen älterer und neuerer Zeiten erworben, jedoch immer seinen Blick mehr auf die praktische, als auf die spekulative Philosophie, gerichtet. Auch wo er als Schriftsteller sich ausdrücklich mit philosophischen Gegenständen beschäftigt, sind diese nur aus dem Gebiete der praktischen Philosophie gewählt, alsdann aber auch nicht ohne Glück ausgeführt, wie seine gelungenen und für seine Zeit einflussreichen moralischen Schriften, besonders sein Buch de integritate, beweisen. Cicero erscheint unter den Alten vorzüglich als sein Liebling. Von den Spekulationen der Scholastiker hielt er sich, wie von einem Vertrauten der alten Klassiker, und von einem Geiste, dessen Streben sich so rein auf praktische Lebensweisheit und christliche Tugend hinwandte, nicht anders zu erwarten war, ganz entfernt. Der Mann aber, an dessen System er in Ansehung seiner Philosophie sich vorzüglich

anschloss, war Franz Petrarcha. Nicht nur zeigt er in dessen Schriften eine große Belesenheit, führt sie oft an und empfiehlt sie zu weiterer Belehrung, sondern er zeigt auch eine große Uebereinstimmung mit ihm in seinem eignen Charakter. Ihm gleicht er in der Richtung seines Geistes auf das Uebersinnliche im Denken, und auf das Praktisch-Nützliche im Lehren und Lernen; von ihm hatte er ohne Zweifel auch die Verachtung des alltäglichen Treibens der Welt, und die Neigung zum Leben und Studiren in der Einsamkeit, die ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb, und viele Veränderungen seiner äußern Verhältnisse bestimmte.

In der Theologie entfernte er sich, ohngeachtet seiner anderweitigen helleren Einsichten, doch durchaus nicht von den herrschenden Ansichten und Gebräuchen der Kirche, die er vielmehr über alles heilig hielt, und deren strenge Befolgung er auch seinen Schülern, als ein wesentliches Stück der Frömmigkeit, mündlich und schriftlich zur Pflicht machte. Wesentliche Verbesserungen in Ansehung der Lehre waren daher von ihm nicht zu erwarten. Desto eifriger bewies er sich in seinen Bemühungen, die Sitten und das Leben der Geistlichen seiner Zeit, deren Verfall er deutlich erkannte und bitter tadelte, zu verbessern, wiewohl er durchaus den Weg des Spottes, den viele seiner Zeitgenossen in gleicher Absicht einschlugen, missbilligte, und nichts anderes zur Erreichung seines Zweckes statthaft fand, als den Weg ernster und gründlicher Belehrung.

Bei solchen Gesinnungen dieses Mannes ist es um so auffallender, daß auch er nicht im Stande war, theologischen Streitigkeiten und Verfolgungen zu entgehen. Der Anlass dazu war, dem Anschein nach, ziemlich unbedeutend.

Wimpheling hatte in seinem, 1505 zuerst erschienenen Buche de integritate (von der Sitten-Reinheit) unter andern folgende Behauptungen aufgestellt, und durch mehrere Kapitel hindurch, nach seiner Art, mit vielen historischen Beweisen ausgeführt: Es sei ein ganz irriges und erdichtetes Sprichwort, daß die Weisheit in den Kutten (d. h. im Mönchs- und Klösterleben) wohne, als ob die Weltleute ganz davon ausgeschlossen sein sollten, wovon er das Gegentheil, durch Aufzählung einer langen Reihe von Gelehrten, die, ohne im Klosterstande zu leben, sich durch ihre Schriften um die Philosophie, das geistliche und weltliche Recht, die Arzneikunde, Poesie, Beredsamkeit, Geschichte und Grammatik verdient gemacht hatten, bewies; auch wären die größten und gelehrtesten Theologen, von denen er ebenfalls ein Verzeichniss zum Beweis aufstellte, keineswegs Mönche, sondern Weltgeistliche gewesen, obgleich Trithemius von einigen das Gegentheil, aber irrig behaupte; und insbesondere sei Augustinus, auf dessen Beispiel man sich immer hauptsächlich zu berufen pflegte, niemals, weder ein Einsiedler, noch ein Mönch mit einer Kutte gewesen. — Da Wimpheling für seine Person dem Leben in der Einsamkeit so geneigt war, und sich öfters, wenn auch nicht als ein wirklicher Ordensbruder, in Klöstern aufhielt, so sprechen diese Behauptungen um so ehrenvoller für seine Unparteilichkeit. Indessen war damit den Mönchs-Orden, und besonders den Augustinern, so wenig gedient, daß vielmehr die Letztern von allen Seiten die heftigsten Angriffe gegen Wimpheling erhoben, und ihn sogar bei dem Papste verklagten. Wimpheling verlor indessen über diese Angriffe den Muth um so weniger, als viele der gelehrtesten Männer seiner Zeit, wie der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius, Heinrich Bebel,

Beatus Rhenanus, Conrad Peutinger, und andere, sich offen zu seinem Vortheil erklärten. Er gab daher nicht nur das angefochtene Buch aufs neue, mit den Briefen verschiedener Gelehrten, die seiner Meinung beistimmten und ihn deshalb lobten, heraus, sondern ließ auch noch eine besondere Apologie desselben erscheinen, worinn er die Gründe für seine Behauptung noch weiter ausführte, und die dagegen erhobenen Angriffe zurückwies. Er ging in dieser Apologie noch weiter als zuvor, denn, indem er den Augustin selbst mit den größten Lobsprüchen belegte und seine Verdienste aufzählte, suchte er zugleich mit vielen triftigen Gründen zu beweisen, daß die, dem Augustin gewöhnlich zugeschriebenen Sermones ad Eremitas, auf welche seine Gegner vorzüglich die Angriffe gegen ihn zu begründen suchten, gar nicht von diesem Kirchenvater verfasst wären. Uebrigens erklärte er, daß er das Urtheil über seine Person und über diese Angelegenheit gern dem Papst überlasse, berief sich aber, zur Begründung desselben, zugleich auf seine andern Schriften, besonders auf die gleichzeitig erschienene Apologia pro republica christiana, worinn er als Vertheidiger des ganzen geistlichen Standes, gegen gewisse auf denselben gemachte spöttische Angriffe, auftrat. Zugleich schrieb er eine Vertheidigungsschrift an den Papst Julius II. selbst, worinn er unter andern sagt: es gehe allerdings aus seinen Schriften hervor, daß die Augustiner den Nahmen und die Regel ihres Ordens von einem weltgeistlichen Bischof empfangen hätten; aber er habe sich unmöglich versehen können, daß diese Behauptung den Zorn dieser Ordensleute so heftig aufregen werde, da ja auch die Päpste, welche die Regeln dieses und anderer Orden bestätigt hätten, was doch noch mehr sei, Weltgeistliche gewesen wären, wie denn auch der damals regie-

rende Papst selbst dazu gehöre. — Durch diese standhafte Vertheidigung und die kräftige Theilnahme Peutingers und anderer oben genannter gelehrter und angesehener Männer, kam es denn dahin, daß die schon in Vorschlag gebrachte Citation Wimphelings nach Rom unterblieb, und der ganze Handel dadurch, daß der Papst beiden Theilen ein Stillschweigen in dieser Angelegenheit gebot, unterdrückt wurde. —

Wimpheling führte von dieser Zeit an sein Leben in ununterbrochener, ruhiger Stille. Ob und wie lange er seinen oben gedachten Aufenthalt in dem Wilhelms-Kloster vor Freiburg behielt, ist nicht genau bekannt; er scheint indessen in den zunächst folgenden Jahren seinen Wohnort mehrmals verändert zu haben, denn er zog sich durch diesen öfteren Wechsel sogar von seinen Feinden und Neidern den Vorwurf eines unverträglichen, unzufriedenen und wankelmüthigen Charakters zu, den er durch eine besondere Schrift, Expurgatio contra detractores, widerlegte. Der eigentliche Grund zu diesem Wechsel scheint in seiner vorherrschenden, und mit den zunehmenden Jahren immer mehr hervortretenden Neigung zu einem stillen, einsamen Leben zu liegen, das er an diesem und jenem Orte suchte, und nirgends ganz so, wie er es verlangte, finden konnte. Daß er sich wieder mit öffentlichem Unterricht auf einer Universität abgegeben habe, ist nicht wahrscheinlich, denn es spricht dafür nicht nur gar kein bestimmtes und glaubwürdiges Zeugniss, sondern es ist auch, nach der eben bemerkten, vorherrschenden Richtung seines Gemüthes, nicht einmal zu vermuthen, da ihn ein solches Leben in einem größeren, öffentlichen Wirkungskreise, wieder zu tief in das Weltleben eingeführt haben würde, von dem er sich doch möglichst zu entfernen suchte. Wohl aber scheint er sich

noch immer mit dem Unterricht einzelner Jünglinge, die sich durch edle Geburt und ausgezeichnete Geistesanlagen ihm vorzüglich empfahlen, in derselben Art, wie es schon oben bemerkt wurde, beschäftigt zu haben. Längere Zeit lebte er wahrscheinlich wieder zu Straßburg, denn er war hier Mitglied, und vielleicht selbst Stifter, einer gelehrten Gesellschaft (Sodalitas literaria Argentinensis), zu welcher Sebastian Brant, Jacob Sturm, Matthias Schurer, Hieronymus Gebweiler, u. a. m. gehörten. Diese Gesellschaft wählte ihn unter andern zum Wortführer, um in ihrem Nahmen an den berühmten Erasmus nach Basel zu schreiben. Wimphelings Brief ist vom 1. September 1514, und wurde von Erasmus eben so verbindlich als weitläuftig beantwortet. *) — Ueberhaupt nahm aber Wimpheling an öffentlichen, allgemeineren Begebenheiten jezt wenig Antheil, und daher finden wir ihn, den sonst so thätigen, theilnehmenden Freund und Beförderer der humanistischen Studien, in den großen Bewegungen, welche Reuchlin verursachte, und bei welchen alle Freunde der Aufklärung und der Wiedergeburt der Wissenschaften sich unter Reuchlins Panieren zu seiner Vertheidigung versammelten, gar nicht genannt. Nur das Gefühl des Patriotismus, das er so lebhaft in sich trug, konnte ihn bewegen, seinen Blick wieder den größern Welthändeln zuzuwenden, und (1515) eine Vertheidigung der Rechte der teutschen Nation gegen die Anmaßungen des Römischen Hofs zu unternehmen; denn bei aller seiner

*) Beide Briefe befinden sich bei Erasmi de duplici copia, verborum ac rerum, Commentar. etc. Argent. 1516. 4. fol. LXXIV. sq.

Anhänglichkeit gegen die Lehren der herrschenden Kirche, die er niemals aufgab, wusste er doch die weltlichen Rechte der Fürsten und Völker, vor der geistlichen Jurisdiction, die er dem Papste ohne Widerspruch einräumte, wohl zu unterscheiden.

Um diese Zeit hatte Wimpheling, nach mannichfaltigen Abwechselungen, endlich doch einen festen, und bis an das Ende seines Lebens dauernden Wohnsitz gefunden. Er lebte nehmlich in seiner Vaterstadt Schlettstadt, im Hause seiner Schwester Margaretha, der Mutter des berühmten Jakob Spiegel, der ihm auch einen großen Theil seiner Bildung verdankte, nach seinem vieljährigen Wunsche, fern von dem Geräusche der Welt, in stiller Eingezogenheit, beschränkt auf ruhiges wissenschaftliches Forschen und andächtige Betrachtungen, und gepflegt von treuer Liebe. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm durch die Bewegungen, welche Luthers Reformation verursachte, noch sehr getrübt. Denn auf der einen Seite erkannte er wohl, wie sehr Luthers Lehren in der heiligen Schrift, und damit in der ewigen Wahrheit, gegründet waren; auf der andern Seite konnte er es aber doch nicht über sich gewinnen, von den Satzungen der Kirche, die er noch immer für die einzig wahre hielt, und der er sein ganzes Leben hindurch mit unerschütterlicher Treue angehangen hatte, sich loszusagen; und so von innerem Zwiespalt gemartert, erfuhr er auch noch von außen die Qualen schmerzlicher und unverdienter Verkennung; denn da er keine Partei öffentlich nehmen wollte, so hielten ihn die Anhänger der alten Kirche für einen Abtrünnigen, während die Reformatoren auch kein Zutrauen zu ihm fasften, und in ihm einen ihrer Widersacher erkannten. So ward ihm, wie diese Beschwerden sich noch zu seinem hohen Alter ge-

fellten, das Leben endlich zur drückenden Bürde; er sehnte sich nach dem Tode, und endlich, fast vergessen von der Welt, der er in früheren Jahren so redlich genützt hatte, starb er, in seinem 79sten Jahre, am 17. November 1528, zu Schlettstadt, und wurde dort, auf Veranlassung seiner Neffen, ehrenvoll begraben. Seine Schwester Margaretha, die ihm bald im Tode folgte, wurde, nach ihrem Wunsche, mit ihm in dasselbe Grab gelegt; Beatus Rhenanus aber verfertigte ihm folgende Grabschrift:

Jacobo Wimphelingo, Sletstadiensi, viro clarissimo, et unico puerilis institutionis ac profectus circa literas amatori, exhortatori, patrono. Cujus rei argumentum nobis exhibent non solum editus liber Adolescentiae nomine, et quem εἰσοδον *) inscripsit, ac Elegantiarum linguae latinae compendium, praeter libellos hoc genus alios, verum etiam ipsae scholae eruditis hominibus hujus consilio passim commissae. Qui quam capitaliter luxum, avaritiam et ambitionem oderit, frugalissime acta vita docet, et splendida saepe fortuna contempta, parvo semper contentus animus, sed et adversus illa vitia graves libelli, et ad oppositas virtutes inflammantia scripta, apud posteros quoque testabuntur. Religionis Christianae pius cultor, quemadmodum Theologum et Presbyterum in primis decebat, bonos viros etiam in coenobiis degentes familiariter dilexit. Apud Spiram Nemetum in Regio illo templo aliquot annis munere concionatoris functus est. Primus sane inter cives suos, qui carmine et oratione prosa atque editorum voluminum numero in

*) Isidoneus.

omni paene scripti genere apud eruditos laudem meruerit. Nam Hugonis veteris Theologi praeter commentarios rerum sacrarum, et alterius Joannis praeter ethicorum Aristotelicorum expositionem, nihil hodie exstat. Jacobus Spigelius, Jureconsultus, et Joannes Majus, fratres, Regii Secretarii, utrique avunculo B. M. statuerunt. Vixit annos LXXVIII. menses III. dies XXI. Obiit anno MDXXVIII. Decimo quinto Kalendarum Decembris. Magdalenam matrem, foeminam plane christianae patientiae, quam difficili morbo oppressa non modico tempore praestitit, eodem sepulchro, id quod viva optaverat ob amorem fratris, iidem filii paullo post collocaverunt.

Auch Erasmus wurde durch Wimphelings Tod zur Theilnahme bewegt, und setzte ihm in einem seiner Briefe ein kleines Denkmaal.*)

Außer daß Wimpheling verschiedene, zum Theil sehr bedeutende Schriften anderer Verfasser ans Licht gefördert hat, war er auch selbst ein ziemlich fruchtbarer Schriftsteller; da aber seine Schriften, wenn auch zum Theil von sehr wichtigem Innhalte, doch insgesammt nur von geringem Umfange sind, und sich daher in den Original-Ausgaben, gleich den meisten andern kleineren Denkmaalen des Schriftstellerfleißes aus dem funfzehnten und dem beginnenden sechzehnten Jahrhundert, ziemlich verloren haben, eine Gesammt-Ausgabe derselben aber nie veranstaltet worden ist, so gehören sie alle zu den größten literarischen Seltenheiten, und es hält äußerst schwer, nur

*) Erasmus Jo. Vlatteno; in Erasmi Epistolar. op. (Basil. 1529. fol.) pag. 965.

von ihrem Daſein beſtimmte Nachricht zu erhalten, geſchweige denn von ihrem Innhalte ſich genaue Kenntniſſ zu verſchaffen. Mir ſind, theils aus eigner Anſicht, theils aus den Angaben anderer literariſcher Werke, folgende bekannt geworden, denen ich die von Wimpheling herausgegebenen Schriften fremder Verfaſſer ſogleich, nach Maßgabe der Zeitfolge, beifüge:

1) Laudes ecclesiae Spirensis. (Carmen.) S. l. e. a. 4. — Der vorangeſetzte Brief des Jodocus Gallicus Rubeaquensis an Wimpheling, iſt aus Heidelberg im Januar 1486 geſchrieben.

2) Epistolae et carmina, quibus in medium datur repudiatio filiae Regis Romanorum Maximiliani I. facta a Carolo Rege Galliae, super ducta filia Ducis Britonum, sponsa Maximiliani. Hujus partes agit Jacobus Wimphelingus, Regis Galliae autem Robertus Gaguinus. S. l. 1492. 4.

3) De triplici candore Mariae, ad Bertholdum, Archiepiscopum Moguntinum, poëma. S. l. e. a. 4. — Die Zueignungsſchrift an den Erzbiſchof Berthold iſt aus Speyer, den 1. Mai 1493, geſchrieben. — De conceptu et triplici Mariae virginis gloriosissimae candore carmen. (Basil. per Joh. Bergmann de Olpe.) 1494. 4.

4) Elegantiarum medulla, oratoriaque praecepta in ordinem inventu facilem, copiose, clare, breviterque reducta. S. l. e a. (wahrſcheinlich zu Mainz) 4. *) — Wimphelings Zueignung an Theodo-

*) Dieſe Ausgabe wird, aus den Amoenit. lit. Friburg., angeführt in Panzer, Annal. typogr. Tom. II. pag. 144. Nr. 133. und iſt wahrſcheinlich die erſte.

rich Gresemunt in Mainz, ist zu Speyer den 12. Junius 1493 geschrieben. — Argent. per Matth. Brant. 4. — Lipsiae 1499. 4. — Ibid. 1502. 4. — Ibid. 1504. 4. — Ibid. 1506. 4. — Argentor. 1506. 4. — Ibid. 1508. 4. — Spirae 1508. 4. — Tubing. 1513. 4.

5) De nuncio angelico, seu de annunciatione, incarnatione et nativitate D. N. I. C. carmen. S. l. 1494. 4. — De nuncio angelico. Ad Philippum, Comitem Palatinum, heroicum. Ad Ludovicum, ejus primogenitum, elegiacum. (Basil. per Joh. Bergmann de Olpe.) 1494. 4. — (Argentor.) 1495. 4. — S. l. 1499. 4.

6) Stilpho. (Comoedia.) S. l. e. a. 4. — Die Vorrede von Eucharius Gallinarius ist aus Speyer, den 1. September 1494, geschrieben. — (Argent.) 1495. 4.

7) Ad illustrissimum principem Eberhardum, Würtembergensem Teccensemque Ducem, panegyricum carmen heroicum, cum ejus explanatione, quae nonnulla principibus decora et rebus publicis salutaria continet. Argentor. 1495. 4.

8) Isidoneus Germanicus, ad R. P. D. Georgium de Gemmingen, Spirensem Praepositum etc. Argent. 1497. 4. und nachher noch verschiedene Straßburger Ausgaben ohne Jahrzahl. Die Zueignung dieses Buchs, das unter Wimphelings Schriften einen vorzüglichen Rang einnimmt, an den Dompropst Georg von Gemmingen, der ihn zur Herausgabe desselben ermunterte, ist ex Nemeto (Speyer) XI. Kalend. Jul. 1496. geschrieben.

9) Germanorum veterum principum zelus et fervor in Christianam religionem Deique ministros. (Auctore Lupoldo de Bebenburg.) Basil. per Joh.

Bergmann de Olpe. 1497. fol. — Von Wimpheling herausgegeben und dem Ritter Friedrich von Dalberg, Bruder des Bischofs von Worms, Johann von Dalberg, zugeeignet.

10) Agatharchia, id est bonus principatus, vel epithoma conditionum boni principis. Argentor. per Mart. Schott. 1498. 4.

11) Philippica, in laudem et defensionem Philippi, Comitis Rheni Palatini, Bavariae Ducis etc. Argent. per Mart. Schott. 1498. 4.

12) Lucubratiunculae insignis atque celeberrimi Jur. utr. Doctoris Petri Schotti, Argent. viri patricii, poëtae elegantissimi. Argent. p. Mart. Schott. 1498. 4. — Wimpheling hat, als Herausgeber dieser gesammelten Schriften seines Jugendfreundes und Studiengenossen, eine Lobschrift auf denselben und einige Nachricht von dessen Leben vorangesetzt.

13) De hymnorum et sequentiarum auctoribus, generibusque carminum, quae in hymnis inveniuntur, brevissima eruditiuncula, ad Jo. Vigilium, Jur. Doct. et novorum jurium Ordinarium Heidelbergensem. S. l. e. a. 4. — Die Zueignung an Vigilius ist zu Heidelberg, den 1. September 1499, geschrieben.

14) Elegantiae majores. Rhetorica pueris utilissima. Tubing. 1499. 4. — Wimphelings Zueignung an seine Schüler, Jacob Sturm und Franz Pauli, ist 1499 zu Heidelberg geschrieben. — Phorcae 1509. 4. Eine neue, vom Verfasser selbst vermehrte und verbesserte Ausgabe. — Ibid. 1511. 4. — Argent. 1513. 4. 1515. 4. — Viennae 1516. 4. — Lipsiae 1517. 4. 1519. 4.

15) Ad illustris Domini Ludovici, Comitis in Loe-

wenstein, filium primogenitum Wolfgangum, Adolescentia. Argent. 1500. 4. — Adolescentia, cum novis quibusdam additionibus etc. Argent. 1505. 4. 1506. 4. — Lips. 1506. 4. — Hagenau 1508. 4. — Argent. 1511. 4. 1514. 4. 1515, per Jo. Knoblouch. 4. eod. per Matth. Hupfuff. 4. — Die Additiones, welche in kleinen Gedichten und prosaischen Aufsätzen Wimphelings und anderer alter und neuer Schriftsteller, größtentheils moralischen Innhalts, bestehen, sind nicht in allen Ausgaben völlig dieselben.

16) Declamatio Philippi Beroaldi de tribus fratribus, ebrioso, scortatore et lusore. Germania Jacobi Wimphelingii, ad Rempublicam Argentinensem. Ad universitatem Heidelbergensem oratio Jac. W. de annunciatione angelica. Argent. 1501. 4. — Die Declamatio etc. hat eine Zueignung Wimphelings an Jakob Sturm, welche zu Straßburg, XIV. Kal. Decembris 1501, geschrieben ist.

17) Defensio Germaniae Jacobi Wimphelingii, quam frater Thomas Murner impugnavit. Epistolae Thomae Wolfii jun. ad fr. Thom. Murner, in defensionem Jacobi Wimphelingii. Friburgi s. a. 4.

18) De fide concubinarum in sacerdotes, quaestio accessoria causa joci et urbanitatis in quodlibeto Heidelbergensi determinata a Magistro Paulo Oleario Heidelbergensi. De fide meretricum in suos amatores, quaestio minus principalis, urbanitatis et facetiae causa in fine quodlibeti Heidelbergensis determinata a Magistro Jacobo Hartlieb Landoiensi. S. l. e. a. 4. — Die Vorrede Krato's von Uttenheim ist aus Schlettstadt, IV. Kal. Septembr. 1501, geschrieben; beide zusammen gehörige Schriften aber sind

von Wimpheling, unter den oben angegebenen erdichteten Nahmen, ausgearbeitet. — Aug. Vindel. ap. Froschower. 1505. 4. — Mogunt. per Frid. Heumann. s. a. 4.

19) Quarta pars operum Johannis Gerson, prius non impressa. Argent. 1502. fol. und nachher mit den drei ersten Bänden, in der neuen, vollständigen Ausgabe, Argent. 1515. fol. Von Wimpheling herausgegeben und mit einer Vorrede versehen.

20) De vita et miraculis Johannis Gerson. Defensio Wimphelingii pro D. Joh. Gerson, et clero seculari, qui in libro, cui titulus Supplementum Coelifodinae, graviter taxati sunt et reprehensi. S. l. e. a. 4. — Das Supplementum Coelifodinae, gegen welches diese Schrift gerichtet ist, kam 1502 heraus.

21) Magnentii Rabani Mauri de laudibus sanctae crucis opus, eruditione, versu prosaque mirificum. Phorcae 1503. fol. — Von Wimpheling, mit einer Vorrede, herausgegeben.

22) De arte metrificandi libellus. Argent. per Matth. Hupfuff. 4. — Der Schluss, von Johannes Adelphus, ist unterschrieben den 18. Jul. 1505.

23) Vita M. Catonis. Sextus Aurelius de vitis Caesarum. Benevenutus de eadem re. Philippi Beroaldi et Thomae Wolfii jun. disceptatio de nomine imperatorio. Epithoma rerum Germanicarum ad nostra usque tempora. Argent. 1505. 4. — Die Epitome rerum Germanicarum ist wieder abgedruckt in Simonis Schardii Rerum Germanicarum scriptor. var. (Giess. 1673. fol.) Tom I. pag. 170 — 199. Da Wimphelings

Zueignung an Thomas Wolf schon VIII. Kalend. Octobr. 1502 geschrieben ist, so ist vielleicht noch eine frühere als die oben erwähnte Ausgabe vorhanden.

24) Soliloquium pro pace Christianorum, et pro Helvetiis, ut resipiscant. Ad honorem Regis Romanorum, et principum, ad cautelam etiam civitatum S. Rom. Imperii, ne apostatae fiant. S. l. e. a. 4. — Die Schrift ist dem Kurfürsten Jakob von Mainz zugeeignet, welcher von 1504 bis 1508 regierte, und ihre Erscheinung fällt wahrscheinlich in das Jahr 1505.

25) De integritate libellus. Argent. 1505. 4. — cum epistolis praestantissimorum virorum, hunc libellum approbantium et confirmantium. Argent. 1506. 4. — Eine frühere, angeblich 1503 erschienene Ausgabe, *) ist erdichtet, da Wimpheling das Buch, zu Folge der Vorrede, erst 1505, aus dem Wilhelms-Kloster vor Freiburg, schrieb. Dupin **) erklärt es mit Recht für eins der schönsten und nützlichsten unter Wimphelings Büchern. Wie es aber zugleich zu einem heftigen Streite Anlass gab, ist oben in Wimphelings Leben erzählt worden.

26) Apologetica declaratio in libellum de integritate, de eo, an Sanctus Augustinus fuerit monachus. Cum epistola Thomae Wolfii jun. etc. (Argent. 1505.) 4. Die Jahrzahl geht aus dem mit abgedruckten Briefe Thomas Wolfs an Wimpheling hervor, welcher den 31. Jul. (pridie Kalend. August.) 1505 geschrieben ist.

---

*) Niceron, Memoires etc. Tom. XXXVIII. pag. 17.

**) Bibliotheque des auteurs ecclesiastiques, Tome XIV. pag. 117.

27) Ad Julium II. Pont. Max. querulosa excusatio Jac. Wimphelingii, ad instantiam fratrum Augustinensium ad curiam Romanam citati, ut propria in persona ibidem compareat, propterea quod scripsit divum Augustinum non fuisse monachum vel fratrem mendicantem. S. l. e. a. 4. — Wahrscheinlich 1506 oder in dem zunächst folgenden Jahre, keineswegs aber, wie Niceron*) irrig vermuthet, 1512, wo dieser Streit längst beigelegt war.

28) Apologia pro republica christiana. Phorcae 1506. 4. — Eine theils ernsthafte, theils satyrische Vertheidigung der Theologie und des geistlichen Standes, gegen die damaligen Rechtsgelehrten, welche, bei eigner gänzlicher Unwissenheit in allgemeineren gelehrten Kenntnissen, sich verächtliche Ausfälle auf die Theologen, Philosophen, Dichter und andere Gelehrte erlaubten; besonders gegen einen gewissen D. Franz Schatzer von Rotweil. Wimpheling hatte sich in diesem Buche, wider seine Gewohnheit, einer sehr scharfen und anzüglichen Schreibart bedient, und wollte es daher gar nicht öffentlich erscheinen lassen; es ward aber, wider seinen Willen, von Thomas Wolf herausgegeben, wahrscheinlich mit in der Absicht, um, in Beziehung auf die damals von den Augustinern gegen Wimpheling erregten Streitigkeiten, dessen aufrichtige Gesinnungen gegen den geistlichen Stand im allgemeinen daraus darzuthun, daher sich auch Wimpheling in seiner Vertheidigungsschrift auf dieses Buch beruft.

29) Contra quendam, qui se Franciscum Schatzer appellat, complicesque suos, expurgatio. Epistolae ad

---

*) l. c. pag. 20.

Julium II. summum pontificem. Epistola ad Albertum, Episcopum Argentinensem. S. l. 1506. 4.

30) Contra turpem libellum Philomusi, defensio Theologiae scholasticae et neotericorum. S. l. e. a. 4. — Wahrscheinlich 1506, oder bald nachher, da das Buch des Jakob Locher (Philomusus), gegen welches diese Schrift gerichtet ist, in diesem Jahre erschien.

31) Vita S. Adelphi Episcopi. Argent. 1506. 4.

32) Epistola consolatoria ad Suevos. Argent. 1506. 4.

33) D. Bernardus in symbolum apostolorum. Idem in orationem dominicam. Idem de fide christiana. (Argent.) 1506. 4. — Wimpheling hat diese Ausgabe mit einer Vorrede versehen.

34) Oratio de Sancto Spiritu. Phorcae 1501. 4. — Herausgegeben von Ringmann, welcher in der Vorrede auch ein Verzeichniss von Wimphelings Schriften mittheilt.

35) Basilii Magni de legendis antiquorum libris opusculum divinum. Argent. 1507. 4. — Mit Wimphelings Vorrede.

36) Roderici, Episcopi Zamoriensis, Speculum vitae humanae, etc. Argent. 1507. fol. — Wimpheling hat an dieser Ausgabe Antheil.

37) Henrici de Hassia Speculum animae, seu soliloquium. Contra poëtas pro theologis epistola Jo. Campani. In theologorum laudem versus ejusdem. Elegia Joannis Papae XXIII. in concilio Constantiensi depositi. Elegia Sebastiani Brant, in mortem Philippi, Regis Castellae, filii Maximiliani Regis. Argent. 1507. 4. — Mit einer Vorrede von Wimpheling, als Herausgeber dieser Schriften.

38) Guilhermus, Episc. Parisiensis, de collationi-

bus et pluralitate ecclesiasticorum beneficiorum. Albertus Magnus, de adhaerendo Deo. S. Bonaventura, ad fratres mendicantes, quales esse debeant erga praelatos et ecclesiarum rectores. (Argent.) 1507. 4. — Ebenfalls von Wimpheling mit einer Vorrede herausgegeben.

39) Argentinensium Episcoporum catalogus, cum eorundem vita atque certis historiis, rebusque gestis, et illustratione totius fere episcopatus Argentinensis. Argent. 1508. 4. — Ex editione Jo. Mich. Moscherosch. Argent. 1651. 4.

40) Lupoldus, Episc. Bambergensis, de juribus et translatione imperii. Argent. 1508. 4. — Mit einer Zueignung von Wimpheling, als Herausgeber, an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen.

41) Hortulus animae, denuo diligentissime per D. Brant et M. Jacobum Wimphelingium castigatus. Argent. 1509. 8.

42) In Joannis Kaisersbergii, Theologi doctrina vitaque probatissimi, primi Argentinensis ecclesiae praedicatoris, mortem planctus et lamentatio, cum aliquali vitae suae descriptione et quorundam epitaphiis. Oppenheim 1510. 4. — In der Zueignung an den Bischof Philipp von Freisingen, gebornen Herzog von Baiern, gibt sich Wimpheling als Verfasser zu erkennen.

43) Oratio Angeli, Anachoretae Vallis umbrosae, pro Concilio Lateranensi, contra conventiculum Pisanum. S. l. e. a. 4. — Wimphelings Vorrede zu dieser Ausgabe ist geschrieben ex Castello Wicgerami, VI. Kal. Febr. 1512.

44) Orationis Angeli Anachoretae Vallis umbrosae ad

Julium II. super concilio Lateranensi confirmatio, cum exaggeratione Jacobi Wimphelingii, Heremitae silvae Hercyniae. S. l. e. a. 4.

45) De vita et moribus episcoporum aliorumque praelatorum et principum libellus, etiam privatis personis utilis lectuque jucundus, ad Guilelmum III. Episcopum Argentinensem. Argent. 1512. 4. — Wimpheling nennt sich in der Zueignung an den Bischof Wilhelm von Straßburg, gebornen Grafen von Hohenstein.

46) Ad Leonem X. Pont. Max. Carmen contra prodigos in scorta, in tanta pauperum, pustalatorum et puerorum expositorum multitudine. (Argent.) Typis Schurerianis. 4. (Wahrscheinlich 1512.)

47) Castigationes locorum in canticis ecclesiasticis et divinis officiis depravatorum. Sunt autem castigationes hae quae sequuntur: 1) Totius officii de visitatione dominae nostrae. 2) Hymnorum. 3) Sequentiarum. 4) Antiphonarum. 5) Responsoriorum. 6) Collectarum. Argent. 1513. 4.

48) Sermo ad juvenes, qui sacris ordinibus initiari et examini se submittere petunt. Argent. 1514. 4. — Vienn. 1517. 4.

49) Diatriba de proba institutione puerorum in trivialibus, et adolescentum in universalibus gymnasiis. De interpretandis ecclesiae collectis regulae XVI. De ordine vitae sacerdotalis. Ad contemtores literarum et bellorum sectatores. Hagenau 1514. 4. — Vielleicht existirt von diesen Abhandlungen, wenigstens der ersten, schon eine frühere Ausgabe, Oppenheim 1510, deren Dasein sich aber nur auf das Zeugniss eines einzigen Katalogs gründet.

50) Isocratis de regno gubernando ad Nicoclem liber, a Martino Philetico interprete divo Friderico III. dicatus. Quinti Aemiliani, Cimbriaci poëtae, Epicedion tetracolon in divum Fridericum III. Imp. ad Maximilianum. Aloysii Marliani, Mediolanensis, ad Jacobum de Bannissis, Caes. Secretarium, Epistola elegantissima, qua calamitosa Philippi, Hispan. Regis, in Hispaniam navigatio graphice describitur. Joachimi Vadiani, Helveti, Carmen maximorum Caesarum Friderici III. patris et filii Maximiliani laudes continens. Jacobi Wimphelingi, Selestensis, ad Jacobum Spiegel, ex sorore nepotem, Expurgatio contra detractores. Viennae 1514. 4.

51) De Germanicae nationis et imperii gravaminibus contra sedem et curiam Romanam, ad Aeneam Sylvium, Senensem tunc temporis Episcopum, replicae. — Die Zueignung, an den Kurfürsten Albert von Mainz, ist ex Eremo, XIV. Kal. Junii 1515 geschrieben; doch finde ich von einer einzelnen Original-Ausgabe keine Nachricht, wahrscheinlich weil diese Schrift von den früheren Literatoren mit der folgenden verwechselt worden ist. Sie steht nachher auch in Marq. Freheri German. rerum scriptor. var. Tom. II. (Francof. 1602. fol.) pag. 381 — 391.

52) Gravamina Germanicae nationis, cum remediis et avisamentis ad Caesarem Maximilianum. Selestadii ex offic. Schureriana. S. a. 4. — Diese Schrift kann nicht vor 1518 erschienen sein, weil sie sich auf den Reichstag, welcher in demselben Jahre zu Augsburg gehalten wurde, bezieht. Vielleicht ist sie, zugleich mit der folgenden, 1520 herausgekommen. — Die Gra-

vamina Germanicae nationis ad Carolum, electum Romanorum Regem, welche, nebst einigen andern auf die Wahl Karls V. Bezug habenden Stücken, Coloniae 1520 erschienen, sind ohne Zweifel von dem obigem Wimphelingischen Werke ganz verschieden.

53) Divo Maximiliano jubente, Pragmaticae sanctionis medulla excerpta. Selestad. in aed. Schurer. 1520. 4. — Diese und die vorige Schrift finden sich ebenfalls in Freyers vorhin angeführtem Werke, Tom. II. pag. 373 — 381.

54) Hymni de tempore et de sanctis, in eam formam, qua a suis auctoribus scripti sunt, denuo redacti et secundum legem carminis diligenter emendati et interpretati. Argent. 1519. 4. — Mit Wimphelings Vorrede an Vigilius. Wahrscheinlich ist noch eine frühere Ausgabe vorhanden.

55) Epistola de inepta et superflua verborum resolutione in cancellis, et de abusu exemptionis in favorem omnium Episcoporum et Archiepiscoporum. Oratio ad Deum pro peccatorum remissione. etc. S. l. e. a. 4. — Die eigentliche Zeit der Erscheinung dieses Buches ist nicht gut auszumitteln; doch ist es höchst wahrscheinlich eine von Wimphelings späteren Schriften.

56) Als ein, wahrscheinlich unächtes Werk von Wimpheling, führe ich hier zum Schlusse folgendes noch an: Avisamentum de concubinariis non absolvendis quibuscumque, ac eorum periculis quamplurimis, a Theologis Coloniensibus approbatum, cum additionibus sacratissimorum canonum. S. l. e. a. 4. — Die anonyme Vorrede zu diesem Werke ist aus Straßburg 1507 geschrieben; doch wird auch schon eine

ältere Ausgabe, Coloniae 1504. 4. angeführt. In der Folge sind noch einige herausgekommen. Freytag *) sucht es wahrscheinlich zu machen, daß Wimpheling der Verfasser dieses Traktates sei; doch führt keine der vorhandenen Ausgaben, so viel bekannt, seinen Nahmen, und die Behauptung wird durch weiter nichts unterstützt, als durch den Umstand, daß Wimpheling auch in andern Schriften gegen den Unfug, welcher den Gegenstand dieses Traktates ausmacht, sehr eifert. Dagegen scheint doch das latino-barbarische Wort, mit welchem der Titel gleich anfängt, für einen Gelehrten wie Wimpheling, nicht recht zu passen. — Ein ähnliches Werk, Directorium concubinariorum etc. Colon. 1508. 4. — wird ebenfalls dem Wimpheling ohne weiteren Beweis zugeschrieben.

*) Apparatus literar. Tom. I. pag. 183.

Gedruckt bei Fr. Faber in Magdeburg.

Druckfehler.

Seite	26	Zeile	16	ſt. tugenhaften l. tugendhaften
=	29	=	6	v. u. nach ſind l. in
=	35	=	18	ſt. Liudgerns l. Liudgerus
=	81	=	8	ſt. vollkommenen l. vollkommenem
=	109	=	11	ſt. ſie l. ſich.
=	144	=	17	ſt. Impratorise l. Imperatoris
=	176	=	7	v. u. ſt. dieſen l. dieſem
=	209	=	9	v. u. ſt. Sevarino l. Severino
=	222	=	23	ſt. vom l. von
=	281	=	6	v. u. ſt. unbegründe l. unbegründete
=	282	=	7	ſt. antworte l. antwortete
=	—	=	14	ſt. anzuhören l. anhören.
=	302	=	2	v. u. ſt. reventiam l. reverentiam
=	305	=	8	v. u. ſt. Aufenthaltsorte l. Aufenthaltsort
=	335	=	16	ſt. ſpätern l. ſpätere
=	340	=	4	v. u. ſt. 299 l. 289
=	366	=	19	ſt. errathen l. erachten
=	383	=	5	v. u. ſt. von l. aus
=	399	=	8	v. u. nach und l. nach
=	452	=	3	ſt. vor l. von

Digitized by Google

Digitized by Google

610

Digitized by Google

Digitized by Google